

Walentin Michailowitsch Bereshkow
Jahre im diplomatischen Dienst

Dietz Verlag Berlin 1973

W.M. Bereshkow

Jahre im
diplomatischen
Dienst



Dietz Verlag Berlin 1975

Vorwort zur deutschen Ausgabe

Es freute mich, zu erfahren, daß dieses Buch in der Deutschen Demokratischen Republik erscheinen wird – vor allem, weil die darin geschilderten Ereignisse in beträchtlichem Maße das Problem der Beziehungen zwischen den Sowjetmenschen und den Deutschen berühren. Ebendeshalb könnte dieses Buch, wie mir scheint, für die Leser in der DDR von besonderem Interesse sein. Außerdem ist es für die Völker unserer beiden brüderlich verbundenen Staaten, die zusammen mit den anderen sozialistischen Ländern für Frieden und Menschenglück wirken und schaffen, stets wichtig, der Lehren der Vergangenheit eingedenk zu sein.

Die Entstehung eines Staates der Werktätigen auf deutschem Boden – der Deutschen Demokratischen Republik – ist eine historische Errungenschaft von größter Bedeutung. Die Existenz der DDR und ihre Friedenspolitik sind das sichere Unterpfand dafür, daß die finsternen Zeiten der Vergangenheit, als der deutsche Imperialismus und Militarismus die Völker des europäischen Kontinents wie auch der ganzen Welt immer wieder in verheerende Kriege hineinriß, sich niemals mehr wiederholen werden.

Die Freundschaft und Zusammenarbeit zwischen den Völkern der UdSSR und der DDR, die sich auf die gemeinsame marxistisch-leninistische Ideologie gründet, die Erfolge der sozialistischen Gemeinschaft – all das führte dazu, daß auch die herrschenden Kreise der BRD ihren negativen Nachkriegskurs revidieren und den Weg neuer Beziehungen zur Sowjetunion und zu den anderen sozialistischen Ländern, darunter auch zur Deutschen Demokratischen Republik, einschlagen mußten.

Wir dürfen natürlich nicht vergessen, daß es in der kapitalistischen Welt noch immer eine Reihe, und zwar recht einflußreicher Gegner der Entspannung gibt. Sie werden es noch [6:] mehr als einmal, versuchen, die bisherige Entwicklung rückgängig zu machen. Doch die Lehren der Geschichte zeigen überzeugend, wie wichtig es ist, derartigen Versuchen die Geschlossenheit überzeugter Kämpfer für den Frieden, der gesamten fortschrittlichen Menschheit entgegenzustellen.

Wenn ich über Ereignisse der Vergangenheit, deren Zeuge ich gewesen bin, berichte, möchte ich zeigen, welch große Bedeutung zu jener Zeit der Kampf der Sowjetunion für den Frieden, ihre Appelle zur Schaffung eines Systems der kollektiven Sicherheit, zur Einheit der demokratischen Kräfte mit dem Ziel der Unterbindung der Aggression gehabt haben. Doch damals – in den dreißiger Jahren – waren die sogenannten westlichen Demokratien zu einem ernsthaften übereinkommen, mit der Sowjetunion nicht bereit. Im Gegenteil, sie taten alles, um den damals einzigen sozialistischen Staat auf unserer Erde zu isolieren, und ermunterten Hitler zur Aggression gegen die UdSSR.

Gerade weil Großbritannien und Frankreich beharrlich dagegen waren, mit der Sowjetunion in der Praxis zusammenzuarbeiten und die Abwehr der faschistischen Aggression zu organisieren, sah sich die Sowjetregierung gezwungen, im Jahre 1939 das Angebot Berlins zum Abschluß eines Nichtangriffspaktes anzunehmen. Damit gelang es, den Krieg für nahezu zwei Jahre von der Sowjetunion fernzuhalten, Zeit für die Vorbereitung auf die unvermeidliche Auseinandersetzung mit dem faschistischen Ungeheuer zu gewinnen.

Gleichzeitig führte die damals entstandene Situation dazu, daß die Westmächte, die der Sowjetunion eine Falle stellen wollten, selbst in tödliche Gefahr gerieten. Nachdem Hitlerdeutschland das bürgerliche Polen zerschlagen hatte, okkupierte es Dänemark, Norwegen, Belgien, die Niederlande, Luxemburg und dann auch Frankreich. Großbritannien bewahrte seine Insellage vor dem Schlimmsten. So schuf der objektive Verlauf der Ereignisse die Voraussetzungen für die Entstehung der Antihitlerkoalition, die nach dem Überfall Nazideutschlands auf die Sowjetunion schließlich Wirklichkeit wurde.

Das nunmehr dem deutschen Leser vorliegende Buch ist zu [7:] einem beträchtlichen Teil der Periode des Kampfes der Staaten der Antihitlerkoalition gegen die faschistischen „Achsenmächte“ gewidmet. Dabei wird der Leser erkennen, daß die Beziehungen zwischen den Teilnehmerländern dieser Koalition recht kompliziert gewesen sind. Einerseits einte sie das Streben, den gemeinsamen Feind zu

schlagen, andererseits mußte die Tatsache, daß der Koalition Staaten unterschiedlicher gesellschaftlicher Systeme angehörten, ihr Verhältnis zueinander zwangsläufig beeinflussen. Faktisch war es der erste Versuch einer Zusammenarbeit kapitalistischer Staaten mit sozialistischen in diesem Ausmaß, noch dazu unter den höchst komplizierten Bedingungen eines beispiellosen Krieges.

Unterschiedlich waren auch die Ziele, die sich die Teilnehmer der Antihitlerkoalition stellten. Während die Sowjetunion danach strebte, den Feind möglichst schnell zu schlagen, aus den von ihm okkupierten Territorien zu vertreiben, die von den Faschisten versklavten Völker Europas zu befreien, sorgten sich die Londoner Politiker vor allem um die Erhaltung und Festigung der Empire-Positionen Großbritanniens, während in Washington schon damals mit dem Gedanken an die Errichtung der Weltherrschaft Amerikas nach dem Kriege gespielt wurde.

Die imperialistischen Kreise Großbritanniens und der USA setzten offensichtlich auf die Schwächung sowohl ihrer Hauptkonkurrenten – Deutschland und Japan – als auch ihres Verbündeten, der Sowjetunion. Die UdSSR und Deutschland, so spekulierten sie, werden sich im bewaffneten Kampf gegenseitig so weit schwächen, daß es den USA und Großbritannien ein leichtes sein wird, für sich vorteilhafte Friedensbedingungen zu diktieren.

Mit diesen Bestrebungen waren viele dramatische Momente des zweiten Weltkrieges verbunden: die hinausgeschobene Eröffnung der zweiten Front in Europa, Churchills Balkanabenteuer, die Verzögerungen bei der Lieferung englischamerikanischen Kriegsmaterials an die Sowjetunion in den für sie schwersten Monaten des Krieges usw. Die gleichen Bestrebungen bestimmten auch die Nachkriegspolitik der USA und Großbritanniens voraus – sie lagen dem von den imperialistischen Mächten entfesselten kalten Krieg gegen die Sowjetunion und die anderen sozialistischen Länder zugrunde.

Blickt man heute, dreißig Jahre nach den im Buch beschriebenen Ereignissen, zurück, so kann man nicht übersehen, daß die Politik der führenden kapitalistischen Staaten im Grunde seit der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution in Rußland von ihrem Haß gegen die neue Gesellschaftsordnung bestimmt war. Die herrschenden Kreise dieser Mächte waren der Ansicht, daß der Geschichte im Oktober 1917 ein „Fehler“ unterlaufen, daß die Geburt der sozialistischen Ordnung auf einem Sechstel der Erde „gesetzwidrig“ sei. Und sie versuchten mit einer Beharrlichkeit, die eines besseren Zwecks würdig gewesen wäre, wieder und wieder, diesen „Fehler“ zu „korrigieren“, das heißt, das sozialistische Land zu liquidieren, die Welt in den Zustand der ungeteilten Herrschaft des Kapitalismus zurückzusetzen.

Die Intervention der 14 Mächte gegen den jungen Sowjetstaat, die dreisten Überfälle der japanischen Militaristen auf die Sowjetunion, die Provokationen und Diversionen jeder Art, die Ermunterung und Unterstützung Hitlers in seinem Streben, im Osten „Lebensraum“ zu erobern, die Versuche, die Sowjetunion im zweiten Weltkrieg, in dem man sie im Grunde allein gegen das über die Ressourcen fast ganz Europas verfügende Hitlerdeutschland kämpfen ließ, zu schwächen, und schließlich die Spekulationen auf das Atommonopol der USA und die Entfesselung des kalten Krieges – all das sind ruhmlose Etappen ein und derselben Politik, einer Politik, die der sozialistischen Ordnung das Existenzrecht absprach und die Möglichkeit der friedlichen Koexistenz zweier entgegengesetzter Gesellschaftssysteme auf unserem Planeten negierte.

Gewaltige Anstrengungen der sozialistischen Gemeinschaft, eine machtvolle Entwicklung der internationalen kommunistischen und Arbeiterbewegung und neue Erfolge der nationalen Befreiungsbewegung waren erforderlich, damit die herrschenden Kreise der kapitalistischen Welt allmählich zu der Einsicht gelangten, daß der bisherige Kurs unrealistisch und verhängnisvoll war. Schließlich sahen sie sich gezwungen, das Prinzip der friedlichen Koexistenz in den Beziehungen zu den [9:] sozialistischen Ländern zu akzeptieren, die Unvermeidlichkeit des Entspannungsprozesses anzuerkennen. Wird dieser Prozeß unumkehrbar gemacht, so darf angenommen werden, daß die Welt in eine wahrhaft neue Ära eintritt, in die Ära der friedlichen Lösung internationaler Probleme, in die Ära der gegenseitig vorteilhaften Zusammenarbeit, die Kriege und bewaffnete Konflikte ausschließt.

Ein wichtiges Element dieser Epopöe des Kampfes für den Frieden, der sich vor unseren Augen weiter entfaltet, ist das Ringen der sowjetischen Diplomatie in den Jahren des zweiten Weltkrieges um

die Schaffung von Voraussetzungen für eine bessere Zukunft gewesen. Dieser Kampf ist es, von dem in meinem nunmehr den Lesern in der DDR vorliegenden Buch vor allem die Rede sein wird.

In den letzten Jahren bin ich wiederholt in der Deutschen Demokratischen Republik gewesen und konnte beobachten, wie erfolgreich ihr Volk am Aufbau des neuen Lebens arbeitet. Sollten die Leser aus diesem Buch auch nur ein wenig zusätzliche Inspiration für ihr Wirken beim Aufbau des Sozialismus, zur Sicherung des Friedens und zur Festigung der Freundschaft zwischen unseren Völkern schöpfen, so wird das für den Autor die größte Genugtuung sein.

Walentin Bereshkow

[11:]

Die Mission in Berlin

[13:]

Verhandlungen in der Wilhelmstraße

Der Sonderzug

Am Abend des 9. November 1940 verließ ein ungewöhnlicher Zug außerplanmäßig den Belorussischen Bahnhof in Moskau. Er bestand aus mehreren Wagen westeuropäischer Bauart. Seine Fahrgäste waren Mitglieder und Mitarbeiter einer sowjetischen Regierungsdelegation, die sich zu Verhandlungen mit der deutschen Regierung nach Berlin begab.

Heute bestehen von der Sowjetunion aus direkte Eisenbahnverbindungen mit vielen Staaten. Wenn ein Fahrgast auf einem der Moskauer Bahnhöfe in einen Waggon steigt, kann er darin bis nach Berlin reisen. Vor dem zweiten Weltkrieg jedoch fuhren die sowjetischen Züge nur bis zu unserer Staatsgrenze. Dort stiegen die Passagiere in eine Bahn um, die sie bis zur ersten Station im Ausland brachte, wo sie wieder in einen anderen Zug, der nach Westeuropa fuhr, umsteigen mußten. Diese Komplikationen ergaben sich durch die unterschiedliche Spurweite, und das Umspuren wurde damals noch nicht allgemein praktiziert. Auch in dieser Hinsicht war der für die sowjetische Delegation bereitgestellte Zug etwas Besonderes. Er sollte die ganze Strecke von Moskau bis Berlin zurücklegen: An der Grenze standen Drehgestelle mit westeuropäischer Spurweite für ihn bereit.

Nachdem ich im Speisewagen in aller Ruhe das Abendessen eingenommen hatte, kehrte ich in mein Abteil zurück und legte mich nieder. Doch der Schlaf ließ lange auf sich warten – zu aufgewühlt war ich von den Ereignissen des Tages. Ich hatte erst am Vormittag von der Reise erfahren. Dann hieß es die laufende Arbeit übergeben, alle mit der Ausstellung eines Auslandspasses verbundenen Formalitäten erledigen, in aller Eile packen und eine Stunde vor Abfahrt des Zuges auf dem Bahnsteig sein.

[14:] Im fuhr nicht zum erstenmal ins Ausland. Im Frühjahr und Sommer 1940 hatte ich als Mitarbeiter der sowjetischen Handelsvertretung in Berlin nicht nur ganz Deutschland bereist, sondern war auch in Belgien, in den Niederlanden und in Polen gewesen. Da ich neben einer Fachausbildung als Technologie-Ingenieur auch solide Kenntnisse der deutschen Sprache besaß, wurde ich oft zu wichtigen Wirtschaftsverhandlungen hinzugezogen. Im Herbst 1940 rief man mich nach Moskau zurück und setzte mich als Referent im Volkskommissariat für Außenhandel ein. In den Fällen, da der Volkskommissar (es war damals A. I. Mikojan) persönlich mit deutschen Wirtschaftsdelegationen verhandelte, fungierte ich als Dolmetscher. Aus meiner Arbeit wußte ich, daß die deutsche Seite in den letzten Monaten mit der Lieferung wichtiger Ausrüstungen an die Sowjetunion in Rückstand geraten war und zugleich dringend eine Erhöhung der sowjetischen Lieferungen an Erdöl, Getreide, Mangan und anderen Waren forderte. Es war zu erwarten, daß alle diese Fragen in Berlin zur Sprache kommen würden. Doch die Zusammensetzung der sowjetischen Delegation, der diplomatische und militärische Experten angehörten und die unter Leitung des Vorsitzenden des Rates der Volkskommissare und Volkskommissars für Auswärtige Angelegenheiten, W. M. Molotow, stand, ließ vermuten, daß vor allem politische Verhandlungen bevorstanden.

Die internationale Situation war zu jener Zeit recht kompliziert. Die von der Sowjetregierung seit Jahren unternommenen Versuche, mit Großbritannien und Frankreich die gemeinsame Abwehr einer faschistischen Aggression zu vereinbaren, waren erfolglos geblieben. Im Sommer 1939 wurde klar, daß die Westmächte nur daran dachten, wie sie die Sowjetunion isolieren und die Aggression des „Dritten Reichs“ gegen unser Land lenken könnten, um sich später mit Hitler zu einem antikomunistischen Feldzug zu vereinigen. Unter diesen Umständen hatte es die Regierung der UdSSR für notwendig erachtet, auf einen Vorschlag aus Berlin einzugehen und mit der deutschen Regierung einen Nichtangriffspakt zu schließen. So konnte die Sowjetunion die ihr drohende Kriegsgefahr zunächst einmal abwenden und Zeit für die Vorbereitung der Abwehr einer künftigen faschistischen Aggression gewinnen.

Mit dem Abschluß dieses Paktes mit Deutschland durchkreuzte die Sowjetunion die von den reaktionären Kreisen des Westens ausgeheckten Pläne für die Vereinigung der englisch-französischen Reaktion mit dem deutschen Faschismus zu einer gemeinsamen antisowjetischen Front. Das wichtigste positive Ergebnis dieses Paktes war, daß die Gefahr einer solchen Vereinigung abgewendet wurde.

Von großer Bedeutung war ferner, daß durch die Wiedervereinigung der Westgebiete der Ukraine mit der Sowjetukraine und Westbelorußlands mit Sowjetbelorußland sowie durch den Eintritt der baltischen Republiken Litauen, Lettland und Estland in den Verband der Sowjetunion die Staatsgrenze unseres Landes beträchtlich nach Westen verschoben wurde.

Indessen war der Krieg Tatsache geworden. Die Operationen der faschistischen Wehrmacht folgten rasch aufeinander: Besetzung Polens, Dänemarks, Norwegens, der Niederlande, Belgiens, Luxemburgs und schließlich Frankreichs, dessen Regierung nach Unterzeichnung der Kapitulation im Walde von Compiègne nach dem kleinen Kurort Vichy übersiedelte. Danach verstaubte der Plan „Seelöwe“ für den Überfall auf die Britischen Inseln in den Regalen des deutschen Generalstabs. Es gab nur Kampfhandlungen in Nordafrika. Im übrigen verliefen der Spätsommer und der Herbst 1940 ziemlich ruhig.

Wir alle machten uns natürlich Gedanken darüber, wie es weitergehen sollte. Wie lange. noch würde Hitler seine Verpflichtungen aus dem sowjetisch-deutschen Nichtangriffspakt einhalten? Würde er sich nicht gegen den Osten wenden? Im Herbst 1940 unternahm Berlin eine Reihe von Schritten, die die sowjetisch-deutschen Beziehungen komplizierten. In Finnland landeten deutsche Truppen, in Rumänien traf eine deutsche Militärmission ein. Berlin setzte Bulgarien unter Druck. Die Lieferungen deutscher Ausrüstungen an die Sowjetunion wurden verzögert. Es war wichtig, die wahren Absichten Hitlers abzutasten, und das war auch eines. der Ziele der diploma-[16:]tischen Mission, die sich im November 1940 auf Einladung der deutschen Regierung nach Berlin begab.

Am nächsten Morgen begann im Sonderzug der übliche Arbeitstag. Wir standen mit Moskau in Funkverbindung und verfolgten aufmerksam die internationalen Ereignisse. Es war bereits verlautbart worden, daß eine sowjetische Regierungsdelegation nach Deutschland unterwegs war, und die Weltpresse kommentierte diese Reise ausgiebig.

Im Wagen der Referenten wurde das gesamte Nachrichtenmaterial ausgewertet und zu kurzen Übersichten für die Delegationsmitglieder verarbeitet. Schreibkräfte tippten diese sofort mit mehreren Durchschlägen. Die Experten hatten ihre Sorgen. Sie sichteten noch einmal die mitgenommene Dokumentation über die Geschichte der russisch-deutschen und sowjetisch-deutschen Beziehungen und merkten an, was bei den Verhandlungen zur Unterstützung unserer Argumentation benötigt werden könnte.

Die Strecke, die unser Zug fuhr, wurde besonders bewacht. Alle vierhundert bis fünfhundert Meter konnte man am Bahndamm einen bewaffneten Rotarmisten bemerken, zumeist rauchend auf einem Baumstumpf sitzend oder auf ausgebreitetem Uniformmantel liegend.

Der Sinn des Paktes

Der überraschende Moskaubesuch des deutschen Außenministers Joachim von Ribbentrop im August 1939 und der nach den Verhandlungen geschlossene Nichtangriffspakt zwischen der Sowjetunion und Deutschland – zwischen Staaten, deren Beziehungen zuvor recht gespannt, um nicht zu sagen feindselig, gewesen waren – wirkten seinerzeit wie eine Sensation. Viele begriffen den Sinn des Paktes nicht. Es gab reichlich verleumderische Ausfälle gegen die Sowjetunion: Sie sollten die Politik des damals einzigen sozialistischen Staates in den Augen der Weltöffentlichkeit diffamieren. Die Sache wurde so dargestellt, als habe Moskau nahezu „Verrat“ geübt; als es in ein Übereinkommen mit Berlin einwilligte. Besonders viel [17:] Lärm schlug in diesem Zusammenhang der bürgerliche Propagandaapparat Großbritanniens und Frankreichs. Indessen trugen die herrschenden Kreise gerade dieser Länder die Verantwortung für eine solche Wende der Ereignisse. Durch ihr Verschulden blieb dem beharrlichen Kampf des Sowjetstaates für ein System der kollektiven Sicherheit in Europa, für die gemeinsame Abwehr der faschistischen Aggressoren der Erfolg versagt.

Man hört übrigens auch heute noch, nach mehr als drei Jahrzehnten, die alte Propagandaweise, die Sowjetunion sei, als sie 1939 einen Pakt mit Hitlerdeutschland schloß, den Kräften der Demokratie in den Rücken gefallen. Auch heute wird noch behauptet, Moskau habe „urplötzlich“ und „völlig grundlos“ das Bündnis mit den Westmächten Großbritannien und Frankreich ausgeschlagen und sich – „unheilvolle Ziele“ verfolgend – mit Berlin verständigt. Wer diese Weise singt, möchte ganz aktuelle Absichten stützen: Die Friedenspolitik der Sowjetunion und der andere~ sozialistischen Staaten soll in ein falsches Licht gerückt, ihr Kampf für die allgemeine Sicherheit, für den Triumph der Prinzipien der friedlichen Koexistenz von Staaten mit unterschiedlicher Gesellschaftsordnung gestört werden. Es braucht nicht besonders betont zu werden, daß die Nachkömmlinge der Vertreter der Münchener Politik, die am Vorabend des zweiten Weltkrieges die sowjetischen Vorschläge für die kollektive Sicherheit haben scheitern lassen, bei ihrem Bemühen um erneutes Anheizen der antisowjetischen Hysterie nicht sehr erfolgreich sind. Doch ebensowenig darf man die Augen davor verschließen, daß derartige Versuche die internationale Atmosphäre bis zu einem gewissen Grade vergiften und das historische Bild verzerren.

Im Jahre 1939 sahen die herrschenden Kreise Großbritanniens und Frankreichs ihre Aufgabe vor allem darin, die Aggression Hitlers gegen die Sowjetunion zu lenken. Sie spekulierten darauf, mit Hilfe der Nazis die ihnen verhaßte sozialistische Macht beseitigen, den Bolschewismus vernichten zu können. Gleichzeitig wurde eine weitere Aufgabe gestellt: Da in einem solchen Kampf, unabhängig von seinem Ausgang, beide Seiten geschwächt werden, gaben sich London und Paris [18:] der Hoffnung hin, im Schlußstadium des Konflikts als „Schiedsrichter“ auftreten und „Friedens“bedingungen zum Vorteil für den englischen und den französischen Imperialismus durchsetzen zu können. Diese kurzsichtige Politik kam vor allem Frankreich letztendlich teuer zu stehen. An den Rand der Katastrophe geriet auch Großbritannien.

Erinnern wir kurz an die Ereignisse jener Zeit. Im Frühjahr und Sommer 1939 fanden in Moskau Verhandlungen zwischen Delegationen Großbritanniens, Frankreichs und der Sowjetunion statt. Die Sowjetregierung forderte konsequent die Schaffung eines Systems der kollektiven Sicherheit und die Organisierung der gemeinsamen Abwehr einer faschistischen Aggression. Indessen wichen die Westmächte einem Abkommen ständig aus und legten einer Vereinbarung allerlei Hindernisse in den Weg, obgleich die Situation in Europa immer kritischer wurde.

Offensichtlich war vor allem die Sowjetunion von einem Überfall Hitlerdeutschlands bedroht, daher stand die Sowjetregierung vor der unmittelbaren Aufgabe, diesen zu verhüten oder zumindest maximal aufzuschieben. Doch Großbritannien und Frankreich stellten Bedingungen, die den Hitlerhorden im Grunde den Weg durch das Baltikum nach dem Osten bahnten.

Nach dem englischen Entwurf sollte die Sowjetunion Hilfe leisten, mit anderen Worten gegen den Aggressor Krieg führen, falls dieser irgendeinen europäischen Nachbarn der UdSSR überfiele – unter der Voraussetzung, daß die sowjetische Hilfe „gewünscht“ würde. Die europäischen Nachbarn der UdSSR waren zu jener Zeit Finnland, Estland, Lettland, Litauen, Polen und Rumänien. Die letzteren zwei besaßen auch englische und französische Garantien. Folglich konnte die Sowjetunion, falls sie ihnen Hilfe erwies, damit rechnen, daß sie gegen den Aggressor im Bündnis mit Großbritannien und Frankreich Krieg führen würde. Doch bei einem Überfall des faschistischen Deutschlands auf Finnland oder die baltischen Staaten bot der englische Entwurf der Sowjetunion keinen Anlaß, mit der Unterstützung der zwei westlichen Großmächte zu rechnen. Außerdem weigerte sich Polen, den Durchmarsch [19:] sowjetischer Truppen durch polnisches Territorium zu gestatten. Das war eine der Ursachen für das Nichtzustandekommen einer Vereinbarung.

Der englische und der französische Vorschlag waren für Hitler faktisch ein Hinweis, wie er die Sowjetunion, völlig isoliert, zum Eintritt in den Krieg zwingen könnte. Von der Sowjetunion wurden einseitige Hilfegarantien für England und Frankreich und einige ihrer Verbündeten gefordert, ohne irgendwelche Gegenverpflichtungen dieser Länder, dem Sowjetstaat zu Hilfe zu kommen, falls er von Hitlerdeutschland überfallen werden sollte.

Die Sowjetunion hingegen wollte ein wirksames Militärbündnis schließen, das die Interessen aller europäischen Länder schützte und Frieden und Sicherheit auf unserem Kontinent garantierte. Am 17. April 1939 überreichte die Sowjetunion der britischen und am 19. April auch der französischen Regierung Vorschläge, die den Abschluß eines rechtsgleichen Vertrages über wirksame gegenseitige Hilfe gegen einen Aggressor zwischen den drei Mächten vorsahen. Im sowjetischen Entwurf hieß es:

„1. England, Frankreich, die UdSSR treffen unter sich ein Abkommen auf fünf bis zehn Jahre über die gegenseitige Verpflichtung, sich im Falle einer Aggression in Europa gegen einen der am Abkommen beteiligten Staaten einander unverzüglich, auch militärisch, zu helfen. 2. England, Frankreich, die UdSSR verpflichten sich, den osteuropäischen Staaten zwischen Ostsee und Schwarzem Meer, die an die Sowjetunion grenzen, im Falle einer Aggression gegen diese Staaten jede, darunter auch militärische Hilfe zu erweisen.“

Die Antwort der britischen Regierung, die schließlich am 8. Mai einging, zeugte davon, daß sich Englands Haltung dem Wesen nach nicht verändert hatte. Erst am 1. Juli stimmte die britische Regierung dem sowjetischen Vorschlag zu, den baltischen Staaten und Finnland Garantien zu gewähren. Doch praktisch ließ sich diese Vereinbarung nicht mehr realisieren. Am 7. Juni hatten Estland und Lettland einen Vertrag mit Hitlerdeutschland unterzeichnet.

Daß den Engländern und Franzosen nicht ernsthaft an [20:] einem übereinkommen mit der Sowjetunion gelegen war, demonstrierten sie auch dadurch, daß sie zu den Verhandlungen nach Moskau untergeordnete Beamte schickten, die noch dazu keine schriftlichen Vollmachten zur Unterzeichnung eines Vertrages besaßen. So war von englischer Seite William Strang, ein Mitarbeiter des Foreign Office, bekannt für seinen pathologischen Antikommunismus, mit der Führung der Verhandlungen betraut worden. Während sich über Europa die Kriegswolken zusammenballten und jede Stunde für die Organisation der Abwehr des Aggressors kostbar war, reiste die britische Militärdelegation, von dem längst nicht mehr aktiven Admiral Reginald Plunkett Drax geleitet, von London aus im Schnecken tempo auf einem Passagierfrachtdampfer. (Hier sei daran erinnert, daß der britische Premier Neville Chamberlain es im Herbst 1938 für notwendig erachtet hatte, in ein Flugzeug zu steigen, um mit Hitler das Münchener Abkommen vorzubereiten, das Verrat an der Tschechoslowakei bedeutete.) Die sowjetische Delegation hingegen wurde vom Vorsitzenden des Rates der Volkskommissare und Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten, W. M. Molotow, und im Stadium der Erörterung militärischer Fragen vom Volkskommissar für Verteidigung, Marschall K. J. Woroschilow, geleitet und besaß die zur Unterzeichnung entsprechender Abkommen erforderlichen Vollmachten.

Die von den Interessen reaktionärer Kreise in London und Paris diktierten hinterhältigen Manöver der britischen und der französischen Diplomatie analysierend, schrieb der damalige USA-Botschafter in Moskau, Joseph Davies, der für seine antinazistischen Ansichten bekannt war, nach Washington: „Aus irgendeinem Grunde ... scheint bei den Demokratien Europas der Impuls zu fehlen, ihre Stellung realpolitisch zu festigen, indem sie sich so stark machen, wie sie es durch Verbindung ihrer Fronten mit den hiesigen Kräften sein könnten ... England und Frankreich scheinen das genaue Gegenteil zu tun und haben den Nationalsozialisten und den Faschisten in die Hand gespielt.“

Doch das, was Davies unerfindlich zu sein schien, entsprach durchaus dem antisowjetischen Kurs der „Demokratien Euro-[21:]pas“, dem Kurs auf ein Komplott mit den „Achsenmächten“ Deutschland und Italien gegen die Sowjetunion.

Gerade zu dem Zeitpunkt, als die Verhandlungen mit den Engländern und Franzosen in eine Sackgasse geraten waren und es ganz offenkundig wurde, daß London und Paris gar nicht an ein Abkommen mit Moskau dachten, im Spätsommer 1939, traf aus Berlin das Angebot ein, einen deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt zu schließen.

Man muß beachten, daß sich die deutsche Regierung damals über die große Gefährlichkeit eines Krieges gegen die Sowjetunion im klaren war. Sie verfügte noch nicht über jene Hilfsquellen, die sich ihr im Jahre 1941 durch die Eroberung nahezu des gesamten westeuropäischen Kontinents erschlossen. Die Hitlerfaschisten hatten noch nicht die leichten Siege im Westen errungen, die ihnen

dann zu Kopfe stiegen. Sie wagten es nicht, ihre Eroberungsgelüste mittels eines Krieges gegen einen so starken Gegner wie die Sowjetunion zu befriedigen. Aus den in letzter Zeit veröffentlichten Dokumenten geht hervor, daß Hitler sogar bereit war, persönlich nach Moskau zu fahren, falls Ribbentrops Mission erfolglos geblieben wäre. Für Deutschland – das war damals die in Berlin vorherrschende Ansicht – sei es zweckmäßiger, zunächst in anderer Richtung auf Beutezug zu gehen.

Die deutsche Regierung hatte bereits Anfang 1939 der UdSSR den Abschluß eines Handelsabkommens angeboten. Unter den Bedingungen einer äußerst sowjetfeindlichen deutschen Politik betrachtete die Sowjetunion eine Entwicklung der ökonomischen Beziehungen mit Deutschland als schwierig. Auf ebendiesen Umstand wies Molotow am 20. Mai 1939 den deutschen Botschafter hin. Am 30. Mai sondierte der Staatssekretär im Auswärtigen Amt, Ernst von Weizsäcker, in einem Gespräch mit dem sowjetischen Geschäftsträger in Berlin, G. A. Astachow, die Möglichkeit von Verhandlungen über eine Verbesserung der Beziehungen. Noch bestimmter äußerte sich dazu der deutsche Botschafter in Moskau, Friedrich Werner von der Schulenburg, bei einer Begegnung mit Astachow am 17. Juni in Berlin. Legationsrat Julius Schnurre, ein verantwortlicher Beamter der Wirtschaftspolitischen Abteilung des Auswärtigen Amtes, sprach sich am 26. Juli gegenüber Astachow – den Hinweisen Ribbentrops folgend – für „die Wiederherstellung guter politischer Beziehungen“ aus. Alle diese Sondierungen der deutschen Seite ließ die Sowjetregierung unbeachtet. „Mein Gesamteindruck geht dahin“, berichtet der deutsche Botschafter in Moskau am 4. August 1939 nach Berlin, „daß die Sowjetregierung gegenwärtig entschlossen ist, mit England [und] Frankreich abzuschließen, falls diese sämtliche sowjetischen Wünsche erfüllen.“ Doch der weitere Verlauf der Verhandlungen mit Großbritannien und Frankreich nahm der Sowjetregierung die Hoffnung auf ein befriedigendes Abkommen. Wie sollte man nun verfahren?

Die Sowjetregierung hätte Deutschlands Paktangebot natürlich ablehnen können; doch dann hätte Hitler die Ablehnung als einen Beweis für Moskaus „aggressive Absichten“ hingestellt. Er hätte den Deutschen erklärt, sein, des Führers, Streben nach Aussöhnung sei auf „schroffe Ablehnung“ gestoßen, und Deutschland bleibe kein anderer Ausweg als ein „Präventivschlag“ gegen die Sowjetunion. In diesem Falle hätten sich die Vertreter der Münchener Politik, die damals an der Spitze der Regierungen in Großbritannien und Frankreich standen und einen wilden Haß gegen das Land der Sowjets hegten, eins ins Fäustchen gelacht. Ihr Wunschtraum, Hitler gegen die UdSSR auszuspielen, wäre in Erfüllung gegangen.

Hätte die Sowjetunion zu jener Zeit in der Auseinandersetzung mit dem bis an die Zähne gerüsteten Hitlerdeutschland auf die Hilfe Londons, Paris oder Washingtons hoffen können? Alles spricht dafür, daß uns nicht einmal die Neutralität der Westmächte sicher gewesen wäre. Am ehesten wäre wohl Anfang der vierziger Jahre statt der Antihitlerkoalition eine antisowjetische Koalition der imperialistischen Mächte zustande gekommen. Die Sowjetunion hätte allein den Ansturm Hitlerdeutschlands abwehren müssen, die Westmächte aber hätten – auch bei nicht unmittelbarer Teilnahme ihrer Streitkräfte an diesem Krieg – Hitler sicherlich mit Rohstoffen, strategischen Materialien und Kriegsgerät unterstützt. Gab es doch in London und Washington einflußreiche Kreise, die das [23:] Sowjetvolk nicht einmal dann, als die Sowjetunion und Großbritannien nach 1941 dem gleichen Antihitlerlager angehörten, siegen sehen wollten! Bei solchen Stimmungen ließ es sich nicht schwer voraussehen, auf wessen Seite die Sympathien der damaligen herrschenden Kreise der Westmächte gewesen wären, falls Hitler bereits im Jahre 1939 die Sowjetunion überfallen hätte. Auch konnte man wohl kaum hoffen, daß die japanischen Militaristen untätig blieben. Sie gierten schon seit langem nach dem sowjetischen Fernen Osten.

Man darf nicht vergessen, daß die japanischen Militaristen zu jener Zeit besondere Aggressivität zeigten. Der Einfall japanischer Truppen in die Mongolische Volksrepublik war praktisch ein Abtasten der sowjetischen militärischen Stärke gewesen. Japans aggressive Pläne und die Versuche der Westmächte, Hitlerdeutschland zum Überfall auf die Sowjetunion zu veranlassen, beschworen für die UdSSR die Gefahr eines Zweifrontenkrieges herauf. Der sowjetisch-deutsche Nichtangriffspakt bannte diese Gefahr zwar nicht vollends, wendete sie aber bis auf weiteres ab.

Hätte Hitlers Feldzug gegen die Sowjetunion nicht im Juni 1941, sondern fast zwei Jahre früher begonnen, so wäre unser Land in eine sehr ungünstige Lage geraten. Erst in den Jahren 1940/1941 lief in der Sowjetunion die Produktion einiger wichtiger moderner Waffenarten an: der Panzerabwehrgeschütze, der T-34-Panzer, der Sturzkampfflugzeuge usw. Nicht außer acht zu lassen ist die Bedeutung der Erfahrungen aus dem Winterkrieg mit Finnland.

Von Wichtigkeit war auch der territoriale Gesichtspunkt bei einem möglichen Überfall der Hitlerfaschisten im Jahre 1939. Die Grenze mit dem uns feindlichen Polen der Pans verlief nicht weit von Minsk und Kiew entfernt, die Weißfinnen befanden sich ganz in der Nähe von Leningrad, und das königliche Rumänien grenzte unmittelbar an Odessa. Dabei hätten sich in dieser Situation nicht nur Finnland und Rumänien, wie im Jahre 1941, als Hitlers Verbündete erweisen können, sondern durchaus auch Polen und die bürgerlichen baltischen Staaten.

Es ist nicht daran zu zweifeln, daß das Sowjetvolk auch unter [24:] diesen äußerst ungünstigen Bedingungen aus der Auseinandersetzung mit dem faschistischen Deutschland letztendlich als Sieger hervorgegangen wäre. Aber die Opfer und Verluste in diesem Konflikt wären noch weit größer gewesen, und der Krieg hätte wesentlich länger dauern können. Doch nähme man für einen Moment einmal an, daß die Sowjetunion den Schlägen der faschistischen Horden nicht standgehalten hätte – gerade das wollten ja die „europäischen Demokratien“ –, dann hätte Hitler Frankreich und England mühelos überrollt und wäre danach gemeinsam mit Japan über die USA hergefallen. Unser Planet wäre um Jahrhunderte in seiner Entwicklung zurückgeworfen worden. Das alles barg die Politik der Westmächte in sich!

Schließlich war noch folgendes zu beachten: Wenn der Sowjetunion von deutscher Seite ein Nichtangriffspakt angeboten wurde, konnte man vermuten, daß Hitler sich zunächst andere Opfer ausgesucht hatte. Und daraus ließ sich schlußfolgern, daß ein langer Krieg in Westeuropa bevorstand. Es hat doch damals kaum jemand angenommen, daß Frankreich Deutschland nicht einmal wenige Monate standhalten und so bald zusammenbrechen und daß Großbritannien sich für die schmachliche Flucht aus Dünkirchen entscheiden würde. Im Gegenteil, es gab allen Grund, einen lange währenden Konflikt zwischen den imperialistischen Mächten zu erwarten, aus dem sich die Sowjetunion – der damals einzige sozialistische Staat – eine gewisse Zeit lang, wenn auch nicht für die gesamte Dauer des Krieges, hätte heraushalten können. Diese Überlegung hat sicher ebenfalls den Entschluß beeinflußt, das Paktangebot Berlins anzunehmen.

Alle diese Umstände waren sorgfältig zu analysieren und abzuwägen, bevor über die Antwort auf das Angebot Berlins entschieden wurde. Zu berücksichtigen war ferner auch das, was die Sowjetunion schließlich bewog, einem solchen Pakt zuzustimmen. Es ging um einen überaus wichtigen Vorteil – um den Zeitgewinn für die Vorbereitung zur Abwehr des Aggressors. Außerdem wurde der ganzen Menschheit erneut die konsequente Friedensliebe der Sowjetunion vor Augen geführt.

Man sollte in diesem Zusammenhang daran erinnern, wie [25:] J. W. Stalin in seiner Rundfunkrede am 3. Juli 1941 den Sinn des Paktes erläutert hat: „Man könnte fragen: Wie konnte es geschehen, daß sich die Sowjetregierung auf den Abschluß eines Nichtangriffspakts mit solchen wortbrüchigen Leuten und Ungeheuern wie Hitler und Ribbentrop eingelassen hat? Ist hier von der Sowjetregierung nicht ein Fehler begangen worden? Natürlich nicht! Ein Nichtangriffspakt ist ein Friedenspakt zwischen zwei Staaten. Eben einen solchen Pakt hat Deutschland uns im Jahre 1939 angeboten. Konnte die Sowjetregierung ein solches Angebot ablehnen? Ich denke, kein einziger friedliebender Staat kann ein Friedensabkommen mit einem benachbarten Reich ablehnen, selbst wenn an der Spitze dieses Reiches solche Ungeheuer und Kannibalen stehen wie Hitler und Ribbentrop. Dies aber natürlich unter der einen unerläßlichen Bedingung: daß das Friedensabkommen weder direkt noch indirekt die territoriale Integrität, die Unabhängigkeit und die Ehre des friedliebenden Staates berührt. Bekanntlich ist der Nichtangriffspakt zwischen Deutschland und der UdSSR gerade ein solcher Pakt.

Was haben wir durch den Abschluß des Nichtangriffspakts mit Deutschland gewonnen? Wir haben unserem Lande für anderthalb Jahre den Frieden gesichert sowie die Möglichkeit, unsere Kräfte zur Abwehr vorzubereiten, falls das faschistische Deutschland es riskieren sollte, unser Land trotz des

Pakts zu überfallen. Das ist ein bestimmter Gewinn für uns und ein Verlust für das faschistische Deutschland.

Was hat das faschistische Deutschland durch die wortbrüchige Zerreißung des Pakts und den Überfall auf die UdSSR gewonnen, und was hat es verloren? Es hat dadurch für kurze Zeit eine gewisse vorteilhafte Lage für seine Truppen erzielt, hat aber in politischer Hinsicht verloren, da es sich in den Augen der ganzen Welt als blutiger Aggressor entlarvt hat. Es ist nicht zu bezweifeln, daß dieser kurzfristige militärische Gewinn für Deutschland nur eine Episode ist, während der gewaltige politische Gewinn für die UdSSR ein ernster Faktor von langer Dauer ist, auf den gegründet sich entscheidende militärische Erfolge der Roten Armee im Krieg gegen das faschistische Deutschland entfalten müssen.“

[26:] In den letzten Jahren sind nicht wenige Dokumente bekannt geworden, die die wahren Pläne der westlichen Politiker Ende der dreißiger Jahre enthüllen. Viele interessante Eingeständnisse enthalten insbesondere die von London veröffentlichten offiziellen Dokumente des Foreign Office. Sie bestätigen noch einmal die schon zuvor bekannte Tatsache: Die westlichen Politiker wollten sich mit der Sowjetunion gar nicht über die Abwehr Hitlerdeutschlands verständigen. Sie taten vielmehr alles, um es gegen die Sowjetunion zu hetzen, und hofften dabei, selbst abseits bleiben zu können.

In dieser Situation konnte die Sowjetregierung nichts anderes tun, als das deutsche Angebot anzunehmen und den Nichtangriffspakt mit Deutschland zu schließen.

Gewiß durfte die Sowjetregierung nicht damit rechnen, und sie rechnete auch nicht damit, daß die Hitlerfaschisten ihren Verpflichtungen treu blieben. Und dennoch war selbst eine zeitweilige Verlängerung des Friedens für unser Land äußerst wichtig. Die Situation war sehr ungünstig, hätte doch der Krieg im Sommer 1939 unter Umständen ausbrechen können, die für die UdSSR höchst unvorteilhaft gewesen wären. Unser Land wäre, wie bereits gesagt, isoliert gewesen und hätte an zwei Fronten zugleich Gegnern – Deutschland und Japan – gegenübergestanden.

Indem die Regierung das Sowjetvolk vor einem Krieg unter so schweren Bedingungen bewahrte, erfüllte sie ihre Pflicht nicht nur dem Volk gegenüber, sondern auch gegenüber dem internationalen Proletariat: Sie griff zu dem einzigen ihr noch verbliebenen Mittel, um die Sicherheit der UdSSR zu gewährleisten.

Durch Verschulden der Westmächte ging die Entwicklung der Ereignisse im Jahre 1939 nicht den Weg der Schaffung der kollektiven Sicherheit, auf der die Sowjetunion bestand. Aber sie ging auch nicht den Weg, auf den sie die Vertreter der Münchener Politik lenken wollten: den Weg des Krieges der imperialistischen Staaten gegen das Land des Sozialismus. Die Hitlerfaschisten gelangten zu dem Schluß, daß der Krieg gegen Großbritannien, Frankreich und Polen ihnen leichter fallen würde als der Krieg gegen die Sowjetunion. Aus diesem [27:] Grunde zogen sie es vor, den Krieg gerade gegen die drei genannten Staaten zu entfesseln. Der Krieg begann innerhalb der kapitalistischen Welt, zwischen zwei feindlichen Gruppierungen der imperialistischen Mächte.

Der Aufschub der Einbeziehung der UdSSR in den zweiten Weltkrieg bot Zeit, um die Verteidigungsfähigkeit des Landes weiter zu festigen, die Streitkräfte zu entwickeln, die Gefechtsausbildung zu intensivieren und die Bewaffnung zu vervollkommen. Bekanntlich ist diese Zeit bei weitem nicht in vollem Maße für die militärischen Vorbereitungen genutzt worden. Aber auch aus außenpolitischer Sicht war der Gewinn sehr groß. Die internationale Situation der Anfangsperiode des zweiten Weltkrieges gestaltete sich derart, daß der UdSSR, als sie 1941 in den Krieg eintreten mußte, nicht mehr die außenpolitische Isolierung drohte, wie das im Jahre 1939 der Fall war. Großbritannien befand sich nun mitten im Krieg gegen Deutschland, und die imperialistischen Widersprüche zwischen den USA einerseits und Deutschland und Japan andererseits hatten sich so weit zugespitzt, daß die Möglichkeit eines Komplotts der USA-Regierung mit den faschistischen Aggressoren unreal wurde. So ergaben sich die objektiven Voraussetzungen, um die damals neben Deutschland mächtigsten Staaten der Welt – die Sowjetunion, die USA und Großbritannien – in einer antifaschistischen Koalition zu vereinigen.

Zwischenfall in Eydtkuhnen

Nachts erreichte unser Zug die Grenze, passierte die Niemandszone und hielt. Vor dem Fenster wurde gerufen: „Bahnhof Eydtkuhnen!“ Einige Zeit blieb es ganz ruhig. Dann lief irgend jemand in Nagelstiefeln den Zug entlang, aus der Ferne drangen erregte Stimmen. Es gab einen heftigen Streit, doch worum es ging, war nicht zu verstehen. Ich stieg aus, Finsternis umgab mich: Hier galten bereits strenge Verdunklungsvorschriften. Nach und nach gewöhnten sich die Augen an die Dunkelheit, und ich ging, den Stimmen nach, auf die Streitenden zu. Einer von ihnen war der Leiter unseres Zuges. Er ver-[28:]suchte, einem deutschen Offizier in langem Ledermantel irgend etwas zu erklären. Dessen Übersetzer – ein schwächliches Männlein in Zivil – verständigte sich russisch mehr schlecht als recht, und so bot ich denn meine Dienste an.

Die Deutschen hatten in Eydtkuhnen einen Zug bereitgestellt und wollten nun uns alle in diesen umsteigen lassen. Der Leiter unseres Zuges widersprach: Seine Anweisung laute, die Delegation in sowjetischen Wagen bis nach Berlin zu bringen, und er habe an der Grenze bereits die Drehgestelle ausgewechselt. Die Deutschen wandten dagegen ein, daß die Maße unserer Waggons nicht den Standards der deutschen Eisenbahn entsprächen. Das war nicht stichhaltig, da unser Zug aus Wagen westeuropäischer Bauart bestand. Doch die Deutschen blieben halsstarrig, und schließlich wurde beschlossen, einen Waggon abzukoppeln und eine besondere Meßvorrichtung passieren zu lassen. Eine Rangierlok eilte herbei, Weichen klappten. Wir sprangen auf das Trittbrett des Wagens, der über ein Nebengleis in die finstere Nacht hineinrollte. Da war auch schon das Trapez, das der Waggon zu passieren hatte, ohne dabei eine der herabhängenden Kugeln zu berühren. Aber eine Kugel streifte leicht das Wagendach. Der deutsche Offizier triumphierte:

„Da sehen Sie es. Ihr Zug kann nicht passieren. Sie werden alle in deutsche Waggons umsteigen müssen.“

Doch der Leiter unseres Zuges hatte ein weiteres Argument in Reserve: Der Salonwagen, in dem die Mitglieder der sowjetischen Delegation fuhren, war wesentlich kleiner als die anderen. Das bemerkte man schon mit bloßem Auge. Als, die Hitlerleute sahen, daß die Leitung der Delegation nicht zum Umsteigen in den deutschen Zug veranlaßt werden konnte, gaben sie nach. Schließlich wurde beschlossen, unserem Zug zwei deutsche Wagen anzuhängen.

Die deutschen Waggons erwiesen sich als recht komfortabel: Schlafabteile für jeden Fahrgast, die Salons mit Rundfunkgeräten und der Speisewagen mit einer vortrefflichen Bar ausgestattet. Man hatte sogar an frische Rosen gedacht. Aber sicherlich war es nicht die Sorge um unsere Bequemlichkeit, von der sich die Hitlerfaschisten leiten ließen, als sie so beharrlich auf ihrem Vorschlag bestanden. Zweifellos verfügte dieser Zug [29:] nicht nur über eine Bierbar, sondern: auch über eine spezielle Abhöranlage.

Gegen Morgen setzten wir die Fahrt fort. Der Zug fuhr mit einer uns damals ungewohnten Geschwindigkeit. Als der Morgen dämmerte, sah man, daß am Eisenbahndamm entlang Soldaten der Wehrmacht postiert waren. Sie standen breitbeinig mit dem Rücken zum Zug und hielten ihre Maschinenpistolen im Anschlag.

Das Schloß Bellevue

Am Morgen des 13. November fuhr der Zug auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin ein. Es regnete. Zum Empfang waren auch Außenminister Ribbentrop und Feldmarschall Keitel erschienen. Sie begrüßten die sowjetischen Vertreter. Ribbentrop sagte, daß es ihm eine Freude sei, die sowjetische Regierungsdelegation im Namen des „Führers“ und in seinem eigenen Namen in der Hauptstadt des „Dritten Reiches“ begrüßen zu können. Dann begaben sich alle zum Bahnhofsgebäude. Gleich im ersten Raum waren an der Wand die sowjetische und die deutsche Flagge angebracht, darunter stand ein großer Blumenkorb. Flaggen und Blumen wurden von einem kleinen Scheinwerfer angestrahlt.

Als wir auf den Bahnhofsvorplatz hinaustraten, hatte sich der Regen verstärkt. Auf dem Asphalt glänzten Pfützen. Nach der recht zurückhaltenden gegenseitigen Begrüßung zog an den Versammelten eine Ehrenkompanie vorüber. Ein Orchester spielte. Besonders still wurde es, als die Hymne der

Sowjetunion intoniert wurde. Wohl das erste Mal seit 1933, seit dem Machtantritt Hitlers, erklang in Berlin laut die „Internationale“. Wer in Hitlerdeutschland dieses Kampflied des Proletariats anstimmte, wurde von der Gestapo in ein Todeslager geworfen, hier aber, auf dem Vorplatz des Anhalter Bahnhofs, standen deutsche Generale und Nazibonzen unter den Klängen der Hymne der Kommunisten stramm! Und noch eine Einzelheit prägte sich mir ins Gedächtnis ein: Rechts vom Bahnhof ragte ein Fabrikgebäude empor, und aus seinen Fenstern winkten uns Arbeiter mit roten Tüchern zu.

[30] Nach Beendigung der offiziellen Zeremonie stiegen alle in schwarze Mercedeslimousinen, und die Wagenkolonne rollte, von Motorradfahrern mit Stahlhelm begleitet, durch menschenleere Straßen zum Schloß Bellevue, wo alles für den Empfang der sowjetischen Delegation bereit war. Das aus dem 18. Jahrhundert stammende Bauwerk, das einst der kaiserlichen Familie gehört hatte und nun für die Gäste der deutschen Regierung bestimmt war, lag inmitten eines schattigen Parks mit breit ausladenden Bäumen und exotischen Pflanzen. Zum Schloßportal führte eine lange Lindenallee. Die Säle waren prunkvoll eingerichtet. Überall duftete es nach Rosen, in jeder Ecke standen in hohen Porzellanvasen riesige Sträuße. Die Wände waren mit Gobelins und Gemälden in schweren Goldrahmen geschmückt. In den Vitrinen schimmerten matt Plastiken und Geschirr aus feinem Porzellan. Möglicherweise war auch schon von den Schätzen; die die Hitlerfaschisten in den besetzten Ländern zusammengeraubt hatten, einiges hierher geraten. Die antiken Möbelstücke, die Diener in goldbetreßten Livreen – das alles schuf eine feierliche Atmosphäre.

Wir alle wurden im Obergeschoß untergebracht, wo sich die Gästezimmer mit Baderäumen befanden. Ich erhielt ein bescheiden möbliertes Zimmer mit einem Holzbett, einem einfachen Schreibtisch und einem Wandschrank. Der einzige Schmuck war ein Dürer-Stich an der Wand.

Ich rasierte mich rasch, zog mich um und ging wieder nach unten. In dem großen, mit dunkler Eiche getäfelten Speisesaal hatte man mehrere runde Tische gedeckt. Das Zeremoniell des Frühstücks war bis ins einzelne vorbereitet, jeder Gast hatte seinen Platz.

Als alle an den Tischen saßen, begannen Diener mit weißen Handschuhen würdevoll aufzutragen: Imbiß, Weine, Kaffee, Dessert. Das Ganze lenkte ein hochgewachsener, weißhaariger Maitre d'hôtel, der eine riesige Medaille an einer goldenen Kette um den Hals trug. Er sprach kein Wort, sondern dirigierte die Diener mit kaum merklichen Gesten oder durch Blicke. Zum Abschluß des Frühstücks wurden Zigarren und Kognak angeboten.

Nachdem die sowjetischen Delegierten gefrühstückt hatten, [31:] begaben sie sich, von Experten begleitet, sofort in die Reichskanzlei, wo die erste Begegnung mit Hitler stattfinden sollte. W. N. Pawlow – der damalige 1. Sekretär unserer Botschaft in Berlin – und ich wurden beauftragt, bei diesem Gespräch zu übersetzen und es zu protokollieren.

Die von Motorradfahrern eskortierte Kolonne schwarzer Limousinen fuhr die Charlottenburger Chaussee entlang, passierte das Brandenburger Tor und bog in die Wilhelmstraße ein. Hier hatten sich mehr Menschen angesammelt. An einigen Stellen standen Berliner dichtgedrängt auf dem Bürgersteig. Sie betrachteten schweigsam den roten Wimpel mit dem goldenen Hammer-und-Sichel-Zeichen, der an der ersten Limousine angebracht war. Mancher winkte zaghaft.

In der Reichskanzlei

Die Wagen verlangsamten die Fahrt und bogen in den Innenhof der neuen Reichskanzlei ein. Dieses Gebäude im spezifischen Nazistil, einem Konglomerat von Klassik, Gotik und altgermanischen Symbolen, wirkte nicht sehr einladend. Der quadratische, finstere Innenhof erinnerte an eine Kaserne oder ein Gefängnis. Er war von Säulen aus dunkelgrauem Marmor umgeben und mit Granitplatten gepflastert. Die Adler mit ausgebreiteten Schwingen und Hakenkreuzen in den Fängen, die regungslosen Wachposten mit graugrünen Helmen – das alles schuf eine unheimliche Atmosphäre.

Durch hohe Bronzetüren ging es in eine geräumige Vorhalle, und dann begann die Flucht trüb erleuchteter Räume und fensterloser Gänge. An den Wänden entlang standen irgendwelche Uniformierte Spalier. Sie rissen wie Automaten den rechten Arm hoch und knallten die Hacken zusammen.

Schon am Eingang waren wir von Staatssekretär Otto Meißner empfangen worden. Er führte uns auf diesem langen Weg, der sicherlich die Besucher durch das ganze Drum und Dran beeindruckend sollte.

Schließlich gelangten wir in einen runden, hell erleuchteten Vorraum. In der Mitte stand ein Tisch mit Erfrischungsge-[32:]tränken und einem Imbiß, an den Wänden lange Diwane. Hier warteten deutsche Beamte, Experten, Offiziere der Wachmannschaft. Zwischen ihnen bewegten sich lautlos die Diener. Hier blieben auch die Experten unserer Delegation zurück. Das sich dem runden Saal anschließende Arbeitszimmer Hitlers betraten nur der Leiter der sowjetischen Delegation, W. M. Molotow, sein Stellvertreter und die Übersetzer.

Diesen Augenblick hatten die Hitlerleute mit der ihnen eigenen billigen, theatralischen Effekthascherei umgeben. Zwei hochgewachsene, blonde SS-Männer knallten die Hacken zusammen und rissen in geübter Geste die hohen, fast an die Decke reichenden Türen auf. Dann bildeten sie, den Rücken an den Türpfosten gelehnt und den rechten Arm hochgerissen, gleichsam ein lebendiges Tor, durch das wir in das Arbeitszimmer Hitlers treten mußten. Der riesige Raum glich einem Bankettsaal. An den Wänden hingen gigantische Gobelins. In der Mitte lag ein dicker Teppich. Rechts vom Eingang war eine Raumecke als eine Art Salon eingerichtet: Dort standen ein niedriger Tisch mit einer Lampe mit hohem weißem Schirm, ein Diwan und mehrere Sessel. Am anderen Ende des Raumes war ein riesiger polierter Schreibtisch aufgestellt. In der Ecke befand sich ein großer Globus auf einem massiven Postament aus Ebenholz.

Begegnung mit Hitler

Hitler saß hinter dem Schreibtisch, und seine kleine Gestalt in dem grünlich-grauen Rock verschwand fast in diesem Riesensaal. Um einen Armel seines Rockes trug er die Hakenkreuzbinde. An der Brust prangte das Eiserne Kreuz.

Ich hatte Hitler auch schon früher – bei Paraden und Kundgebungen – gesehen. Nun konnte ich ihn aus der Nähe betrachten. Als wir eintraten, blickte er uns wortlos an, erhob sich dann jäh und ging mit raschen, kleinen Schritten zur Mitte des Raumes. Hier blieb er stehen und hob den Arm mit irgendwie unnatürlich gekrümmter Hand zum faschistischen Gruß. Dann trat er immer noch wortlos dicht an uns heran und gab [33:] jedem die Hand. Bei der Begrüßung schien er jeden mit dem starren Blick seiner Augen durchbohren zu wollen.

Nach einigen Worten über seine Freude, eine sowjetische Delegation in Berlin begrüßen zu können, forderte uns Hitler auf, in jenem Teil des Kabinetts, der wie ein Salon eingerichtet war, Platz zu nehmen. Im gleichen Augenblick trat hinter einer Portiere in der entgegengesetzten Ecke des Raumes, die offenbar einen zweiten Eingang verbarg, Außenminister von Ribbentrop hervor, gefolgt vom Chefdolmetscher des Auswärtigen Amtes, Paul Otto Schmidt, und dem Botschaftsrat der deutschen Botschaft in Moskau, Gustav Hilger, der vortrefflich russisch sprach. Alle nahmen auf dem Diwan und in den mit buntem Stoff bezogenen Sesseln Platz.

Hitler hatte Molotow einen Platz auf dem Diwan angeboten und sich selbst in einen Sessel auf der anderen Seite des Tisches gesetzt: Rechts von ihm saßen Hilger, Ribbentrop und schließlich Schmidt. Auf dem Diwan hatten links von Molotow sein Stellvertreter, rechts ich und in einem Sessel zwischen mir und Hitler Pawlow Platz genommen.

Das Gespräch begann mit einem langen Monolog Hitlers. Mag sein, daß er sich für die Verhandlungen Notizen gemacht hatte, aber er benutzte sie nicht. Dennoch stockte sein Redefluß nicht. Wie ein Schauspieler, der seine Rolle vortrefflich beherrscht, fügte er einen Satz exakt an den anderen und legte lediglich für die Übersetzung Pausen ein.

Von deutscher Seite dolmetschte Hilger. Er hatte viele Jahre in der Sowjetunion gelebt, konnte Russisch nicht schlechter als seine Muttersprache, und er sah sogar aus wie ein Russe. Wenn er sonntags in Russenhemd und Strohhut, mit einem Kneifer auf der Nase, in der Umgebung von Moskau, irgendwo an der Kljasma, angelte, wurde er für einen typisch russischen Intellektuellen gehalten, wie ihn Anton Tschechow so plastisch geschildert hat. Neben ihm saß Schmidt mit einem Block auf den

Knien und protokollierte das Gespräch. Er beherrschte mehrere westeuropäische Sprachen, aber kein Russisch, und begnügte sich deshalb heute mit der Rolle des Protokollführers. Pawlow und ich übersetzten abwechselnd das Gesagte und hielten es zugleich schriftlich fest.

[34:] Hitlers Ausführungen liefen auf die Behauptung hinaus, daß Großbritannien bereits geschlagen und seine endgültige Kapitulation nur noch eine Frage der Zeit sei. Sehr bald, so versicherte Hitler, werde England aus der Luft vernichtet sein. Dann gab er einen kurzen Überblick über die militärische Situation und betonte, daß das Deutsche Reich schon jetzt ganz Westeuropa kontrolliere. Zusammen mit den italienischen Verbündeten, so fuhr Hitler fort, operierten deutsche Truppen erfolgreich in Afrika, von wo die Briten in Kürze endgültig verdrängt sein würden. Daraus könne der Schluß gezogen werden, daß der Sieg der „Achsenmächte“ sicher sei. Deshalb wäre es an der Zeit, an die Organisation der Welt nach dem Sieg zu denken.

Nun entwickelte Hitler folgende Gedanken: Großbritannien werde nach seinem unvermeidlichen Zusammenbruch ein „unkontrolliertes Erbe“, die über den ganzen Erdball verstreuten Bruchstücke des Empire, hinterlassen. über dieses Erbe müsse verfügt werden. Die deutsche Regierung, so erklärte er, habe bereits mit Vertretern Italiens und Japans Meinungen ausgetauscht und würde jetzt gern den Standpunkt der Sowjetregierung erfahren. Konkretere Vorschläge gedenke er diesbezüglich noch im weiteren zu unterbreiten.

Als Hitler auf die Aufteilung des „britischen Erbes“ zu sprechen kam, nickte Ribbentrop zustimmend und notierte sich etwas auf seinem Block. Ansonsten aber saß er fast regungslos da, die Arme über der Brust gekreuzt, und blickte Hitler an. Nur selten legte er beide Hände auf den Tisch, ließ den ausdruckslosen Blick in die Runde schweifen und nahm wieder die alte Pose ein.

Schmidt bedeckte als geübter Stenograph große linierte Papierbogen schnell mit seinen Zeichen. Pawlow und ich hatten damals noch nicht stenographieren gelernt, doch hatten wir beide in Kurzschrift Erfahrung. Dabei benutzten wir unsere eigenen Abkürzungen. Diese Methode war primitiv, ermöglichte aber dennoch die exakte Wiedergabe eines Gesprächs, insbesondere wenn wir unsere Zeichen ohne Verzug dechiffrieren konnten.

Als Hitler mit seiner Rede, die zusammen mit der Über-[35:]setzung eine Stunde in Anspruch genommen hatte, fertig war, ergriff Molotow das Wort. Ohne auf die Vorschläge Hitlers einzugehen, bemerkte er, man sollte zuvor konkretere praktische Fragen erörtern. Insbesondere möge doch der Herr Reichskanzler erklären, was die deutsche Militärmission in Rumänien tue und weshalb sie ohne Konsultation mit der sowjetischen Regierung hingeschickt worden sei. Sehe doch der im Jahre 1939 geschlossene sowjetisch-deutsche Nichtangriffspakt Konsultationen über wichtige beiderseitig interessierende Fragen vor. Die sowjetische Regierung interessiere sich ferner dafür, zu welchem Zweck deutsche Truppen nach Finnland entsandt worden seien. Weshalb sei auch dieser ernste Schritt ohne eine Konsultation mit Moskau unternommen worden?

Diese Fragen wirkten auf Hitler wie eine kalte Dusche. Bei allem schauspielerischen Talent gelang es ihm nicht, seine Verlegenheit zu verbergen: Die deutsche Militärmission sei auf Ersuchen der Regierung Antonescu zur Ausbildung rumänischer Truppen nach Rumänien geschickt worden, erklärte er hastig. In Finnland aber hätten die deutschen Truppen überhaupt nicht die Absicht, sich länger aufzuhalten: Sie wären lediglich auf dem Durchmarsch nach Norwegen.

Aber diese Erklärung befriedigte die sowjetische Delegation nicht. Die Sowjetregierung, erklärte Molotow, habe aufgrund der Berichte ihrer Vertreter in Finnland und Rumänien einen ganz anderen Eindruck gewonnen. Die an der Südküste Finnlands gelandeten Truppen verblieben an Ort und Stelle und richteten sich offenbar auf einen längeren Aufenthalt ein. In Rumänien hätte man sich auch nicht mit der Militärmission allein begnügt. Immer neue deutsche Truppenverbände trafen dort ein. Es seien ihrer schon zu viele für eine Mission. Was aber sei der Zweck dieser deutschen Truppenverschiebungen? Derartige Maßnahmen erregten in Moskau zwangsläufig Besorgnis, und die deutsche Regierung müsse eine exakte Antwort auf diese Fragen geben.

Nun griff Hitler zu einem bewährten Manöver: Er gab vor, nicht informiert zu sein. Er versprach, sich für die von der sowjetischen Seite aufgeworfenen Fragen zu interessieren, und erklärte, daß er all diese Angelegenheiten für zweitrangig [36:] halte. Jetzt sei es an der Zeit, sagte er – und kam damit auf sein ursprüngliches Thema zurück –, die Probleme zu erörtern, die sich aus dem baldigen Sieg der „Achsenmächte“ ergäben.

Alsdann begann Hitler erneut, seinen phantastischen Plan für die Aufteilung der Welt zu entwickeln. England, so versicherte er, werde in den nächsten Monaten von den deutschen Truppen geschlagen und besetzt werden, die Vereinigten Staaten aber wären auf viele Jahre hinaus außerstande, das „neue Europa“ zu bedrohen. Daher sei es an der Zeit, an eine „Neuordnung“ auf dem ganzen Erdball zu denken. Die deutsche und die italienische Regierung, fuhr Hitler fort, hätten ihre Interessensphären bereits abgesteckt. Dazu gehörten Europa und Afrika. Japan interessiere sich für ostasiatische Gebiete. Hiervon ausgehend, so erläuterte Hitler im weiteren, könnten für die Sowjetunion die Gebiete südlich ihrer Staatsgrenze bis zum Indischen Ozean von Interesse sein. Das würde der Sowjetunion den Zugang zu eisfreien Häfen erschließen.

An dieser Stelle wurde Hitler von Molotow mit der Bemerkung unterbrochen, er sehe keinen Sinn darin, derartige Kombinationen zu erörtern. Die Sowjetregierung sei vor allem an der Sicherung von Ruhe und Ordnung in den Gebieten unmittelbar an den Grenzen der Sowjetunion interessiert.

Hitler reagierte auf diesen Einwurf nicht und fuhr fort, seinen Plan für die Aufteilung des britischen „unkontrollierten Erbes“ darzulegen. Das Gespräch nahm einen etwas sonderbaren Verlauf. Die Deutschen schienen die Worte ihrer Gesprächspartner zu überhören. Der sowjetische Vertreter bestand auf der Erörterung konkreter Fragen, die mit der Sicherheit der Sowjetunion und der anderen unabhängigen europäischen Staaten zusammenhängen, und forderte von der deutschen Regierung eine Erklärung für ihre jüngsten Schritte, die die Selbständigkeit unmittelbar an die Sowjetunion angrenzender Länder bedrohten. Hitler aber versuchte immer wieder, das Gespräch auf die von ihm vorgeschlagenen Projekte für die Neuaufteilung der Welt zu bringen und die Sowjetregierung durch die Teilnahme an der Erörterung dieser Wahnpläne zu binden.

Das Gespräch hatte bereits zweieinhalb Stunden gedauert, [37:] als Hitler plötzlich auf die Uhr schaute und unter Berufung auf die Möglichkeit eines Fliegeralarms vorschlug, die Besprechungen auf morgen zu vertagen.

Alle erhoben sich von ihren Plätzen. Ribbentrop fragte, ob es Einwände dagegen gebe, die Presse hereinzubitten. Niemand war dagegen. Schmidt eilte zur Tür, steckte den Kopf in den Vorraum und sagte irgend etwas. Das Arbeitszimmer füllte sich im Nu mit Foto- und Filmreportern. Unter ihnen war auch M. M. Kalaschnikow, ein Fotokorrespondent der „Prawda“. Auf Bitten der Reporter nahmen alle Teilnehmer der Verhandlungen wieder ihre Plätze am Tisch ein und wurden von allen Seiten fotografiert. Dann machte man mehrere Gruppenaufnahmen. Das alles hätte gewiß kein Ende genommen, wären die Reporter nicht von Ribbentrop zum Verlassen des Raumes aufgefordert worden.

Hitler wünschte den sowjetischen Vertretern einen angenehmen Aufenthalt in Berlin. Molotow erinnerte an den abendlichen Empfang in der Botschaft und lud Hitler dazu ein. Dieser antwortete unbestimmt, er würde versuchen zu kommen. Wir verabschiedeten uns und verließen Hitlers Kabinett. Wieder wurden wir durch die Flucht der Säle in den Innenhof der Reichskanzlei geleitet.

Die frühe Herbsdämmerung war bereits hereingebrochen. Es wehte ein durchdringender Wind, die Straßen waren menschenleer. Die schwarzen Mercedeslimousinen brachten uns schnell zum Schloß Bellevue zurück. Dort brannte hinter zugezogenen Vorhängen hell das Licht, es, war anheimelnd warm, und es duftete nach frischen Rosen. Wir setzten sofort einen Bericht über die Unterredung auf. Er wurde verschlüsselt und telegrafisch nach Moskau übermittelt.

Am gleichen Abend fand im Gebäude der Botschaft der UdSSR Unter den Linden ein großer Empfang anlässlich des Aufenthalts der sowjetischen Regierungsdelegation in Berlin statt. In dem großen Marmorsaal stand in Hufeisenform ein mit leuchtenden Nelken und altem Silber dekoriertes Tisch. Ein Service für fünfhundert Personen, das in der Botschaft schon viele Jahre für besonders feierliche

Anlässe bereitstand, war aus den Schränken geholt worden. Hitler erschien nicht, [38:] und daraus wurde der Schluß gezogen, daß er mit dem Verlauf der Verhandlungen unzufrieden sei. Dafür kamen viele hochgestellte Nazis, unter anderem auch Hermann Göring. Görings Vorliebe für „Lametta“, Prunk und theatralische Auftritte war fürwahr unglaublich. Zum Reichsmarschall – dem einzigen im „Dritten Reich“! – ernannt, erfand er für sich eine besondere Uniform aus Silberbrokat. An jeder Hand prangten mehrere Ringe mit kostbaren Steinen.

Görings Extravaganz verlieh ihm in den Augen westlicher Politiker eine eigenartige „Respektabilität“. Er galt als „Sportsmann“, als „Mann von Welt“, und das erleichterte es Chamberlain und anderen Vertretern der Münchener Politik, im Westen vor dem Kriege die Version zu verbreiten, auch im Nazismus gebe es etwas „Anständiges“. Indessen ist Göring einer der niederträchtigsten nazistischen Verbrecher gewesen. Dieser rauschgiftsüchtige und psychisch unausgeglichene Mann verbrachte vor Hitlers Machtantritt mehrere Jahre in einer Heilanstalt. Als ihn aber der nazistische Umsturz zu den Höhen der Macht emportrug, ließ Göring seinen Launen und niederen Leidenschaften freien Lauf. Er war es, der in den ersten Jahren der Nazi Herrschaft die Konzentrationslager schuf; später wurde Himmel für sie zuständig. Auch der Einsatz ausländischer Arbeiter als Sklaven in deutschen Betrieben ist auf Görings Initiative zurückzuführen ...

Zum Empfang in der Botschaft war auch Rudolf Heß erschienen – nach Hitler und Göring der dritte Mann im faschistischen Deutschland (zu Beginn des Krieges hatte Hitler für den Fall seines Todes Göring zu seinem ersten Nachfolger bestimmt, wenn aber auch dieser ums Leben käme, sollte Heß „Führer“ werden).

Kaum waren die ersten Trinksprüche ausgebracht, als die Sirenen aufheulten. Fliegeralarm warnte vor den anfliegenden englischen Bombern.

Im Botschaftsgebäude gab es keinen Luftschutzraum, und die Gäste drängten zum Ausgang. Die hochgestellten Nazis verließen die Botschaft als erste. Als Göring sich von den sowjetischen Vertretern verabschiedete, fühlte er sich trotz seiner äußerlichen Großspurigkeit gewiß nicht wohl in seiner Haut. [39:] Hatte er doch so oft prahlerisch angekündigt, daß die ihm unterstellte Luftwaffe England „ausradieren“ würde. Indessen wurde Deutschland immer häufiger von englischen Verbänden bombardiert. Und dieser Angriff auf Berlin war den nazistischen Führern besonders peinlich, weil sie in jeder Weise den Eindruck zu erwecken suchten, daß Großbritannien bereits erledigt wäre.

Von ihren Adjutanten begleitet, eilten Göring, Heß und Ribbentrop die breite Marmortreppe zum Ausgang hinunter, zu ihren bereits vorgefahrenen Wagen. Als sie fort waren, gingen auch die anderen Gäste, die meisten nur bis zur Ecke Wilhelmstraße; dort suchten sie Zuflucht im Bahnhof einer unterirdischen Strecke der S-Bahn.

Die sowjetische Delegation kehrte zum Schloß Bellevue zurück, wo im Keller ein komfortabler Luftschutzraum eingerichtet war. Wie in den Sälen des Schlosses so hingen auch hier kostbare Gemälde und Gobelins an den Wänden. Diener servierten Erfrischungsgetränke. Nach zwei Stunden wurde entwarnt, und alle gingen auf ihre Zimmer.

Fortsetzung der Verhandlungen

Am nächsten Tag, dem 14. November, kam es zu einer zweiten Begegnung mit Hitler. Indessen war aus Moskau ein chiffriertes Telegramm eingetroffen. Der Bericht über die Unterredung war erörtert worden, und die Delegation erhielt Instruktionen für die Weiterführung des Gesprächs. Die Sowjetregierung lehnte den deutschen Vorschlag kategorisch ab und wies den Versuch Hitlers zurück, uns in eine Diskussion über die Aufteilung des „britischen Erbes“ hineinzuziehen. Dabei bestätigte man erneut die Weisung, zu den Fragen der europäischen Sicherheit sowie zu anderen die Sowjetunion unmittelbar berührenden Problemen eine Erklärung der deutschen Regierung zu fordern.

Diesmal dauerte die Unterredung mit Hitler nahezu drei Stunden und wurde zuweilen recht heftig.

Als wir nach gegenseitiger Begrüßung alle am Tisch im Ka-[40:]binett Hitlers Platz genommen hatten, ergriff Molotow das Wort.

Er legte den aus Moskau eingetroffenen Weisungen entsprechend den Standpunkt der Sowjetregierung dar und ging alsdann zu der Frage der Anwesenheit deutscher Truppen in Finnland über. Die Sowjetregierung, so sagte er, bestehe darauf, daß ihr die wahren Ziele der Entsendung deutscher Truppen in dieses Land, dessen Grenze in unmittelbarer Nähe eines so großen Industrie- und Kulturzentrums wie Leningrad verlaufe, mitgeteilt werden. Was habe die faktische Okkupation Finnlands durch deutsche Truppen zu bedeuten? Nach Informationen der sowjetischen Seite beabsichtigten die Truppen gar nicht, nach Norwegen weiterzufahren, sie befestigten vielmehr ihre Stellungen entlang der sowjetischen Grenze. Deshalb bestehe die Sowjetregierung auf dem unverzüglichen Abzug der deutschen Truppen aus Finnland.

Nun konnte Hitler, vierundzwanzig Stunden nachdem ihm diese Frage erstmalig gestellt worden war, nicht mehr vorgeben, nicht informiert zu sein. Dennoch behauptete er weiterhin unverfroren, es handle sich nur um den Transit von Truppen nach Norwegen. Nach der Devise „Angriff ist die beste Verteidigung“ versuchte Hitler, die Sache so darzustellen, als werde Finnland von der Sowjetunion bedroht.

„Ein Konflikt im Ostseeraum“, erklärte er, „würde die deutsch-russische Zusammenarbeit belasten.“

„Aber die Sowjetunion hat gar nicht die Absicht, den Frieden in diesem Raum zu gefährden, und bedroht Finnland in keiner Weise“, erwiderte der sowjetische Vertreter. „Wir sind am Frieden und an echter Sicherheit in diesem Raum interessiert. Die deutsche Regierung muß das berücksichtigen, wenn sie auf eine normale Entwicklung der sowjetisch-deutschen Beziehungen Wert legt.“

Hitler wich einer direkten Antwort aus und wiederholte, daß die getroffenen Maßnahmen der Gewährleistung der Sicherheit in Norwegen dienten und daß ein Konflikt im Ostseeraum „weitreichende Folgen“ nach sich ziehen würde. Das klang bereits wie eine Drohung, die man nicht unbeantwortet lassen durfte.

[41:] „Eine solche Haltung dürfte ein neues Moment in die Verhandlungen hineintragen, das die Situation bedenklich komplizieren könnte“, erklärte Molotow.

Damit wurde Hitler zu verstehen gegeben, daß die Sowjetunion auch weiterhin entschieden auf ihrer Forderung nach Abzug der deutschen Truppen aus Finnland beharrte.

Es gab gewichtige Gründe dafür, diese Frage so nachdrücklich zu stellen. Finnlands herrschende Kreise erklärten damals unumwunden, daß sie den mit der Sowjetunion im März 1940 geschlossenen Frieden lediglich als einen Waffenstillstand, als eine Atempause ansähen, die es zur Vorbereitung auf einen neuen Krieg gegen das Sowjetland, diesmal gemeinsam mit Hitlerdeutschland, zu nutzen gelte.

Nach Informationen, die der Sowjetregierung vorlagen, hatte die Regierung Ryti-Tanner im Oktober 1940 mit Berlin ein Abkommen über die Stationierung deutscher Truppen auf finnischem Territorium geschlossen. Gleichzeitig lief in Finnland eine Kampagne zur Werbung von Schutzkorpsangehörigen an. Sie wurden nach Deutschland geschickt, wo später ein sogenanntes finnisches SS-Bataillon aufgestellt werden sollte.

All das berechtigte zu der Annahme, daß Hitler mit Unterstützung der damaligen Machthaber Finnlands dieses Land als Aufmarschraum für Operationen gegen die Sowjetunion benutzen wollte. In der Tat war in Nordfinnland zu dem Zeitpunkt, da Hitlerdeutschland die Sowjetunion überfiel, eine Armee, bestehend aus vier deutschen und zwei finnischen Divisionen, konzentriert, die Murmansk einnehmen sollte. Südlicher waren vom Oulu-See bis zum Finnischen Meerbusen die Karelische und die Südöstliche Finnische Armee mit fünfzehn Infanteriedivisionen (darunter einer deutschen Division), zwei Infanterie- und einer Kavalleriebrigade aufmarschiert. Diese Armeen sollten durch einen Vorstoß auf Leningrad und den Swir die deutsche Heeresgruppe Nord bei der Einnahme Leningrads unterstützen. Als die Faschisten wortbrüchig in die Sowjetunion einfielen, überquerten deutsche Truppen zusammen mit den finnischen „Waffenbrüdern“ die sowjetische Staatsgrenze auch vom Territorium Finnlands aus.

[42:] Aber kehren wir zu den Verhandlungen in der Reichskanzlei zurück. Die Diskussion um die in Finnland stationierten deutschen Truppen erhitze die Atmosphäre sehr, und das paßte überhaupt nicht

in das Konzept der Hitlerfaschisten. Ribbentrop glaubte offensichtlich, die Situation irgendwie entspannen zu müssen, setzte wiederholt zum Sprechen an, wagte es aber nicht, Hitler zu unterbrechen. Er stand sogar auf, um sich bemerkbar zu machen. Endlich fiel Hitler die Unruhe seines Außenministers auf, mit einer Handbewegung erteilte er diesem das Wort.

„Gestatten Sie, mein Führer, hierzu eine Überlegung“, begann Ribbentrop.

Hitler nickte, holte ein großes Tuch aus der Tasche und wischte sich damit über die Oberlippe. Ribbentrop fuhr fort:

„Es gibt doch eigentlich gar keinen Grund, aus der finnischen Frage ein Problem zu machen. Es handelt sich gewiß um ein Mißverständnis.“

Hitler benutzte diesen Einwurf, um rasch das Thema zu wechseln. Er unternahm einen weiteren Versuch, die sowjetische Delegation in eine Diskussion um die Aufteilung der Einflußsphären zu verwickeln.

„Wir wollen uns lieber den Kardinalproblemen der Gegenwart zuwenden“, meinte er in versöhnlichem Ton. „Nach der Niederlage Englands wird das Britische Empire zu einem riesigen Auktionsplatz von 40 Millionen Quadratkilometer Größe werden. Hier öffnet sich für Rußland der Zugang zu einem wirklich warmen Ozean. Bislang hat eine Minderheit von 40 Millionen Engländern die 600 Millionen Einwohner des Empires regiert. Mit dieser historischen Ungerechtigkeit muß Schluß gemacht werden. Staaten, für die dieser Besitz eines insolventen Schuldners von Interesse sein könnte, sollten sich nicht über kleine, unwesentliche Fragen streiten. Man muß das Problem der Aufteilung des Britischen Empires unverzüglich anpacken. Das gilt vor allem für Deutschland, Japan, Italien und Rußland.“

Molotow erwiderte, er habe das alles schon gestern gehört; in der gegenwärtigen Situation sei es viel wichtiger, Fragen zu erörtern, die mit den Problemen der europäischen Sicherheit [43:] enger zusammenhängen. Außer der Frage der deutschen Truppen in Finnland, auf deren Beantwortung die sowjetische Regierung immer noch warte, hätte er gern einiges über die Pläne der deutschen Regierung hinsichtlich der Türkei, Bulgariens und Rumäniens gewußt. Die sowjetische Regierung sei der Ansicht, daß sich die jüngsten deutsch-italienischen Garantien für Rumänien gegen die Interessen der UdSSR richteten. Diese Garantien müßten zurückgenommen werden.

Hitler erklärte sofort, daß diese Forderung unerfüllbar sei. Nun stellte Molotow die folgende Frage:

„Was würde Deutschland sagen, wenn die Sowjetunion aus Interesse an der Sicherheit an ihren südwestlichen Grenzen Bulgarien Garantien von der Art der deutsch-italienischen für Rumänien geben würde?“

Diese Bemerkung brachte Hitler aus der Fassung.

„Hat etwa Zar Boris Moskau um Garantien gebeten?“ kreischte er. „Mir ist nichts davon bekannt. Darüber müßte ich mich überhaupt erst mit dem Duce beraten. Italien ist ebenfalls an diesem Teil Europas interessiert. Würde Deutschland nach einem Vorwand für Reibereien mit Rußland suchen, könnte es ihn auch woanders finden“, fügte Hitler drohend hinzu.

Molotow entgegnete, es sei die Pflicht eines jeden Staates, sich um die Sicherheit des eigenen Volkes wie auch um die der befreundeten Nachbarländer zu kümmern. Ebendavon gehe die sowjetische Regierung in ihrer Außenpolitik aus, und sie sei insbesondere darum besorgt, daß das mit der Sowjetunion geschichtlich verbundene Bulgarien seine Selbständigkeit bewahre und nicht in einen gefährlichen Konflikt hineingezogen werde. Damit gab der sowjetische Vertreter Hitler unzweideutig zu verstehen, daß die Sowjetregierung für den Schutz Bulgariens vor der ihm bereits drohenden Gefahr einer faschistischen Okkupation eintrat.

Dann sagte Molotow, man sei in Moskau über die Rückstände bei der Lieferung wichtiger deutscher Ausrüstungen für die Sowjetunion sehr unzufrieden. Eine solche Praxis könne um so weniger geduldet werden, als die sowjetische Seite die Verpflichtungen aus den sowjetisch-deutschen Wirtschafts-

ab-[44:]kommen exakt erfülle. Die Überschreitung der für die deutschen Waren vereinbarten Liefertermine beschwöre ernste Schwierigkeiten herauf.

Hitler suchte sich wieder herauszureden. Das Reich kämpfe jetzt gegen England „auf Leben und Tod“, und Deutschland biete alle seine Reserven für diese entscheidende Auseinandersetzung mit den Briten auf.

„Aber wir hörten doch soeben, daß England faktisch bereits geschlagen wäre. Welche Seite kämpft denn nun auf Leben und Tod?“ fragte Molotow.

Gespannte Stille trat ein. Ribbentrop wurde unruhig und warf Hitler einen besorgten Blick zu. Dann schaute er auf die eigenen Hände, die er auf den Tisch gelegt hatte. Die Finger zitterten leicht. Hilger saß hochaufgerichtet und unbeweglich in seinem Sessel. Schmidt hörte auf zu schreiben und erstarrte, über seine Blätter gebeugt. Anscheinend warteten alle auf einen hysterischen Anfall Hitlers. Aber dieser beherrschte sich und überhörte die Ironie. Seine Stimme klang jedoch gereizt, als er antwortete:

„Ja, so ist es, England ist geschlagen. Aber es bleibt noch einiges zu tun.“

Alsdann erklärte Hitler, das Thema des Gesprächs sei seiner Ansicht nach erschöpft und die Verhandlungen würden – da er selbst abends anderes zu tun hätte – vom Reichsaußenminister Ribbentrop zu Ende geführt werden.

So endete die letzte Begegnung der sowjetischen Delegation mit Hitler. Dieser war also nicht gewillt, die berechtigten Interessen der Sowjetunion, wie sie von den Erfordernissen ihrer Sicherheit und des Friedens in Europa diktiert wurden, zu respektieren. Daß aber die Ritterregierung schon lange vor dem Berliner Treffen den Beschluß zum Überfall auf die Sowjetunion gefaßt hatte und sich praktisch darauf vorbereitete, war damals natürlich nicht bekannt.

Aus den Geheimarchiven der deutschen Regierung und Tagebüchern hochgestellter Nazibeamter sowie aus den Dokumenten des Nürnberger Prozesses gegen die hitlerfaschistischen Kriegsverbrecher wissen wir jetzt, daß Hitler sich auch nach Abschluß des sowjetisch-deutschen Nichtangriffspaktes im Au-[45:]gust 1939 mit den Plänen für einen Krieg gegen die Sowjetunion trug. Zwei Monate nach der Unterzeichnung dieses Paktes gab Hitler die Weisung, die von Deutschland besetzten polnischen Gebiete als „Aufmarschgebiet für [die] Zukunft“ zu betrachten. Darüber gibt es unter dem 18. Oktober 1939 eine Eintragung im Tagebuch General Franz Halders, des Generalstabschefs des deutschen Heeres.

Am 23. November 1939 ging Hitler, als er vor seinen Generalen ausführlich über den bevorstehenden Feldzug nach dem Westen sprach, auch auf die Operationen gegen die Sowjetunion ein. Er erklärte: „Wir können Rußland nur entgegentreten, wenn wir im Westen frei sind.“

Damals machte Hitler den Beginn der Aggression gegen die Sowjetunion vom Sieg im Westen, das heißt von der Zerschlagung Großbritanniens, abhängig. Der Krieg gegen die Sowjetunion war jedoch für ihn beschlossene Sache. Wie der Chef des Wehrmachtsführungsstabes, General Alfred Jodl, in seinem Tagebuch bestätigt, unterrichtete ihn Hitler noch während des Feldzugs im Westen von seinem „grundlegenden Entschluß“, die Sowjetunion im Frühjahr 1941 zu überfallen. Am 29. Juli 1940 erklärte Hitler in einer Besprechung mit Vertretern des Oberkommandos der Wehrmacht, er gedenke, gegen die Sowjetunion im Frühjahr 1941 loszuschlagen. Dabei machte er nicht mehr die früheren Vorbehalte. Er schien vielmehr geneigt, die Sowjetunion vor der endgültigen Zerschlagung Großbritanniens zu überfallen. Am 31. Juli 1940 gab Hitler auf dem „Berghof“, seinem bei Berchtesgaden in Oberbayern gelegenen Hauptquartier, bei einer Besprechung mit Vertretern der Wehrmacht seinen Entschluß bekannt, die Landung auf den Britischen Inseln zu verschieben, und meinte, daß England alle seine Hoffnungen auf Rußland und Amerika setze. Schwände die Hoffnung auf Rußland, so wäre auch die Hoffnung auf Amerika dahin, weil sich mit dem Ausscheiden Rußlands die Rolle Japans in Ostasien gewaltig ändern würde. Wenn Rußland erst geschlagen sei, werde auch die letzte Hoffnung Englands zusammenbrechen.

General Halder zog in seinem Tagebuch das folgende Fazit dieser Beratung. „Entschluß: Im Zuge der Auseinandersetzung [46:] muß Rußland erledigt werden. Frühjahr 1941. Je schneller wir Rußland zerschlagen, um so besser.“

Zu diesem Zeitpunkt, das heißt drei Monate vor dem Berliner Treffen, begannen rege geheime Vorbereitungen für den aggressiven Feldzug gegen die Sowjetunion. Die Großbritannien drohende Gefahr war vorüber.

Demnach hat allein schon die Tatsache der Existenz einer starken sozialistischen Großmacht, der Sowjetunion, von England die Gefahr der deutschen Invasion abgewendet. Hitler entschloß sich, zunächst die Sowjetunion zu schlagen und erst dann Großbritannien zu vernichten. Aber das war eine Fehlrechnung. Der heldenhafte Widerstand des Sowjetvolkes gegen die faschistische Aggression und die anschließende Zerschlagung des „Dritten Reiches“ haben diese Pläne durchkreuzt.

Hitler trieb also ein Doppelspiel. Nachdem er bereits den Entschluß zum Überfall auf die Sowjetunion gefaßt hatte, versuchte er – auf Zeitgewinn aus –, die Sowjetregierung glauben zu machen, daß er bereit sei, eine weitere friedliche Entwicklung der sowjetisch-deutschen Beziehungen zu erörtern.

Dem gleichen Zweck sollte offenbar auch das Treffen in Berlin dienen, für das die Hitlerregierung seit Sommer 1940 starkes Interesse zeigte.

Im Briefwechsel zwischen Berlin und Moskau wurde in jenen Monaten von deutscher Seite angedeutet, daß es nicht schlecht wäre, die herangereiften Fragen auf hoher Ebene zu beraten. In einem der deutschen Briefe wurde direkt darauf hingewiesen, daß die Lage in Europa und in der Welt seit dem letzten Moskaubesuch Ribbentrops ernste Veränderungen erfahren hätte und daß es deshalb wünschenswert wäre, wenn eine bevollmächtigte sowjetische Delegation zu Verhandlungen nach Berlin käme. Unter diesen Umständen ging die Sowjetregierung, die sich unwandelbar für eine friedliche Regelung internationaler Probleme einsetzte, auf die deutsche Initiative ein.

[47:]

In Ribbentrops Bunker

Am Abend des gleichen Tages, an dem die Verhandlungen mit Hitler ihren Abschluß fanden, kam es zu einem Treffen im Auswärtigen Amt in der Wilhelmstraße, dem Sitz Ribbentrops. Sein Arbeitszimmer war bedeutend kleiner als das Hitlers, aber ebenso prunkvoll eingerichtet. An den Wänden hingen alte Gemälde, die Fenster waren von Vorhängen aus kostbarem Gobelinstoff eingefast, auf Sockeln standen Bronze- und Porzellanplastiken.

Ribbentrop, der in Anwesenheit Hitlers im Schatten blieb, benahm sich nun ganz anders. Er spielte den Aristokraten, doch seine Manieren waren eher salopp als vornehm. Ihn umgaben ein zahlreiches Gefolge und eine Schar von Reportern, vor denen er gern posierte. Während der gegenseitigen Begrüßung und des allgemeinen Gesprächs, das mehrere Minuten dauerte, stand Ribbentrop wie eine Säule mit über der Brust gekreuzten Armen mitten im Raum. Schließlich sagte er zu seiner Suite und den Reportern:

„Meine Herren, Sie werden sich entfernen müssen. Wir haben sehr Wichtiges zu besprechen. Ich hoffe, daß Sie uns entschuldigen werden.“

Alle verneigten sich und verließen schnell das Kabinett. Ribbentrop bat die Teilnehmer des Gesprächs in die Ecke des Arbeitszimmers an einen runden Tisch, der mit Bronzefiguren und griechischen Ornamenten verziert war, und erklärte, als alle Platz genommen hatten, daß man dem Wunsch des „Führers“ entsprechend eine Bilanz der Verhandlungen ziehen und einiges „im Prinzip“ vereinbaren sollte. Dann zog er ein Blatt Papier aus der Brusttasche seines Rocks, entfaltete es langsam und sagte: „Hier sind einige Vorschläge der deutschen Regierung skizziert.“

Ribbentrop las diese Vorschläge vom Blatt ab. Sie liefen auf die bereits bekannten Prahlerien über den unvermeidlichen Zusammenbruch Großbritanniens und darauf hinaus, daß es nun an der Zeit sei, an die künftige Gestaltung der Welt zu denken. Im Zusammenhang damit schlug die deutsche Regie-

rung der Sowjetunion vor, sich dem Dreierpakt zwischen [48:] Deutschland, Italien und Japan anzuschließen. Dabei sollten sich Deutschland, Italien, Japan und die Sowjetunion verpflichten, gegenseitig die natürlichen Interessensphären zu respektieren und keine Mächtegruppierung, die sich gegen eines der vier Länder richtet, zu unterstützen. Später sollten die Partner des Paktes unter Berücksichtigung ihrer jeweiligen Interessen über die endgültige Ordnung der Welt entscheiden.

Molotow hörte sich diese Erklärung an und meinte, es sei nicht sinnvoll, die Diskussion über dieses Thema wiederaufzunehmen. Doch könne man nicht den verlesenen Text erhalten? Ribbentrop erwiderte, er besitze nur ein einziges Exemplar und habe nicht die Absicht gehabt, diese Vorschläge in schriftlicher Form zu überreichen, und steckte das Blatt hastig in die Tasche.

In diesem Augenblick begannen die Luftschuttsirenen zu heulen. Alle schauten sich an. Es wurde ganz still, dann hörte man irgendwo in der Nähe einen dumpfen Einschlag. In den hohen Fenstern des Arbeitszimmers klirrten die Scheiben.

„Es ist nicht ungefährlich hierzubleiben“, meinte Ribbentrop. „Wir gehen in meinen Bunker hinunter. Dort ist es ruhiger.“

Wir verließen das Arbeitszimmer und erreichten über einen langen Korridor eine Wendeltreppe, die in den Keller führte. Am Eingang zum Bunker stand eine SS-Wache. Der SS-Mann riß die schwere Tür vor uns auf, schloß sie, als alle Teilnehmer an den Verhandlungen den Schutzbunker betreten hatten, wieder und verriegelte sie von innen.

In einem der Räume war für Ribbentrop ein unterirdisches Arbeitszimmer eingerichtet worden. Auf dem polierten Schreibtisch standen mehrere Telefone. Etwas abseits waren bequeme Polstersessel um einen runden Tisch gruppiert.

Als das Gespräch wiederaufgenommen war, behauptete Ribbentrop von neuem, daß die Frage der Aufteilung von Einflußsphären geprüft werden sollte. Es gebe allen Grund zu der Annahme, fügte er hinzu, daß England faktisch bereits geschlagen sei. Molotow erwiderte darauf:

„Wenn das so ist – weshalb sitzen wir denn in diesem Bunker? Und wessen Bomben sind es, die so nahe einschlagen, daß man es auch hier noch hören kann?“

[49:] Ribbentrop wurde verlegen und verstummte. Da er das Peinliche der Lage spürte, rief er nach dem Adjutanten und befahl, Kaffee zu servieren. Nachdem der Diener ein Kaffeeservice auf den Tisch gestellt, Kaffee eingegossen hatte und gegangen war, wollte der sowjetische Delegierte wissen, wann eine Erklärung über die Ziele der Anwesenheit deutscher Truppen in Rumänien und in Finnland zu erwarten sei?

Ribbentrop antwortete, ohne aus seiner Verärgerung ein Hehl zu machen, diese „unwesentlichen Fragen“ sollten, wenn sich die Sowjetregierung noch immer dafür interessiere, über die üblichen diplomatischen Kanäle erörtert werden.

Wieder trat Stille ein. Es gab keine Fragen mehr, doch mußte man im Bunker bleiben: Britische Flugzeuge setzten den massierten Angriff auf Berlin fort. Immer wieder waren die dumpfen Einschläge ganz in der Nähe fallender Bomben zu hören. Ein herber Wein wurde serviert, und das Gespräch ging auf allgemeine Themen über. Ribbentrop begann, von seinen Weinkelereien zu erzählen, erkundigte sich nach den Weinsorten, die in der Sowjetunion produziert werden. Die Entwarnung ließ auf sich warten. Erst spät in der Nacht konnten wir zum Schloß Bellevue zurückkehren.

Am nächsten Morgen verließ die sowjetische Delegation Berlin. Auf dem Bahnhofsvorplatz war wieder eine Ehrenkompanie aufmarschiert. Aber von den hochgestellten Hitlerfaschisten gab uns einzig und allein Ribbentrop das Geleit. Am Bahnsteig stand der sowjetische Zug, an ihn wurden zwei deutsche Wagen, ein Speise- und ein Salonwagen, angehängt; im letzteren nahmen Vertreter der Protokollabteilung des Auswärtigen Amtes Platz, die die sowjetische Delegation bis zur Grenze begleiteten.

Die geheimen Ziele der Faschisten

Was hatte Hitlers und Ribbentrops Gerede von Plänen für eine weitere Zusammenarbeit mit der Sowjetunion eigentlich zu bedeuten? Ging die deutsche Regierung damals tatsächlich von der Voraussetzung aus, daß zwischen Deutschland und der: So-[50:]wjetunion über längere Zeit kein Konflikt ausbrechen würde? Hatte sich Hitler etwa entschlossen, die Aggressionspläne gegen die UdSSR, die er in seinem Buch „Mein Kampf“ verkündet, hatte, vorerst aufzugeben? Gewiß nicht.

Hitler betrachtete die Beratung in Berlin lediglich als zusätzliches Ablenkungsmanöver. Davon zeugt insbesondere die geheime Weisung Nr. 18, die er am 12. November 1940 erließ, das heißt einen Tag vor der Ankunft der sowjetischen Regierungsdelegation in Berlin. In dieser Weisung heißt es: „Politische Besprechungen mit dem Ziel, die Haltung Rußlands für die nächste Zeit zu klären, sind eingeleitet. Gleichgültig, welches Ergebnis diese Besprechungen haben werden, sind alle schon mündlich befohlenen Vorbereitungen für den Osten fortzuführen. Weisungen darüber werden folgen, sobald die Grundzüge des Operationsplanes des Heeres mir vorgetragen und von mir gebilligt sind.“

Wir wissen bereits, um welche „Vorbereitungen für den Osten“ es sich handelte.

Was die Sowjetunion betrifft, so war ihr Ziel klar. Ihre Regierung betrieb eine konsequente Friedenspolitik und war bestrebt, den Krieg zu verhüten oder zumindest den Zusammenstoß mit Hitlerdeutschland soweit wie möglich hinauszuzögern. Es ging darum, dem Sowjetvolk bis auf weiteres ein Leben in Frieden zu sichern und für den sozialistischen Staat zusätzliche Zeit zur Stärkung des Wirtschafts- und Verteidigungspotentials zu gewinnen. Außerdem waren damals die geheimen Absichten Hitlers nicht klar, und man ging in Moskau von folgenden Zielsetzungen aus: Deutschland für eine gewisse Zeit den Frieden aufzuzwingen versuchen, Hitler keinen Anlaß zur Rechtfertigung einer Aggression gegen die UdSSR geben. Eine Rolle spielte offenbar auch, daß Stalin an die Unterschrift Ribbentrops unter dem Nichtangriffspakt glaubte. Es mag erstaunlich anmuten, aber er war der Ansicht, daß Hitler es nicht wagen würde, einen Krieg zu entfesseln.

Die Sowjetregierung hielt den diplomatischen Kontakt mit der deutschen Regierung weiterhin aufrecht und sondierte deren Absichten. Am 25. November 1940, das heißt knapp zwei Wochen nach dem Berliner Treffen, wurde dem deutschen Bot-[51:]schafter in Moskau, von der Schulenburg, mitgeteilt, daß zur Weiterführung der in Berlin begonnen Verhandlungen von deutscher Seite eine Reihe Bedingungen zu erfüllen wären, und zwar:

- die deutschen Truppen mußten Finnland unverzüglich verlassen;
- in den nächsten Monaten mußte die Sicherheit der Sowjetunion durch den Abschluß eines Beistandspaktes zwischen der Sowjetunion und Bulgarien gewährleistet werden.

Schulenburg versprach, die sowjetische Erklärung unverzüglich an seine Regierung weiterzuleiten. Aber eine Antwort traf aus Berlin nicht ein. Schon damals erschien dieses Schweigen vielsagend. Jetzt kennen wir die Gründe dafür. Von den sowjetischen Forderungen in Kenntnis gesetzt, wies Hitler sie zurück und nahm unmittelbar die Vorbereitungen für die Aggression gegen unser Land in Angriff.

Hitler forderte den Generalstab auf, die Aufstellung eines konkreten Operationsplans für den Überfall auf die Sowjetunion zu beschleunigen. Am 5. Dezember bestätigte Hitler nach einer vierstündigen Beratung mit dem Oberbefehlshaber des deutschen Heeres, Generalfeldmarschall Walther von Brauchitsch, und General Halder diesen Plan. Damals hieß er „Plan Otto“. Bald darauf wurde diese Bezeichnung durch eine andere ersetzt. Am 18. Dezember unterzeichnete Hitler die Weisung Nr. 21, die „Fall Barbarossa“ überschrieben war. Diese Weisung begann mit folgenden Worten:

„Die deutsche Wehrmacht muß darauf vorbereitet sein, auch vor Beendigung des Krieges gegen England Sowjetrußland in einem schnellen Feldzug niederzuwerfen (Fall Barbarossa).

Das Heer wird hierzu alle verfügbaren Verbände einzusetzen haben mit der Einschränkung, daß die besetzten Gebiete gegen Überraschungen gesichert sein müssen ...

Vorbereitungen ... sind ... bis zum 15.5.41 abzuschließen. Entscheidender Wert ist jedoch darauf zu legen, daß die Absicht eines Angriffes nicht erkennbar wird.“

Erinnert man sich heute an den Verlauf der sowjetisch-deutschen Verhandlungen, die im Herbst 1940 in Berlin stattfanden, so kann man nicht umhin, auf jene Unterstellungen [52:] einzugehen, die in der westlichen Presse anläßlich dieses Treffens verbreitet worden sind, ja, auch heute noch auftauchen. Es wird zum Beispiel behauptet, die sowjetische Seite habe damals in Berlin „territoriale Ansprüche in Richtung Indischer Ozean“ gestellt, die Sowjetunion sei in diesem Zusammenhang bereit gewesen, einen „neuen Pakt“ mit Deutschland zu schließen usw. Das alles ist entweder ein Produkt müßiger Phantasie oder bewußte böswillige Fälschung mit dem Ziel, die Politik des Sowjetstaates zu diffamieren.

In Wirklichkeit hatte die sowjetische Seite im Berliner Treffen im Jahre 1940 eine Möglichkeit gesehen, die Position der deutschen Regierung abzutasten und die weiteren militärischen Pläne der Machthaber des „Dritten Reiches“ zu erkunden.

Hitlers Haltung bei diesen Verhandlungen und insbesondere seine beharrliche Weigerung, den Sicherheitsinteressen der Sowjetunion in Osteuropa Rechnung zu tragen, sein faktisches Nein zum Abzug der deutschen Truppen aus Finnland und Rumänien – das alles zeigte, daß Deutschland, ungeachtet aller großtuerischer Gesten angeblicher Rücksichtnahme auf die „globalen Interessen“ der Sowjetunion, in der Praxis mit der Vorbereitung eines osteuropäischen Aufmarschraumes gegen die Sowjetunion beschäftigt war. Es kann keinen Zweifel daran geben, daß Hitler sich um das Berliner Treffen bemühte, weil er die Verhandlungen mit den sowjetischen Vertretern benutzen wollte, um für die Sowjetregierung ungünstige Bedingungen zu schaffen, die ihr im weiteren die Hände gebunden, Deutschland hingegen freie Hand – selbst für ein eventuelles Übereinkommen mit Großbritannien – gelassen hätten.

Vor dem Überfall Hitlerdeutschlands in der Hauptstadt des „Dritten Reiches“

Silvesterfeier im Grunewald

Bald nach der Rückkehr nach Moskau wurde ich in das Volkskommissariat für Auswärtige Angelegenheiten als Referent für deutsche Fragen versetzt. Damals war in den sowjetisch-deutschen Beziehungen eine spürbare Flaute eingetreten. In Moskau gab es zwischen den sowjetischen Vertretern und dem deutschen Botschafter Schulenburg so gut wie keine Kontakte. Von Zeit zu Zeit kamen von Schulenburg Anfragen: Er erkundigte sich nach Gräbern von Deutschen in verschiedenen Gegenden der UdSSR und wollte so manches wissen, was am 'ehesten den Geheimdienst interessieren konnte, der die Angaben über den Schauplatz der künftigen Kampfhandlungen präzisieren wollte. Natürlich wurden diese „neugierigen“ Fragender deutschen Seite entweder ausweichend oder verneinend beantwortet. Auch von unserer Botschaft in Berlin ging nichts Wesentliches ein, soweit es sich um den Bereich der offiziellen Beziehungen handelte. In diesem Bereich herrschte Kühle.

Indessen ging aus den Meldungen der Auslandspresse und den Berichten sowjetischer Diplomaten hervor, daß die deutsche Regierung eine starke Aktivität entwickelte, um neue Verbündete zu gewinnen und in den Dreierpakt einzubeziehen. Eine Meldung von der „feierlichen“ Unterzeichnung entsprechender Dokumente jagte die andere. Die reaktionären Machthaber Ungarns, Rumäniens und Bulgariens beugten ihr Haupt vor Hitler. Berlin hatte es eilig, seine Positionen in Südosteuropa auszubauen.

Ende Dezember ernannte man mich zum 1. Sekretär unserer Botschaft in Berlin. W. N. Pawlow, der diesen Posten bislang innegehabt hatte, wurde abberufen und sollte im Volkskommissariat für Auswärtige Angelegenheiten in Moskau verbleiben. Die Wahl war, wie mir erklärt wurde, auf mich ge-[54:]fallen, weil ich als Teilnehmer der Novembertreffen sowjetischer Vertreter mit Hitler und Ribbentrop über die Angelegenheiten auf dem laufenden war und in Berlin nützlich sein konnte.

Am 31. Dezember stieg ich auf dem Bahnhof Friedrichstraße aus dem Zug. Eine Wohnung war mir im Gebäude unserer Botschaft Unter den Linden zugewiesen worden. Dieses – zu Beginn des vorigen Jahrhunderts erbaut – hatte noch sein ursprüngliches Aussehen. (Es wurde gegen Ende des Krieges bei einem Luftangriff auf Berlin zerstört.) Die großen Säle der Botschaft und der Wintergarten mit seinen exotischen Pflanzen waren zentral beheizt, aber in den Wohnräumen standen weiße Kachelöfen. Mein Zimmer war warm und anheimelnd.

Ich entschloß mich, durch Berlins abendliche Straßen zu schlendern und dann den Jahreswechsel in irgendeiner Bierstube zu erwarten. Aber als ich in die Vorhalle hinunterstieg, sah ich mich einem alten Bekannten gegenüber, der mir, als er von meinen bescheidenen Plänen erfuhr, vorschlug, mich ihm anzuschließen.

„Wir fahren – eine ganze Gesellschaft – in den Grunewald zu unserem Marineattaché; Admiral Woronzow. Er bewohnt eine große Villa, du wirst dich dort wohl fühlen.“

Ich stimmte gern zu. Das war gewiß viel angenehmer, als in irgendeiner verräucherten Kneipe bei einem Glas Bier zu sitzen. Außerdem bot sich mir die Gelegenheit, sofort viele meiner künftigen Kollegen kennenzulernen.

Wie alle Häuser im verdunkelten Berlin schien von außen auch die Villa unseres Marineattachés unbewohnt zu sein. Aber in Wirklichkeit war sie hell, warm und voller Menschen. Die Hausfrau, eine hochgewachsene, schlanke Brünette, bot jedem neuen Gast, der sich nach der Fahrt durch den feuchtkalten Berliner Winter aufwärmen wollte, ein Glas Wodka an. Manche – so schien es – ließen sich mehrere Male auf diese Weise „empfangen“. Sie wurden recht fröhlich. Alle fühlten sich sofort wie zu Hause. Im Nebenzimmer wartete eine lange, festlich gedeckte Tafel auf die Gäste.

Das Rundfunkgerät war auf Radio Moskau eingestellt. Wenige Minuten vor zwölf beglückwünschte Michail Iwanowitsch [55:] Kalinin die Sowjetmenschen zum neuen Jahr. Wir setzten uns an den Tisch. Sektkorken knallten. In diesen Minuten schienen Alltag und Sorgen vergessen zu sein. Es wurde

gescherzt und unbeschwert gelacht. Wir beglückwünschten uns gegenseitig zum neuen Jahr und stießen darauf an, daß das kommende Jahr für unsere Heimat ein weiteres Friedensjahr sein möge. Keiner dachte daran, daß in dem bereits angebrochenen Jahr 1941 der schwerste und blutigste Krieg in der Geschichte unseres Volkes beginnen würde. In jener Nacht schien der Krieg in weite Ferne gerückt zu sein. Der Bombenangriff der britischen Luftwaffe blieb aus. Wir verbrachten angenehm die . Zeit und kehrten erst gegen 6 Uhr morgens heim.

Diplomatische Empfänge

Der große Empfang, den die deutsche Regierung für das Diplomatische Korps am Neujahrstag zu geben pflegte, fiel diesmal wegen des Krieges aus. Statt dessen trugen sich die in Berlin akkreditierten Diplomaten am 1. Januar in der Reichskanzlei, wo sie der Chef der Kanzlei, Heinrich Lammers, im Namen Hitlers begrüßte, in ein besonderes Buch ein.

Doch in den Botschaften wurden die diplomatischen Empfänge nicht weniger. Die Diplomaten nutzten jede Gelegenheit für Begegnungen mit ihren Kollegen, um Informationen, Gerüchte und Prognosen auszutauschen. Und Gerüchte schwirrten in den ersten Monaten des Jahres 1941 in unglaublicher Anzahl durch Berlin. Sie hingen vor allem mit dem voraussichtlichen weiteren Kriegsverlauf zusammen. Wer wird das nächste Opfer der deutschen Aggression sein? Wann wird die Invasion in England beginnen? Werden die Vereinigten Staaten bald in den Krieg eintreten? In welcher Richtung wird Japan vorstoßen? Wird die Neutralität Schwedens und der Türkei gewahrt bleiben? Werden sich die Deutschen der Erdölgebiete im Nahen Osten bemächtigen? Alle diese und andere Fragen waren Gegenstand von Diskussionen, Vermutungen, Prophezeiungen und Gerüchten.

Bei den großen Empfängen machte jedes neue Gerücht blitz-[56:]artig die Runde, auch wenn es einem „streng vertraulich“ zugeflüstert wurde. Hier konnte man Großindustrielle, höchste Vertreter der Nazihierarchie und solche damaligen „Sterne“ wie Olga Tschechowa, Pola Negri und Willy Forst kennenlernen. Auf derartigen Empfängen drängten sich die Gäste, man mußte, um den Saal zu durchqueren, zuweilen auch die Ellenbogen benutzen.

Weitaus interessanter waren Begegnungen im engeren Kreis, bei denen die Gesprächspartner einander die nächste Sensation zu entlocken suchten, obgleich derartige „Sensationen“ zuweilen keinen Pfifferling wert waren.

Besonders gern verbreitete derartige Neuigkeiten der türkische Botschafter Ridvanbeyoglu Hüsrev Gerede. Im übrigen behauptete er niemals, daß seine Information authentisch sei, und fügte gewöhnlich hinzu:

„Ich kann mich dafür nicht verbürgen, aber alles ist möglich, und daher mein Entschluß, Sie vertraulich davon in Kenntnis zu setzen.“

Botschafter Gerede war ein hochgewachsener, immer elegant gekleideter Mann mit dichten schwarzen Augenbrauen und fleischiger Nase. Er bewirtete seine Gäste mit duftendem türkischem Kaffee, der so stark war, daß der Löffel in der Tasse fast stehen blieb, und mit einem berühmten Likör aus Izmir. Gerede war erstaunlich gesprächig, und eine Begegnung mit ihm gestaltete sich meist zu einem Monolog. In seinem Arbeitszimmer hing eine Karte des Nahen Ostens, und sein Lieblingsthema war die Analyse möglicher Varianten deutscher Kampfhandlungen zur Eroberung der Erdölgebiete Iraks und Saudi-Arabiens.

„Die Türkei“, begann Gerede seine Ausführungen, „hat wiederholt erklärt, daß sie die Deutschen nicht durchlassen würde. Sollte Deutschland einen Durchmarsch versuchen, werden wir uns zur Wehr setzen. Das wissen die Deutschen.“

„Also haben sie bereits eine solche Forderung gestellt?“

„Aber ich bitte Sie! Das habe ich nicht gesagt. Sie wissen es einfach, daß wir sie nicht durchlassen werden. Aber sie brauchen dringend Treibstoff für die Panzer, die Flugzeuge, die U-Boote. Also werden sie eine Luftlandung wagen müssen, um [57:] sich Mosuls zu bemächtigen. Dazu sind aber

Stützpunkte erforderlich: Griechenland, Inseln im Ägäischen Meer, Ägypten. Falls die Deutschen im Irak landen, gerät die Türkei in eine Zange. Dann werden wir es schwer haben, sehr schwer.“

„Wollen Sie damit sagen, daß die Türkei in einem solchen Falle Berlin nachgeben würde?“

„Das habe ich nicht gesagt. Wir wollen es mit niemandem verderben. Die Engländer sind unsere Freunde, die Deutschen sind unsere Freunde. Die Engländer sagen, die Deutschen könnten von Ihnen, von der Sowjetunion, die Zustimmung zum Überqueren des Kaukasus verlangen, um den Irak zu erobern. Aber das sind Hirngespinnste. Sie werden sich darauf nicht einlassen, die Deutschen aber nichts dergleichen fordern. Sie haben einen Nichtangriffspakt mit Hitler, und ich weiß aus maßgeblichen Quellen, daß er die feste Absicht hat, ihn einzuhalten. Hier ist alles klar. Ein Überfall auf die Türkei hat für die Deutschen ebensowenig Zweck, sie werden sich jetzt, glauben Sie mir nur, auf Ägypten konzentrieren, Mussolini bei der Eroberung Griechenlands helfen und dann im Irak landen. Das sind ihre Pläne.“

Bei der Entwicklung seiner Gedanken trat Gerede immer wieder an die Karte und suchte den Gesprächspartner davon zu überzeugen, daß die Landung in Mosul der allerwahrscheinlichste weitere Schritt Hitlers wäre. Beim Abschied sagte er:

„Wenn Sie irgend etwas über die Nahostpläne der Deutschen hören sollten, sagen Sie es mir. Das ist äußerst wichtig.“

Im übrigen war Botschafter Gerede gar nicht so naiv, wie er auf den ersten Blick erscheinen mochte. Er stand zur Oberschicht der Nazis in recht enger Verbindung. Vielleicht spielte er sogar in Absprache mit der Wilhelmstraße eine bestimmte Rolle in der Hitlerschen Irreführungskampagne, lenkte mit seinem Gerede von angeblich bevorstehenden Kampfhandlungen im Nahen Osten die Aufmerksamkeit von den wahren Absichten Berlins ab.

Eine recht eigenartige Gestalt in den Reihen des Diplomatischen Korps war der japanische Botschafter in Berlin, General Hiroshi Oshima. Obgleich er sich stets nach dem Protokoll kleidete und sogar einen Zylinder trug, konnte er seine mili-[58:]tärische Haltung nicht verbergen. Dieser kleine, stämmige Mann sprach abgehackt, als erteile er Befehle. Dabei unterstrich Oshima seine Worte mit schroffen Bewegungen des rechten Armes, wie wenn er mit einem Samurai-Schwert auf einen unsichtbaren Gegner einschlage.

Oshima machte aus seinen Sympathien für die Nazis kein Hehl. Die Hitlerfaschisten nutzten das für ihre Zwecke aus. Sie brachten den japanischen Botschafter im Generalsrang oft an die Stätten jüngster Schlachten im Westen, und er wurde, nach Berlin zurückgekehrt, nicht müde, in Gesprächen mit seinen Kollegen die „Taten“ der deutschen Armee zu preisen. Nicht minder begeistert äußerte sich Oshima über die „Neuordnung Europas“ und erklärte, Hitler verstehe es, die eroberten Länder „im Zaum zu halten“, und das sei „das Unterpfand für den Erfolg der Pläne zur Neuordnung der Welt, die von den Achsenmächten ausgearbeitet werden“.

In Gesprächen mit sowjetischen Vertretern ließ sich Oshima keine Gelegenheit entgehen, um daran zu erinnern, daß er in der Vergangenheit in der Guandongarmee gedient habe und den Fernen Osten gut kenne. In diesem Zusammenhang suchte er uns einzureden, die Sowjetunion hätte es nicht nötig, große Verbände an der Grenze der damals von den Japanern besetzten Mandschurei zu stationieren. Diesen Gedanken begründete Oshima wie folgt:

Der Hauptschauplatz der Ereignisse sei jetzt Europa, und hier liege auch das Hauptinteresse der Sowjetunion. Indessen werde ihre Aufmerksamkeit auch vom Fernen Osten gefesselt. Für den Fernen Osten würden beträchtliche materielle Mittel und militärische Kräfte bereitgestellt. Dadurch ständen sich an der mandschurischen Grenze viele gutbewaffnete Soldaten gegenüber, und das sei höchst gefährlich. Als Militär wisse er, Oshima, sehr wohl, daß zwischen großen Armeen zweier Staaten, die sich – mit allen Waffenarten ausgerüstet – längere Zeit gegenüberstehen, so manches passieren könne, auch wenn das in den höchsten Instanzen gar nicht gewünscht werde. Auf einer Seite könnten die Nerven versagen, schon käme es zu einem Zwischenfall, und dann wäre nichts mehr zu machen.

Ihm sei die hohe Kampfmoral der sowjetischen Fernostarmee [59:] bekannt, nicht minder hoch sei auch die der japanischen Guangdongarmee. Diese Armeen dürften sich nicht lange gegenüberstehen, das wäre gefährlich. Er, Oshima, habe bereits an seine Regierung geschrieben, daß es nützlich wäre, den Mannschaftsbestand der Guangdongarmee zu reduzieren und sie von der Grenze in die Tiefe des Landes zurückzuziehen, damit sie nicht länger in unmittelbarer Berührung mit der sowjetischen Armee stände. Er würde auch den sowjetischen Vertretern empfehlen, diese Überlegungen an ihre Regierung heranzutragen, damit diese möglichst rasch entsprechende Schritte unternehme.

Bei jeder Begegnung mit uns kam Oshima auf dieses Thema zu sprechen. Was konnte er damit bezwecken? Vielleicht glaubte er, mit seiner Idee – falls sie realisiert worden wäre – für Japan Kräfte frei zu machen, die es für die in Tokio damals bereits geplanten Operationen in Südostasien brauchte? Oder spekulierte Oshima etwa darauf, die Sowjetunion zu überlisten, sie zum Abbau ihrer Verteidigung im Fernen Osten zu veranlassen, damit Japan sie in einem geeigneten Augenblick überrumpeln könnte? Wie dem auch sei – kaum zu glauben war, daß Oshima ernsthaft mit einem Erfolg seiner recht primitiven Agitation rechnete. Aber er wurde nicht müde, seinen Plan für den beiderseitigen Abzug der Truppen im Fernen Osten zu propagieren, obwohl dieser unter den Bedingungen der damaligen Zeit unreal und sogar naiv war. Einem Gespräch über die vermutlichen und weiteren militärischen Aktionen Hitlers wich er gewöhnlich aus, obwohl er zweifellos davon mehr wußte als die anderen Mitglieder des Diplomatischen Korps.

Ich möchte noch über eine Begegnung mit dem jugoslawischen Gesandten Ivo Andrić berichten, die sich mir besonders eingeprägt hat. Die Gesandtschaft lag im Tiergarten, im sogenannten Diplomatenviertel. Dieses Viertel wurde noch bebaut. Nahezu fertiggestellt war der protzige Bau der italienischen Botschaft, auch die Arbeiten am Gebäude für die japanische Vertretung näherten sich ihrem Ende. Doch der Bau der jugoslawischen Mission und die Gestaltung des angrenzenden Geländes waren abgeschlossen. Nach einem Entwurf Belgrader Architekten erbaut, beeindruckte das Gesandtschaftsgebäude [60:] innen wie außen durch die Strenge der Linien sowie durch die moderne Ausstattung.

Die Begegnung mit Andrić fand in den ersten Apriltagen statt. In jenen Tagen hatten die nazistischen Zeitungen eine wüste antijugoslawische Hetze entfacht. Tag für Tag berichteten der „Völkische Beobachter“ und die anderen Bitterzeitungen von „Verfolgungen“ der deutschen Minderheit in Serbien, veröffentlichten Gruppenaufnahmen von „Flüchtlingsen“ oder „Opfern des jugoslawischen Terrors“, wie sie von den Autoren der Beiträge genannt wurden. In Wirklichkeit verfolgte niemand die Deutschen in Jugoslawien. Es handelte sich wieder einmal um eine hitlerfaschistische Provokation. Die Zwischenfälle in Jugoslawien und die Flucht deutscher Bürger aus dem Lande waren eigens von nazistischen Agenten organisiert. Hitler brauchte den „Schutz“ für die deutsche Minderheit als Vorwand, um in Jugoslawien einzufallen. Mit der Niederwerfung des „widerspenstigen“ Jugoslawiens wollte Hitler zweifellos sein Hinterland in Südosteuropa vor dem Überfall auf die Sowjetunion sichern.

Ende März unterzeichnete die jugoslawische Regierung Cvetković in Wien das Dokument über den Anschluß Jugoslawiens an den Dreierpakt. Doch unmittelbar darauf kam es in Belgrad zu einem Regierungswechsel, und obwohl die neue Regierung Simović Berlin den Abschluß eines Nichtangriffspaktes anbot, beschloß Hitler, der Belgrad nicht mehr traute, Jugoslawien zu besetzen und zugleich Mussolini bei seinem Feldzug gegen Griechenland zu helfen.

Der stets beherrschte und äußerlich ruhige Gesandte Andrić konnte diesmal seine Erregung nicht verbergen. Ihm war klar, was die Hitlerfaschisten planten und daß sie sein Land, wenn nicht heute dann morgen, überfallen konnten.

„Was wollen sie denn von uns?“ rief Andrić verbittert aus. „Wir tun ihnen doch nichts. Die ganze Geschichte mit der ‚Verfolgung‘ der deutschen Minderheit ist von A bis Z inszeniert. Wir wollen in Ruhe gelassen werden. Ihnen aber ist das, was sie in Europa bereits an sich gerissen haben, noch zuwenig. Sie lechzen auch nach unserem Blut. Doch die Deutschen sollen sich schwer täuschen. Unser Volk kapituliert nicht, wir werden wei-[61:]terkämpfen, auch wenn es den Deutschen gelingen sollte, unser Land zu besetzen. Das wird ihnen noch teuer zu stehen kommen.“

Die hitlerfaschistischen Provokationen lösten in Jugoslawien allgemeine Empörung aus. Im Lande traf man in aller Eile Maßnahmen zur Abwehr der deutschen Aggression. Am 5. April wurde in Moskau der sowjetisch-jugoslawische Freundschafts- und Nichtangriffsvertrag unterzeichnet. Das löste in Berlin einen Anfall von Hysterie aus. Freilich konnte die Sowjetunion zu jenem Zeitpunkt dem jugoslawischen Brudervolk keine praktische Hilfe mehr leisten. In der Nacht zum 6. April fielen deutsche Truppen wortbrüchig in Jugoslawien ein, auf ihrem Weg Tod und Verderben säend.

Doch Andrićs Worte, die sich mir so fest eingepägt hatten, erwiesen sich als prophetisch. Das jugoslawische Volk kapitulierte nicht. Es ging zum Partisanenkampf über und führte immer wuchtigere Schläge gegen die faschistischen Eindringlinge ...

In den letzten Apriltagen wurde ich vom 1. Sekretär der USA-Botschaft in Berlin, Patterson, zu einem Cocktail eingeladen. Er galt als sehr vermögend, hatte sich auf eigene Kosten eine dreistöckige Prachtvilla in Charlottenburg gemietet und konnte es sich ohne weiteres leisten, zwanzig, bis dreißig Personen zum Mittagessen einzuladen oder eine Cocktailparty für dreihundert Gäste zu geben.

Da Patterson recht weit vom Stadtzentrum entfernt wohnte und seine Gäste gewöhnlich spät auseinander gingen, holte ich einen M-1, einen Kleinwagen, der zu jener Zeit vom Kraftwagenwerk Gorki gebaut wurde, aus der Botschaftsgarage. In den verdunkelten Berliner Straßen herrschte stets absolute Finsternis, aber diese Nacht war mondhell, und als ich mit ausgeschalteten Scheinwerfern durch die bereits menschenleeren Straßen fuhr, hatte ich den Eindruck, eine ausgestorbene Stadt vor mir zu haben. Ich erreichte bald mein Ziel, die Villa Pattersons, vor der bereits eine ganze Reihe Wagen stand.

Der große Salon war voller Menschen. Aber man konnte sie nicht richtig erkennen. Der Raum wurde nur durch den Schein des Kamins, in dem lustig Holzscheite knisterten, [62:] und einige Wandleuchten erhellt. Als sich meine Augen an die intime Beleuchtung gewöhnt hatten, sah ich, daß sich die Gäste – mit Gläsern in der Hand – bereits in Grüppchen geteilt hatten und lebhaft unterhielten.

Patterson sagte mir gleich bei der Begrüßung:

„Ich habe einen Gast, mit dem ich Sie bekannt machen möchte.“

Er hakte mich unter und führte mich zum Kamin, wo ich im Kreise mir bekannter amerikanischer Diplomaten einen hochgewachsenen, drahtigen Offizier in der Uniform eines Majors der deutschen Luftwaffe mit einem Glas Whisky in der Hand stehen sah. Auffallend war sein stark gebräuntes Gesicht.

Patterson stellte uns einander vor. „Der Herr Major ist soeben aus Afrika auf Urlaub gekommen“, fügte er hinzu.

Der Major schien ein kriegserfahrener Pilot zu sein. Er erzählte bereitwillig über Kampfhandlungen in Westeuropa und in Nordafrika. Dabei machte er kein Hehl daraus, daß die Deutschen es auf dem afrikanischen Kriegsschauplatz trotz aller Siegesfanfaren des Oberkommandos der Wehrmacht schwer hatten. Das ungezwungene Benehmen dieses Hitleroffiziers im Hause eines amerikanischen Diplomaten berührte mich sonderbar. Es erklärte sich möglicherweise daraus, daß er Patterson seit langem kannte: Seinen Bemerkungen entnahm man, daß sie sich noch vor dem Krieg in den Vereinigten Staaten begegnet waren.

Als ich gegen Ende des Abends mit dem deutschen Major etwas abseits von den anderen-Gästen stand, blickte er mich prüfend an und sagte mit leicht gedämpfter Stimme:

„Patterson möchte, daß ich Ihnen etwas mitteile. Ich bin hier nicht auf Urlaub. Mein Geschwader ist aus Nordafrika abgezogen worden, und wir erhielten gestern den Befehl, es nach dem Osten, in den Raum Łódź, zu verlegen. Das mag nichts Besonderes sein, doch ist mir bekannt, daß in der letzten Zeit auch noch andere Truppenteile an Ihre Grenze verlegt worden sind. Ich weiß nicht, was das bedeuten soll, möchte aber persönlich nicht, daß es zwischen unseren beiden Ländern zu irgendeinem Konflikt kommt. Natürlich teile ich Ihnen das vertraulich mit.“

[63:] Ich war für einen Augenblick sprachlos. So etwas hatte es wohl noch nie gegeben: Ein Offizier der Hitlerwehrmacht gab einem Mitarbeiter der sowjetischen Botschaft eine Information, die – falls sie der Wahrheit entsprach – zweifellos streng vertraulich war. Mit ihrer Preisgabe riskierte er Kopf und Kragen. Doch wir fürchteten damals, Opfer von Provokationen zu werden. Außerdem wußte ich nicht, inwieweit man dem Major glauben konnte, und entschloß mich daher, zurückhaltend und stereotyp zu antworten:

„Ich danke Ihnen, Herr Major, für diese Information. Sie ist höchst interessant. Ich nehme jedoch an, daß Deutschland den Nichtangriffspakt einhalten wird. Unser Land ist daran interessiert, daß der Friede zwischen uns erhalten bleibt. Wir wollen das Beste hoffen.“

„Sie müssen es wissen“, meinte mein Gesprächspartner lächelnd und verabschiedete sich kurz darauf.

Natürlich wurde dieses Gespräch wie auch alles andere, was an unseren Gesprächen auf den diplomatischen Empfängen von Interesse war, in den nächsten Bericht der Botschaft aufgenommen. Wir schickten diese Berichte regelmäßig auf telegrafischem Wege nach Moskau.

Werktage in der Botschaft

Unsere Kontakte zu den Repräsentanten des „Dritten Reiches“ waren ausgesprochen offizieller Natur und sehr begrenzt. Zu den Empfängen der Botschaft kam von den hochgestellten Nazis nur Ribbentrop, aber auch dieser bei weitem nicht immer. Manchmal erschienen die Feldmarschälle Wilhelm Keitel und Erhard Milch. Doch blieben sie meistens, starke Beanspruchung vorschützend, nicht lange. Nur zwei Männer kamen regelmäßig zu uns: Staatssekretär Otto Meißner, der als Hitlers Vertrauter aus der „alten Schule“ galt (er hatte seinen Posten schon unter Hindenburg inne), und der baltische Baron von Tschaikowski, auf dessen Visitenkarte „Diplomat i. R.“ stand. Obgleich Tschaikowski keinen offiziellen Posten bekleidete, galt er als gutinformierter Mann, als Vertreter der Wilhelmstraße. Sie beide, Meißner wie Tschaikowski, sprachen die ganze Zeit von der Notwendigkeit, die sowjetisch-deutschen Beziehungen weiter zu verbessern. Wollte man ihren Worten glauben, so hatte die deutsche Regierung nichts anderes im Sinn, als das Verhältnis zwischen unseren Ländern enger und aufrichtiger zu gestalten.

Als Gast eines Mittagessens in der Botschaft deutete Meißner Anfang Juni 1941, das heißt etwa zwei Wochen vor Beginn des Krieges, an, daß in der Reichskanzlei neue Vorschläge für die Festigung der sowjetisch-deutschen Beziehungen ausgearbeitet würden, die der „Führer“ Moskau in Kürze zu unterbreiten gedenke. Das war natürlich übelste Irreführung. Meißner und Tschaikowski wollten auf diese Weise die Wachsamkeit der Sowjetunion einschläfern.

Enge Verbindungen mit der Botschaft unterhielten deutsche Geschäftskreise. Zu uns kamen nicht selten Direktoren solcher bedeutenden Firmen wie AEG, Krupp, Mannesmann, Siemens-Schuckert, Rheinmetall-Borsig, Zeiß Ikon, Telefunken und anderer. Vertreter der Botschaft erhielten Einladungen, Betriebe dieser Firmen in verschiedenen Teilen Deutschlands zu besuchen. Ich selbst hatte Gelegenheit, die Krupp-Werke in Essen, Bremer Schiffswerften und den Betrieb der Firma Mannesmann in Magdeburg zu besichtigen. Natürlich wurde den sowjetischen Diplomaten bei weitem nicht alles gezeigt.

Nicht ausgeschlossen ist, daß einige dieser Besuche zu der hitlerfaschistischen Irreführungskampagne gehört haben. Doch bin ich sicher: Nicht wenige unserer Gesprächspartner waren tatsächlich davon überzeugt, daß sich die Sowjetunion und Deutschland in ökonomischer Hinsicht in vielem ergänzten und daß die Entwicklung der Handelsbeziehungen unseren beiden Staaten nützte.

Ein häufiger Gast in der sowjetischen Botschaft war ein gewisser Gaspar vom Mannesmann-Konzern, ein hochgewachsener, elegant gekleideter Mann mittleren Alters. Im Knopfloch seiner Jacke trug er stets eine rote Nelke. Er werde, so behauptete er nicht ohne Koketterie, der „rote Gaspar“ genannt, und zwar nicht allein wegen der traditionellen Nelke, sondern auch wegen „ziemlich linker“ Überzeugungen. Als [65:] sehr vermögender Mann mit viel Einfluß in der Geschäftswelt konnte sich Gaspar eine derartige „Extravaganz“ leisten.

Zu ebenjener Zeit hatte die sowjetische Handelsvertretung dem Mannesmann-Konzern einen großen und einträglichen Auftrag – es handelte sich um eine Partie Rohre – erteilt, und das führte den Direktoren erneut vor Augen, daß sich mit der Sowjetunion große Geschäfte tätigen ließen.

„Ich würde es sehr wünschen“, sagte Gaspar bei einem Besuch in der Botschaft, „daß sich die Beziehungen zwischen unseren Ländern stets günstig gestalten. Unsere Firma ist daran aufrichtig interessiert. Doch bedauerlicherweise sind in Deutschland Kräfte am Werk, die nicht begreifen, was die wahren Interessen unseres Landes sind. Sie können das Land wieder an den Rand einer Katastrophe bringen.“

Übrigens gehörte Gaspar zu den wenigen Geschäftsleuten des „Dritten Reiches“, die uns vor einer drohenden Gefahr warnten, zur Wachsamkeit und Vorsicht mahnten, auch wenn sie nichts Konkretes über den baldigen Überfall der Faschisten auf die Sowjetunion sagten.

Wir waren bestrebt, die zeitweilige Normalisierung der Beziehungen zu Hitlerdeutschland zu nutzen, um fortschrittliche Schriftsteller, Wissenschaftler, hervorragende Antifaschisten, Funktionäre der kommunistischen Bewegung den Klauen der Gestapo zu entreißen. Sowohl in Berlin als auch in Moskau richteten die Deutschen an uns des öfteren die Bitte, die Ausreise dieser oder jener Person ins „Reich“ zu genehmigen. An einigen dieser Menschen waren die Hitlerfaschisten besonders interessiert, und sofern die sowjetische Seite es für möglich hielt, derartigen Anträgen stattzugeben, stellten wir die Gegenforderung nach freier Ausreise in die Sowjetunion für jene, die wir befreien wollten. Auf diese Weise konnten wir viele Antifaschisten herausholen, darunter ehemalige Kämpfer der Internationalen Brigaden in Spanien, die den Hitlerfaschisten in Frankreich in die Hände gefallen waren.*

Doch darum mußten wir uns bisweilen monatelang bemühen, und nicht immer mit Erfolg. Wir haben es zum Beispiel nicht geschafft, von den Deutschen die Zustimmung für die Ausreise des weltbekannten französischen Physikers Paul Langevin in die Sowjetunion zu erhalten. Es gab allen Grund, um das Leben dieses begabten Wissenschaftlers und hervorragenden Repräsentanten der fortschrittlichen Öffentlichkeit zu bangen. Im Jahre 1935 hatte Langevin für die Volksfront in Frankreich gewirkt, war zum Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften der UdSSR gewählt worden und machte aus seiner antifaschistischen Überzeugung nie ein Hehl. Das verziehen ihm die Hitlerfaschisten nicht. Auf unsere zahlreichen Anfragen antwortete das Auswärtige Amt zunächst, daß Langevin nicht zu finden sei; später erklärte es offen, da sich Langevin nicht nur wissenschaftlich, sondern auch „deutschfeindlich“ betätigt habe, würden die zuständigen deutschen Behörden seine Übergabe an uns ablehnen. Um Langevin freizubekommen, verzögerten wir sogar die Ausreise irgendeines Subjekts, an dem den Deutschen besonders gelegen war. Aber auch das half nicht. Langevin blieb in den Händen der Hitlerfaschisten. 1940 wurde er verhaftet und in ein Gefängnis geworfen, dann aber freigelassen und in der Stadt Troyes unter Gestapoaufsicht gestellt. Sein Leben hätte tragisch enden können, doch mit Hilfe von Kämpfern der Resistance gelang Langevin die Flucht in die Schweiz. Nach der Befreiung Frankreichs kehrte Langevin 1944 nach Paris zurück und trat der Kommunistischen Partei bei. Er starb im Jahre 1946 und wurde als Nationalheld im Pantheon beigesetzt.

Hingegen waren die langen Verhandlungen, die unsere Botschaft in Berlin Anfang 1941 führte, um den bekannten französischen Schriftsteller Jean Richard Bloch, einen Kommunisten, zu befreien, von Erfolg gekrönt. Ich erinnere mich, wie aufgeregt ich war, als ich im zeitigen Frühjahr 1941 J. R. Bloch vom Bahnhof Friedrichstraße in Berlin abholte. Noch heute habe ich die kleine, abgezehrte Gestalt eines Mannes mit einer braunen Reisetasche und einem Plaid [Wolldecke] in der Hand vor Augen. Hohe Stirn, bewegliches Gesicht, ausdrucksvoller Blick und trauriges Lächeln – so sah ich ihn bei seinem ersten Schritt in die Freiheit. Der Gestapoagent in Zivil, der Bloch begleitete, übergab ihn mir: wie es so heißt, von Hand zu Hand und bat sachlich um eine Quittung, als handelte es sich um

* Das hinderte aber die sowjetische Führung nicht, in die UdSSR geflohene Kommunisten sowohl auszuweisen, z. B. Erwin Geschonnek (den späteren DDR-Schauspieler), als auch an die Gestapo auszuliefern, z. B. Margarete Buber-Neumann, deren Mann Heinz Neumann vom NKWD erschossen wurde.

Und was die Spanienkämpfer betrifft, so nahm die sowjetische Führung von den Überlebenden der 2318 deutschen Spanienkämpfer nach der Niederlage der Spanischen Republik nur 136 (!) in die Sowjetunion auf. *KWF*

ein Gepäckstück. Wir fuhren mit J. R. Bloch in die Botschaft, wo ihm ein [67:] Zimmer zur Verfügung gestellt wurde. Und am nächsten Tag brachte ihn eine Gruppe sowjetischer Diplomaten zum Zug nach Moskau. Er scherzte, lachte, war froh darüber, in die Sowjetunion zu fahren.

Jean Richard Bloch, Freund Romain Rollands, lebte während des Krieges in der Sowjetunion. Er hat viel getan, um die fortschrittliche Weltöffentlichkeit zum Kampf gegen die faschistische Pest zu mobilisieren. Er veröffentlichte in der sowjetischen und ausländischen Presse leidenschaftliche entlarvende Artikel und wandte sich über den Rundfunk oft an die Kämpfer der Resistance mit dem Appell, die Schläge gegen den Feind zu verstärken. Nach dem Krieg kehrte J. R. Bloch nach Frankreich zurück, wo er im Jahre 1947 starb.

Alarmierende Signale

Seit mehreren Monaten sahen wir Mitarbeiter der Botschaft, wie in Deutschland unablässig Maßnahmen getroffen wurden, die offensichtlich der Vorbereitung von Operationen an der Ostfront dienten. Von diesen Vorbereitungen zeugten Informationen, die die Botschaft aus verschiedenen Quellen erhielt.

Sie stammten vor allem von unseren Freunden in Deutschland. Wir wußten, daß im Nazi-„Reich“, darunter auch in Berlin, tief in der Illegalität antifaschistische Organisationen, wie die „Rote Kapelle“ und andere, wirkten. Trotz unglaublicher Schwierigkeiten fanden deutsche Antifaschisten unter Einsatz des Lebens Mittel und Wege, um die Sowjetunion vor der ihr drohenden Gefahr zu warnen. Sie übermittelten uns wichtige Informationen über die Vorbereitungen Hitlerdeutschlands für den Überfall auf unser Land.

Mitte Februar erschien im sowjetischen Konsulat in Berlin ein deutscher Drucker. Er brachte ein Exemplar eines russisch-deutschen Wörterbüchleins, das in einer Massenaufgabe gedruckt wurde. Der Inhalt dieses „Sprachhelfers“ ließ keinen Zweifel daran, für welche Zwecke er bestimmt war. Darin konnte man zum Beispiel solche Sätze in russischer Sprache, jedoch in lateinischer Schrift, lesen: „Wo ist der Vorsitzende [68:] des Kolchos?“ [Где председатель колхоза?], „Bist du Kommunist?“ [Ты коммунист?], „Hände hoch!“ [Руки вверх!], „Ich schieße!“ [Я стреляю!], „Ergib dich!“ [Сдавайся!] und dergleichen. Dieser „Sprachhelfer“ ist von uns sofort nach Moskau geschickt worden.

Nach der Okkupation Polens durch die Hitlerfaschisten war in der ehemaligen Botschaft der UdSSR in Warschau nur der Verwalter, Wassiljew, verblieben, der sich auch um den gesamten sowjetischen Besitz auf dem Territorium des von den Deutschen besetzten Polens zu kümmern hatte. Im Zusammenhang damit besuchte er gelegentlich auch Bezirke an der Grenze der Sowjetunion. Wenn Wassiljew dienstlich nach Berlin kam, erzählte er uns, was er beobachtet hatte.

Natürlich waren die Hitlerfaschisten bestrebt, Wassiljews Bewegungsfreiheit einzuschränken, und tarnten überhaupt ihre Aggressionsvorbereitungen im Osten sorgfältig. Doch konnte Wassiljew nicht übersehen, daß die Eisenbahnstrecken mit Militärtransporten verstopft und die polnischen Städte mit Soldaten der Wehrmacht überschwemmt waren. Dabei fiel auf, daß sich die Truppenkonzentration auf dem Territorium Polens weiter verstärkte. Wassiljews Mitteilungen lieferten uns zusätzliches Material, das die uns vorliegenden Informationen aus anderen Quellen bestätigte.

In der Botschaft war es üblich, daß der Presseattaché (es war A. A. Smirnow und – nachdem er nach Moskau abberufen und zum Botschafter der UdSSR im Iran ernannt worden war – I. M. Lawrow) den diplomatischen Mitarbeitern jeden Morgen einen kurzen Überblick über die Meldungen der deutschen und der internationalen Presse gab. In den ersten Monaten des Jahres 1941 machte er immer häufiger auf das Wehklagen deutscher Zeitungen über Pressemeldungen aufmerksam, in denen behauptet wurde, die Sowjetunion bereite sich an der deutschen Grenze zum Krieg vor. Es war nicht schwer, zu verfolgen, aus welchen Quellen derartige Informationen geschöpft wurden. Sie erschienen zuerst in der amerikanischen reaktionären Presse, zuweilen unter Berufung auf deutsche Quellen in neutralen Ländern. Wir hatten es hier zweifellos mit einer von deutschen Agentenzentralen inspirierten provokatorischen Irreführung zu tun. Da Hitlers Propaganda über keinerlei reale Fakten hinsicht-

lich einer „sowjetischen Bedro-[69:]hung“ Deutschlands verfügte – denn es gab sie in Wirklichkeit gar nicht –, braute sie Meldungen über „Kriegsvorbereitungen“ der UdSSR an ihrer Westgrenze zusammen und verbreitete diese Lügen über Nachrichtenagenturen und Presseorgane anderer Länder. Waren sie aber erst in amerikanischen und anderen Zeitungen erschienen, berief sich die deutsche Presse darauf und wehklagte heuchlerisch, daß derartige Nachrichten die sowjetisch-deutschen Beziehungen „überschatten“ würden. Diese Manipulationen deuteten auf die Absicht der deutschen Behörden hin, in der ganzen Welt die falsche Vorstellung zu verbreiten, daß die Sowjetunion Deutschland „bedrohe“.

Zur gleichen Zeit erschienen in der deutschen Presse immer häufiger Hinweise auf das Buch „Mein Kampf“, die in den ersten Monaten nach der Unterzeichnung des sowjetisch-deutschen Nichtangriffspaktes im Jahre 1939 fast gänzlich aus den Zeitungen verschwunden waren. Allerdings ist dieses „Evangelium“ des Nazismus, das Hitler bereits in den Jahren 1924/1925 geschrieben hatte, im „Dritten Reich“ zu keiner Zeit auch nur im geringsten angezweifelt worden. Das Buch „Mein Kampf“ prangte, mit einer Fotografie Hitlers auf dem Schutzumschlag, in den Auslagen aller Buchläden und wurde alljährlich in riesigen Auflagen herausgegeben, die Hitler Millionen Mark an Honorar einbrachten. Aber jetzt beriefen sich die nazistischen Propagandisten immer häufiger auf dieses Buch, wenn sie von den weiteren Plänen „Großdeutschlands“ sprachen.

In „Mein Kampf“ waren die aggressiven Pläne und Ziele Hitlers äußerst klar dargelegt. Deutschland dürfe sich nicht, so hieß es darin, mit der Forderung nach Wiederherstellung der Grenzen von 1914 begnügen. Es brauche einen weitaus größeren Lebensraum. In seinem Buch wies Hitler darauf hin, daß in Europa 80 Millionen Deutsche gezählt würden. In knapp hundert Jahren würden es auf dem Kontinent 250 Millionen sein, erklärte er. Deshalb müßten die anderen Völker zusammenrücken, um den Deutschen Platz zu machen. In „Mein Kampf“ hieß es dazu: „Nur ein genügend großer Raum auf dieser Erde sichert einem Volke die Freiheit des Daseins ... [70:] Sie (die faschistische Bewegung – *der Verf.*) muß ..., ohne Rücksicht auf ‚Traditionen‘ und Vorurteile, den Mut finden, unser Volk und seine Kraft zu sammeln zum Vormarsch auf jener Straße, die aus der heutigen Beengtheit des Lebensraumes dieses Volk hinausführt zu neuem Grund und Boden und damit auch für immer von der Gefahr befreit, auf dieser Erde zu vergehen oder als Sklavenvolk die Dienste anderer besorgen zu müssen. Die nationalsozialistische Bewegung muß versuchen, das Mißverhältnis zwischen unserer Volkszahl und unserer Bodenfläche ... zu beseitigen ... Wir [müssen] ... unverrückbar an unserem außenpolitischen Ziele festhalten, nämlich dem deutschen Volk den ihm gebührenden Grund und Boden auf dieser Erde zu sichern.“

Das war die – sozusagen – allgemeine, grundsätzliche Richtlinie Hitlers. Nicht minder offen wurden auch die praktischen Schritte zur Erreichung dieses „außenpolitischen Zieles“ formuliert. In seinem Buch bezeichnete Hitler Frankreich als den „Todfeind“ des deutschen Volkes. Aber dessen Vernichtung betrachtete er nur als eine Voraussetzung zur Erreichung weiterer Ziele. Er schrieb von der entscheidenden Auseinandersetzung mit Frankreich, aber mit dem Vorbehalt, daß Deutschland in der Vernichtung Frankreichs nur „die Rückendeckung“ sehe „für eine Vergrößerung des Lebensraumes unseres Volkes in Europa ...“

In welcher Richtung aber? Auch darauf war in „Mein Kampf“ eine ganz bestimmte Antwort gegeben. Zunächst sollten die Räume im Osten mit vorwiegend deutschsprachiger Bevölkerung erobert werden: Österreich, das Sudetengebiet, die westlichen Provinzen Polens einschließlich Danzig.

Alle diese Eroberungen waren Anfang 1941 bereits verwirklicht, zwar in einer etwas anderen Reihenfolge, aber dafür in größerem Umfang. Was war aber danach zu erwarten? In „Mein Kampf“ wurde eine recht unzweideutige, wenn auch wahnwitzige Antwort gegeben: der Überfall auf die Sowjetunion!

„Wollte man in Europa Grund und Boden“, schrieb Hitler, „dann konnte dies im großen und ganzen nur auf Kosten Rußlands geschehen, dann mußte sich das neue Reich wieder auf [71:] der Straße der einstigen Ordensritter in Marsch setzen, um mit dem deutschen Schwert dem deutschen Pflug die Scholle, der Nation aber das tägliche Brot zu geben!“

Und weiter:

„Wir setzen dort an, wo man vor sechs Jahrhunderten endete. Wir stoppen den ewigen Germanenzug nach dem Süden und Westen Europas und weisen den Blick nach dem Land im Osten ... Wenn wir aber heute in Europa von neuem Grund und Boden reden, können wir in erster Linie nur an Rußland und die ihm untertanen Randstaaten denken.“

Nicht einer dieser Gedankengänge war widerlegt oder abgeändert worden. Die in „Mein Kampf“ gesteckten räuberischen Ziele galten weiterhin, und diese hatten natürlich die nazistischen Propagandisten im Auge, als sie im Frühjahr 1941 wie auf Kommando das „Evangelium“ Hitlers zu preisen begannen.

Wie eine Bombe schlug Mitte Mai in Berlin die Nachricht von dem überraschenden Flug ein, den Rudolf Heß, Hitlers Stellvertreter in der Führung der Nazipartei, nach England unternommen hatte. Heß, der eine Me 110 selbst steuerte, war am 10. Mai von Augsburg aus nach Dungavel-Castle, dem schottischen Landsitz des ihm persönlich bekannten Herzogs von Hamilton, gestartet. Aber Heß hatte sich mit dem Treibstoff verkalkuliert und verfehlte das Ziel um 14 Kilometer. Er mußte mit dem Fallschirm abspringen und wurde von Bauern festgenommen. Einige Tage wahrte die britische Regierung darüber Schweigen. Auch Berlin meldete nichts. Aber als die britische Regierung diesen Flug in der Öffentlichkeit bekanntgab, sah die deutsche Regierung ein, daß die Heß übertragene Geheimmission erfolglos geblieben war. Nun wurde in Hitlers Hauptquartier, auf dem „Berghof“, beschlossen, Heß' Flug als einen Akt der Geistesverwirrung zu servieren. In der offiziellen Mitteilung dazu hieß es: „... scheint Heß in dem Wahn gelebt zu haben, durch einen persönlichen Schritt ... doch noch eine Verständigung zwischen Deutschland und England herbeiführen zu können.“ In offensichtlich lancierten Kommentaren ging die deutsche Presse noch weiter und betonte, dieser Naziführer sei ein geisteskranker Idealist, der [72:] infolge von Verletzungen aus dem ersten Weltkrieg an Wahnvorstellungen leide. Die Verfasser dieser Kommentare übersahen offenbar die tödliche Ironie, die darin lag, daß dieses „wahnsinnige“ Subjekt bis zum letzten Tag der zweite Mann in der Nazipartei gewesen war und sogar dem Vermächtnis Hitlers entsprechend im Falle seines plötzlichen Ablebens und des Todes von Göring „Führer der deutschen Nation“ werden sollte.

Hitler war klar, welch schweren moralischen Schaden ihm und seinem Regime der mißlungene Heß-Flug zugefügt hatte. Um die Spuren zu verwischen, befahl er, die Angehörigen von Heß zu verhaften, setzte ihn selbst von allen Posten ab und befahl, ihn zu erschießen, wenn er nach Deutschland zurückkehren sollte. Zur gleichen Zeit wurde Martin Bormann zum Stellvertreter Hitlers in der Nazipartei ernannt.

Zweifellos aber hatten die Hitlerfaschisten auf das Unternehmen Heß nicht geringe Hoffnungen gesetzt. Der deutsche Imperialismus hoffte, auch Deutschlands Gegner, vor allem Großbritannien, für einen Feldzug gegen die Sowjetunion gewinnen zu können. Die Hitlerfaschisten waren darauf aus, den von ihnen geplanten Überfall auf die UdSSR zu einem „Kreuzzug gegen die bolschewistische Gefahr“ zu machen.

Durch den Nürnberger Prozeß und nach der Zerschlagung Hitlerdeutschlands veröffentlichte Materialien wurde bekannt, daß Heß bereits seit Sommer 1940 in Briefwechsel mit prominenten englischen Vertretern der Münchener Politik stand. Der Herzog von Windsor, der ehemalige König von Großbritannien Eduard VIII., dessen Liebschaft mit einer geschiedenen amerikanischen Millionärin der Vorwand gewesen war, um ihn zum Thronverzicht zu zwingen, hatte Heß zu diesem Briefwechsel verholfen.

Des Herzogs Sympathien für die Nazis waren bekannt, und Hitler spekulierte eine Zeitlang darauf, ihn ausnutzen zu können, um das englische Volk zu demoralisieren und die britische Regierung zum Abschluß eines Separatfriedens mit Deutschland zu veranlassen. Als der Herzog von Windsor unterwegs in sein freiwilliges Exil auf den Bahama-Inseln [73:] (er war zu deren Gouverneur ernannt worden) in Portugal Station machte, wurde SS-Brigadeführer Walter Schellenberg, Leiter des Amtes VI im Reichssicherheitshauptamt, dorthin entsandt. Schellenberg sollte den Herzog dazu überreden, daß

er sich nach Berlin begeben und über den Rundfunk an die Bevölkerung Großbritanniens den Appell richten, mit Deutschland Frieden zu schließen. Dafür wollte Hitler dem Herzog 50 Millionen Schweizer Franken anbieten. Äußerstenfalls sollte Schellenberg, den Exkönig von Großbritannien entführen und zu Hitler bringen. Doch dem Emissär Hitlers gelang es nicht, seinen Auftrag auszuführen: Der ehemalige Monarch wurde von Agenten des britischen Geheimdienstes scharf bewacht, und Schellenberg konnte keine Kontakte mit ihm herstellen.

Heß hatte über seine Verbindungen den Englandbesuch im voraus vereinbart. Ursprünglich sollte er im Dezember 1940 erfolgen, aber dann wurde er bis zum Abschluß der hitlerfaschistischen Eroberungen in Südosteuropa zurückgestellt. Als aber Heß im Mai 1941 endlich nach Großbritannien kam und mit hochgestellten britischen Vertretern in Verhandlungen treten wollte, machte es die innerpolitische wie auch die ganze internationale Situation den Vertretern der Münchener Politik unmöglich, ihren Plan für ein Komplott mit den Nazis zu verwirklichen.

Die am weitesten blickenden Politiker Großbritanniens und der USA begriffen, daß Hitler den Frieden mit ihnen nur dazu benötigte, um ihre Länder zu einem für die Nazis günstigeren Zeitpunkt zu überfallen. Herrschende Kreise Großbritanniens erkannten schon damals, wie gefährlich für ihre Positionen und Interessen der deutsche Imperialismus mit seinen Weltherrschaftsgelüsten werden konnte. Deshalb hüteten sie sich vor neuen Abmachungen mit Deutschland, und zwar um so mehr, als sich derartige politische Experimente in der Vergangenheit stets gegen sie selbst gekehrt hatten.

Die Heß-Mission scheiterte letztlich, und er selbst stand nach dem Krieg als einer der nazistischen Hauptkriegsverbrecher vor dem Nürnberger Tribunal. Im übrigen entging er dem Galgen. Ein medizinisches Gutachten schätzte ihn als un-[74:]zurechnungsfähig ein, und er wurde zu lebenslänglicher Haft verurteilt.

Damals, im Mai 1941, konnten wir natürlich die ganzen Hintergründe des Heß-Fluges nach England nicht kennen. Aber daß es ein Versuch war, mit London eine Absprache gegen die Sowjetunion zu treffen, stand außer Zweifel. Als ich Anfang Mai in der Wilhelmstraße zu tun hatte, sah ich im Empfangsraum des Auswärtigen Amtes auf den Tischen Zeitschriften und Broschüren liegen, die noch vor dem Krieg herausgegeben worden waren und die die „englisch-deutsche Freundschaft“ sowie deren Bedeutung für die Geschicke Europas und der ganzen Welt rühmten. (Das war in der Periode von München gewesen.) Allen Diplomaten, die mit ihren Anliegen in die Wilhelmstraße kamen, fielen diese Broschüren natürlich sofort auf, und sie werteten deren Wiedererscheinen als eine Art englandfreundliche Geste. Um diese Demonstration gab es viele Vermutungen, Deutungen und Spekulationen. Der in diese Zeit fallende verdächtige Flug des „verrückten“ Heß ließ natürlich aufmerken – noch dazu angesichts der verstärkten militärischen Vorbereitungen Deutschlands an der Ostfront.

Alarmierende Informationen liefen in dieser Periode auch bei unserem Militärattaché, General Tupikow, und dem Marineattaché, Admiral M. Woronzow, ein. Seit Anfang Februar 1941 – so besagten sie – rollten Transportzüge mit Truppen und Kriegsmaterial nach dem Osten, in den Monaten März/April bereits in nicht abreißendem Strom, und gegen Ende Mai waren in der Grenzzone allen Angaben nach starke deutsche Verbände und riesige Mengen Kriegsmaterial konzentriert.

Gleichzeitig tasteten die Hitlerfaschisten dreist und unverhohlen die sowjetische Verteidigung an der Staatsgrenze der Sowjetunion ab. Besonders verstärkt hatten sich die deutschen Provokationen an der sowjetisch-deutschen Grenze Ende Mai/Anfang Juni. Fast jeden Tag erhielt die Botschaft aus Moskau die Weisung, wieder einmal gegen Verletzungen der sowjetischen Grenze zu protestieren. Nicht nur der deutsche Grenzschutz, sondern auch Wehrmachtssoldaten stießen systematisch [75:] auf sowjetisches Territorium vor, beschossen sowjetische Grenzsoldaten. Dabei gab es auch Tote. Dreist drangen deutsche Flugzeuge tief in das sowjetische Hoheitsgebiet ein. Alle diese Fakten teilten wir unter genauer Angabe von Ort und Zeit dem Auswärtigen Amt mit. In der Wilhelmstraße versprach man bei der Entgegennahme der Beschwerden zunächst eine Untersuchung der Vorfälle, versicherte aber später, daß die Informationen sich „nicht bestätigt“ hätten.

Interessant war auch die folgende Episode. Unter den Linden, unweit der Botschaft, hatte Heinrich Hoffmann, der Fotograf Hitlers, sein prunkvolles Atelier. Bei Hoffmann hatte einst Eva Braun, später

Hitlers Geliebte, als Fotomodell gearbeitet. Seit Kriegsbeginn war in einem der Schaukästen des Ateliers über einem Hitlerbild eine große Landkarte zu sehen. Sie zeigte jeweils den Teil Europas, in dem gerade Kampfhandlungen im Gange oder demnächst zu erwarten waren. Anfang 1940 waren es die Niederlande, Belgien, Dänemark und Norwegen, dann konnte man recht lange die Karte Frankreichs sehen. Anfang 1941 blieben die Passanten vor der Karte Jugoslawiens und Griechenlands stehen. Doch plötzlich bemerkte ich, als ich Ende Mai an Hoffmanns Atelier vorüberging, eine große Karte Osteuropas; sie umfaßte den Ostseeraum, Belorußland, die Ukraine – die riesigen Weiten der Sowjetunion von der Barentssee bis zum Schwarzen Meer. Ich war verblüfft. Hoffmann gab ungeniert zu verstehen, wo sich die nächsten Kampfhandlungen abspielen würden, als wollte er sagen: Nun ist die Sowjetunion an der Reihe!

Seit März waren in Berlin aufdringliche Gerüchte über einen bevorstehenden Überfall Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion im Umlauf. Dabei wurden verschiedene Daten genannt, offenbar um uns zu verwirren: 6. April, 20. April, 18. Mai und schließlich das richtige Datum – der 22. Juni.

Alle diese alarmierenden Signale gab die Botschaft regelmäßig nach Moskau weiter. Anfang Mai wurde eine Gruppe unserer Diplomaten von allen anderen laufenden Arbeiten freigestellt und beauftragt, eigens die der Botschaft vorliegenden Informationen über Hitlers Vorbereitungen für einen Ostfeldzug zu studieren, auszuwerten und zusammenzufassen.

[76:] Bis Ende Mai hatte eine Gruppe von Mitarbeitern der Botschaft unter Leitung von Botschaftsrat W. S. Semjonow und Attache I. S. Tschernyschew einen ausführlichen Bericht zusammengestellt, der unter anderem auch entsprechende Auszüge aus Hitlers Buch „Mein Kampf“ enthielt. Die Hauptschlußfolgerung dieses Berichtes lautete: Deutschland habe die praktischen Vorbereitungen für einen Überfall auf die Sowjetunion abgeschlossen, und die Ausmaße dieser Vorbereitungen ließen keinen Zweifel daran, daß die ganze Konzentration von Truppen und Kriegsmaterial Krieg bedeute. Da der sowjetische Botschafter befürchtete, daß allzu kategorische Schlußfolgerungen Stalin mißfallen könnten, milderte er etwas den Text des Berichts. Dennoch ging aus diesem Dokument mit aller Bestimmtheit hervor, daß der Überfall Deutschlands auf die Sowjetunion jeden Augenblick zu erwarten war.

In jenen Wochen befanden wir, die Mitarbeiter der sowjetischen Botschaft in Berlin, uns in einer zwiespältigen Situation. Einerseits lagen uns unzweideutige Informationen vor, aus denen hervorging, daß der Krieg in allernächster Zeit ausbrechen würde. Andererseits schien alles den gewohnten Gang zu gehen. Die Frauen und Kinder der Mitarbeiter sowjetischer Dienststellen in Deutschland und in den besetzten Gebieten wurden nicht zurückgeschickt. Mehr noch, aus der Sowjetunion trafen fast“ jeden Tag neue Mitarbeiter mit großen Familien und zuweilen sogar mit hochschwangeren Frauen ein. Sowjetische Waren wurden weiterhin laufend nach Deutschland geliefert, obgleich die deutsche Seite ihren Lieferverpflichtungen kaum noch nachkam. Am 14. Juni (eine Woche vor dem Überfall Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion!) veröffentlichte die sowjetische Presse eine Mitteilung von TASS, in der es hieß, daß „Deutschland nach den der UdSSR vorliegenden Angaben die Bedingungen des sowjetisch-deutschen Nichtangriffspaktes ebenso unwandelbar einhält wie die Sowjetunion. Nach Auffassung sowjetischer Kreise entbehren die Gerüchte über die Absicht Deutschlands, den Pakt zu zerreißen und einen Überfall auf die UdSSR zu unternehmen, jeder Grundlage.“

Mit dieser Erklärung, deren Wortlaut einen Tag zuvor dem [77:] deutschen Botschafter in Moskau, von der Schulenburg, überreicht worden war, versuchte Stalin, die Absichten der deutschen Regierung noch einmal abzutasten, sie zu beeinflussen. Aber welche außenpolitischen Ziele diese TASS-Mitteilung auch verfolgte – ihre Veröffentlichung acht Tage vor Kriegsbeginn konnte bei unserem Volk lediglich zum Nachlassen der Wachsamkeit führen. Berlin antwortete auf die TASS-Erklärung mit Schweigen. Keine deutsche Zeitung erwähnte sie auch nur.

Am 21. Juni, das heißt wenige Stunden vor dem Überfall Hitlerdeutschlands auf die UdSSR, wurde die Botschaft angewiesen, der deutschen Regierung eine weitere Erklärung zu übermitteln, in der man eine Beratung über den Stand der sowjetisch-deutschen Beziehungen vorschlug.

Die sowjetische Regierung gab der deutschen zu verstehen, daß ihr die Konzentration der deutschen Truppen an der sowjetischen Grenze bekannt sei und daß ein Kriegsabenteuer gefährliche Folgen haben

könne. Doch der Inhalt dieser Depesche besagte noch etwas anderes: In Moskau hoffte man immer noch, den Konflikt verhüten zu können, und war bereit, Verhandlungen über die entstandene Situation zu führen.

Die Nacht zum 22. Juni

Am Sonnabend, dem 21. Juni, war das Wetter in Berlin prächtig. Der Tag versprach schon morgens, sehr heiß zu werden, und viele unserer Mitarbeiter planten für den Nachmittag einen Ausflug in die Parkanlagen von Sanssouci oder zum Wannsee und Nikolassee, wo sich die Badelustigen tummelten. Nur eine kleine Gruppe von Diplomaten mußte in der Stadt bleiben. Am Morgen war aus Moskau ein dringendes Telegramm eingetroffen. Die Botschaft sollte der deutschen Regierung unverzüglich die obengenannte wichtige Erklärung überreichen.

Ich wurde beauftragt, mich mit der Wilhelmstraße in Verbindung zu setzen und für die Vertreter der Botschaft eine Begegnung mit Ribbentrop zu vereinbaren. Der Diensthabende [78:] im Sekretariat des Ministers antwortete, daß Ribbentrop nicht in der Stadt sei. Ein Anruf beim 1. Stellvertreter des Ministers, Staatssekretär von Weizsäcker, war ebenfalls ergebnislos. Eine Stunde nach der anderen verging, doch von den Verantwortlichen war niemand zu sprechen. Erst gegen Mittag erreichte ich den Leiter der Politischen Abteilung des Ministeriums, Ernst Woermann, aber er bestätigte lediglich, daß weder Ribbentrop noch Weizsäcker im Ministerium sei.

„Im Hauptquartier des Führers wird wohl etwas Wichtiges beraten. Dort dürften jetzt alle zu finden sein“, erläuterte Woermann. „Wenn Sie etwas Dringendes haben, sagen Sie es mir, und ich will versuchen, mich mit der Leitung in Verbindung zu setzen.“

Ich antwortete, das sei unmöglich, da die Botschaft den Auftrag habe, die Erklärung dem Herrn Minister persönlich zu überreichen, und bat Woermann, Ribbentrop davon in Kenntnis zu setzen.

Das Anliegen, dessentwegen wir uns um eine Begegnung mit dem Minister bemühten, durfte untergeordneten Beamten gewiß nicht anvertraut werden. Handelte es sich doch um eine Erklärung, in der man von der deutschen Regierung Erläuterungen zur Konzentration der deutschen Truppen entlang der Grenze zur Sowjetunion forderte.

Wir wurden an diesem Tag wiederholt aus Moskau angerufen und zur Ausführung des Auftrags gedrängt. Aber wir konnten das Auswärtige Amt noch so oft anrufen – die Antwort blieb immer die gleiche: Ribbentrop sei nicht da, und man wisse nicht, wann er kommen werde. Er sei nicht zu erreichen, man könne ihm nicht einmal unser Ersuchen übermitteln.

Gegen sieben Uhr abends gingen alle nach Hause. Ich aber mußte in der Botschaft bleiben und mich um eine Verabredung mit Ribbentrop bemühen. Ich stellte die Uhr vor mir auf den Tisch und entschloß mich, alle halbe Stunde in der Wilhelmstraße anzurufen.

Durch das offene Fenster konnte man wie jeden Sonnabend Unter den Linden Berliner spazierende sehen: Mädchen und Frauen in bunten Sommerkleidern, Männer, vor allem ältere, in dunklen, altmodischen Anzügen. Am Tor der Bot-[79:]schaft stand, an die Mauer gelehnt, ein Polizist mit dem unförmigen Tschako auf dem Kopf.

Vor mir auf dem Tisch lag ein großer Stapel Zeitungen. Ich hatte sie morgens nur überflogen – nun konnte ich sie gründlicher lesen. Im „Völkischen Beobachter“ waren in der letzten Zeit mehrere Artikel Otto Dietrichs, des Pressechefs der deutschen Regierung, erschienen. Über einen hatte der Presseattaché der Botschaft bei unseren internen Presseübersichten berichtet. Diese offensichtlich lancierten Artikel hatten immer den gleichen Akzent. Dietrich sprach von einer Gefahr, die dem Deutschen Reich drohe und die Verwirklichung der Hitlerschen Pläne für den Aufbau eines „tausendjährigen Reiches“ störe. Das deutsche Volk und die deutsche Regierung müßten, so betonte der Verfasser, die drohende Gefahr bannen, bevor sie an den Aufbau eines solchen Reiches gingen. Diesen Gedanken propagierte Dietrich natürlich nicht von ungefähr. Man mußte an seine Artikel denken, die unmittelbar vor dem Überfall Hitlerdeutschlands auf Jugoslawien in den ersten Apriltagen 1941 erschienen waren. Damals faselte er von der „heiligen Mission“ der deutschen Nation in Südosteuropa, erinnerte

an den Prinzen Eugen, der im 18. Jahrhundert einen Feldzug nach dem damals von den Türken besetzten Serbien unternommen hatte, und gab recht deutlich zu ;verstehen, daß nun die deutschen Soldaten den gleichen Weg zurückzulegen hätten. Jetzt, da uns die Kriegsvorbereitungen im Osten bekannt waren, erlangten Dietrichs Artikel über die „neue Gefahr“ einen besonderen Sinn. Man wurde den Gedanken nicht los, daß der in Berlin gerüchtweise genannte letzte Termin für den Überfall Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion, der 22. Juni, diesmal doch stimmte. Befremdend war auch, daß wir den ganzen Tag über weder mit Ribbentrop noch mit seinem 1. Stellvertreter Verbindung bekamen, obwohl Weizsäcker gewöhnlich bei Abwesenheit des Ministers bereit war, einen Vertreter der Botschaft zu empfangen. Und was war das für eine wichtige Beratung in Hitlers Hauptquartier, an der nach Woermanns Worten alle Naziführer teilnahmen?

Als ich das Auswärtige Amt wieder einmal anrief, wiederholte der Beamte am Fernsprecher höflich den Satz:

[80:] „Es ist mir leider immer noch nicht gelungen, mich mit dem Herrn Reichsaußenminister in Verbindung zu setzen. Aber ich denke an Ihr Ersuchen und bemühe mich.“

Auf meine Bemerkung, ich würde ihn weiterhin belästigen müssen, da es sich um ein dringliches Anliegen handle, antwortete mein Gesprächspartner liebenswürdig, ich belästigte ihn in keiner Weise, da er ohnehin bis zum nächsten Morgen im Ministerium Dienst habe. Ich rief die Wilhelmstraße immer wieder an, aber vergeblich.

Indessen hatte in Moskau Molotow am 21. Juni um 21 Uhr 30 den deutschen Botschafter Schulenburg zu sich gebeten und ihm den Inhalt der sowjetischen Note zu den zahlreichen Verletzungen der Grenze durch deutsche Flugzeuge mitgeteilt. Danach versuchte der Volkskommissar vergeblich, den Botschafter zu einer Erörterung des Standes der sowjetisch-deutschen Beziehungen zu veranlassen und Deutschlands Prätionen an die Sowjetunion zu klären. Insbesondere wurde Schulenburg die Frage gestellt: Was sind die Gründe für die Unzufriedenheit Deutschlands, falls es eine solche überhaupt gibt? Molotow wollte ferner wissen, wieso sich die Gerüchte über einen bevorstehenden Krieg zwischen Deutschland und der UdSSR verstärkten und wie die massenhafte Abreise von Mitarbeitern der deutschen Botschaft und ihrer Frauen aus Moskau in den letzten Tagen zu erklären sei. Abschließend wurde Schulenburg die Frage gestellt, weshalb die deutsche Regierung auf die begütigende und friedfertige TASS-Erklärung vom 14. Juni überhaupt nicht reagiert habe. Schulenburg vermochte auf keine dieser Fragen eine einleuchtende Antwort zu geben.

Während ich weiterhin vergeblich versuchte, mich mit der Wilhelmstraße telefonisch zu verständigen, traf aus Moskau ein weiteres Telegramm ein. Das war bereits gegen 1 Uhr nachts. In dem Telegramm wurden der Inhalt des Gesprächs des Volkskommissars für Auswärtige Angelegenheiten mit Schulenburg mitgeteilt und die von der sowjetischen Seite im Verlaufe dieses Gesprächs aufgeworfenen Fragen aufgezählt. Der sowjetische Botschafter in Berlin wurde erneut aufgefordert, unverzüglich Ribbentrop oder dessen Stellvertreter aufzusuchen und ihm die gleichen Fragen zu stellen. Doch mein [81:] nächster Anruf in der Kanzlei Ribbentrops war ebenso vergeblich wie die vorangegangenen.

In den frühen Morgenstunden läutete plötzlich das Telefon. Es war bereits Sonntag, der 22. Juni. Eine unbekannte Stimme teilte mir mit, daß der Herr Reichsaußenminister Joachim von Ribbentrop die sowjetischen Vertreter in seinem Arbeitszimmer im Auswärtigen Amt in der Wilhelmstraße erwarte. Allein schon diese unbekannte Stimme und der höchst offizielle Ton wirkten unheimlich. Doch ich antwortete so, als ginge es um die Begegnung mit dem Minister, um die sich die sowjetische Botschaft bemüht hatte.

„Mir ist von Ihrem Ersuchen nichts bekannt“, antwortete die Stimme am anderen Ende der Leitung. „Ich soll Ihnen lediglich ausrichten, daß der Herr Reichsaußenminister von Ribbentrop die sowjetischen Vertreter um unverzügliches Erscheinen bittet.“

Im sagte, daß es wohl eine Weile dauern werde, bis der Botschafter informiert und ein Wagen vorgefahren sei. Aber darauf antwortete er:

„Der persönliche Kraftwagen des Herrn Reichsaußenministers hält bereits vor dem Eingang der sowjetischen Botschaft. Der Herr Minister hofft, daß die sowjetischen Vertreter unverzüglich erscheinen werden.“

Als wir aus dem Tor des Hauses Unter den Linden traten, sahen wir eine schwarze Mercedeslimousine stehen. Am Steuer saß ein Kraftfahrer in dunklem Rock und einer Mütze mit großem Lackschirm. Daneben hatte ein Offizier der SS-Totenkopf-Division Platz genommen.

Auf dem Bürgersteig erwartete uns ein Beamter der Protokollabteilung des Auswärtigen Amtes. Er riß mit betonter Höflichkeit den Wagenschlag vor uns auf. Der Botschafter und ich – als Übersetzer – nahmen auf den Rücksitzen Platz, der Beamte setzte sich auf den Notsitz. Der Wagen jagte durch die menschenleere Straße. Rechts blieb das Brandenburger Tor zurück. Dahinter färbte die aufgehende Sonne bereits das frische Grün des Tiergartens rötlich. Alles kündigte einen klaren, sonnigen Tag an.

Als wir in die Wilhelmstraße einbogen, sahen wir schon von [82:] weitem eine Menschenmenge vor dem Gebäude des Auswärtigen Amtes. Obwohl es bereits hell geworden war, strahlten Scheinwerfer den Eingang an. Foto-, Film- und Zeitungsreporter liefen hin und her. Der Beamte sprang als erster aus dem Wagen und riß wieder den Wagenschlag auf. Wir stiegen, vom Licht der Jupiterlampen und vom Blitzlicht geblendet, aus. Ein banger Gedanke fuhr mir durch den Kopf – sollte das Krieg bedeuten? Anders war das Treiben in der Wilhelmstraße, noch dazu zu so früher Stunde, nicht zu erklären. Die Foto- und Filmreporter wichen uns nicht von der Seite, liefen uns voraus, als wir die Treppe zum Obergeschoß hinaufstiegen. Zu den Räumen des Ministers führte ein langer Korridor, in dem Uniformierte standen, die, wenn wir an ihnen vorübergingen, die Hacken zusammenknallten und den Arm zum faschistischen Gruß hochrissen. Schließlich bogen wir nach rechts in das Kabinett des Ministers ab.

In der Tiefe des Zimmers befand sich ein Schreibtisch, in der gegenüberliegenden Ecke ein runder Tisch, der von einer massiven Lampe mit hohem Schirm überragt wurde. Ringsum standen mehrere Sessel.

Unser erster Eindruck war, daß der Raum leer sei – bis auf Ribbentrop, der in seiner alltäglichen graugrünen Uniform hinter dem Schreibtisch saß. Doch als wir uns umsahen, sahen wir in der Ecke des Saales, rechts von der Tür, eine Gruppe von Nazibeamten. Als wir quer durch den ganzen Saal auf Ribbentrop zugehen, rührten sich diese nicht vom Fleck und wahrten den Abstand während des ganzen Gesprächs. Sie hörten sicherlich nicht einmal, was Ribbentrop sagte; so groß war dieser alte, hohe Saal, der – das war wohl die Absicht – die Bedeutung der Person des Hitlerschen Außenministers hervorheben sollte.

Als wir dicht vor dem Schreibtisch standen, erhob sich Ribbentrop, nickte wortlos, reichte uns die Hand und forderte uns auf, ihm zu dem runden Tisch zu folgen. Sein Gesicht war aufgedunsen und gerötet, die Augen, die erstarrt zu sein schienen, trübe und entzündet. Er schritt uns mit gesenktem Kopf und leicht schwankend voraus. Ob er getrunken hat? dachte ich.

Als wir uns an den runden Tisch gesetzt hatten und Ribben-[83:]trop zu sprechen begann, bestätigte sich diese Vermutung. Er hatte offenbar in der Tat einen ordentlichen Schluck getan.

Der sowjetische Botschafter kam gar nicht dazu, unsere Erklärung, deren Text wir mitgenommen hatten, vorzubringen. Ribbentrop erklärte mit erhobener Stimme, es gehe jetzt um etwas ganz anderes. Sich fast bei jedem Wort verhaspelnd, begann er, recht verworren zu erklären, der deutschen Regierung lägen Angaben über eine verstärkte Konzentration sowjetischer Truppen an der deutschen Grenze vor. Unter Mißachtung der Tatsache, daß die sowjetische Botschaft in den letzten Wochen die deutsche Seite im Auftrage ihrer Regierung wiederholt auf eklatante Fälle von Grenzverletzungen durch deutsche Soldaten und Flugzeuge hingewiesen hatte, behauptete Ribbentrop, Angehörige der Sowjetarmee hätten die deutsche Grenze verletzt und wären auf deutsches Territorium vorgedrungen, obwohl es in Wirklichkeit derartige Fälle nicht gegeben hatte.

Alsdann erklärte Ribbentrop, er werde uns nun kurz den Inhalt eines Memorandums von Hitler darlegen, dessen Text er uns sogleich überreichte. Die entstandene Lage, so fuhr er fort, betrachte die deutsche Regierung als eine Bedrohung Deutschlands in einem Augenblick, da es mit den Angelsachsen einen Kampf auf Leben und Tod führe. Die deutsche Regierung und der „Führer“ persönlich schätzten ein, daß die Sowjetunion die Absicht habe, dem deutschen Volk einen Schlag in den Rücken zu versetzen. Der „Führer“ habe eine solche Bedrohung nicht dulden können und sich entschlossen, Maßnahmen zum Schutze des Lebens und der Sicherheit der deutschen Nation zu ergreifen. Des „Führers“ Entschluß sei unabänderlich. Vor einer Stunde hätten deutsche Truppen die Grenze der Sowjetunion überschritten.

Dann begann Ribbentrop versichern, dieses Vorgehen Deutschlands sei keine Aggression, sondern nur Verteidigungsmaßnahme. Schließlich erhob sich Ribbentrop und reckte sich in dem Bemühen, recht feierlich zu wirken. Aber seiner Stimme fehlten unüberhörbar Festigkeit und Sicherheit, als er den letzten Satz sprach:

„Der Führer hat mich beauftragt, Sie offiziell von diesen Verteidigungsmaßnahmen in Kenntnis zu setzen.“

[84:] Wir standen ebenfalls auf. Das Gespräch war beendet. Nun wußten wir, daß in unserer Heimat bereits geschossen wurde. Erst nach dem vollzogenen räuberischen Überfall war uns der Krieg offiziell erklärt worden. Daran ließ sich nichts mehr ändern. Bevor er ging, sagte der sowjetische Botschafter:

„Das ist eine dreiste, durch nichts provozierte Aggression. Es wird Ihnen noch leid tun, den räuberischen Überfall auf die Sowjetunion verübt zu haben. Sie werden das schwer büßen müssen.“

Wir wandten uns zum Gehen. Und da ereignete sich etwas überraschendes. Ribbentrop hastete uns nach. Er flüsterte uns zu, daß er persönlich gegen diesen Entschluß des „Führers“ gewesen sei. Er habe sogar versucht, Hitler den Überfall auf die Sowjetunion auszureden. Er, Ribbentrop, halte das für Wahnsinn. Aber er habe nichts ausrichten können. Hitler hätte diesen Entschluß gefaßt, er wollte auf niemanden hören.

„Richten Sie in Moskau aus, daß ich gegen den Überfall gewesen bin“, waren die letzten Worte, die wir vernahmen, als wir auf den Korridor hinaustraten.

Wieder klickten die Verschlüsse der Fotoapparate, surrten die Filmkameras. Auf der Straße, wo uns eine Meute von Reportern empfing, schien die Sonne. Wir gingen auf die schwarze Limousine zu, die immer noch am Portal stand und auf uns wartete.

Auf dem Wege zur Botschaft schwiegen wir. Aber meine Gedanken kehrten unwillkürlich zu der Szene zurück, die sich soeben im Kabinett des nazistischen Ministers abgespielt hatte. Weshalb war er so nervös, dieser faschistische Halsabschneider, der ebenso wie die anderen faschistischen Anführer ein wütender Feind des Kommunismus war und unserem Land wie auch den Sowjetmenschen einen fast krankhaften Haß entgegenbrachte? Wo war die ihm sonst eigene dreiste Überheblichkeit geblieben? Gewiß log er, als er uns weismachen wollte, er hätte Hitler den Überfall auf die Sowjetunion auszureden versucht. Aber was bedeuteten seine letzten Worte? Damals konnten wir keine Antwort auf diese Frage finden. Jetzt aber bin ich, wenn ich an das alles zurückdenke, zu der Annahme geneigt, Ribbentrop hat in diesem verhängnisvollen Augenblick, da er [85:] einen Beschluß, der letztlich zum Untergang des Hitlerreiches führte, offiziell bekanntgab, möglicherweise eine düstere Vorahnung gehabt. War das etwa auch der Grund, weshalb er damals einen Schluck zuviel aus der Flasche genommen hatte?

Als wir uns der Botschaft näherten, bemerkten wir, daß das Gebäude unter verstärkter Bewachung stand. Statt des üblichen Polizisten vor dem Tor hatte jetzt auf dem Bürgersteig eine ganze Kette von Soldaten in SS-Uniform Aufstellung genommen.

In der Botschaft wurden wir mit Ungeduld erwartet. Noch wußte man nicht mit Sicherheit, weshalb uns Ribbentrop zu sich bestellt hatte, aber etwas beunruhigte alle: Kaum waren wir zur Wilhelmstraße

gefahren, als die Verbindung der Botschaft mit der Außenwelt abriß, alle Telefone waren außer Betrieb.

Um 6 Uhr früh schalteten wir das Radio ein und warteten darauf, was Moskau sagen würde. Aber alle unsere Sender brachten zuerst Morgengymnastik, dann einen Pionierappell und schließlich die letzten Nachrichten, die wie üblich mit Meldungen über die Ernte und die Leistungen von Bestarbeitern begannen. Wir dachten besorgt: Sollte man in Moskau nicht wissen, daß der Krieg bereits vor einigen Stunden begonnen hatte? Hatte man die Vorgänge an der Grenze etwa als Grenzplänkeleien angesehen, wenn auch umfangreicher als in den letzten Wochen?

Da die Telefonverbindung nicht wiederhergestellt wurde und wir somit Moskau nicht anrufen konnten, beschlossen wir, die Meldung über das Gespräch mit Ribbentrop telegrafisch zu übermitteln. Vizekonsul G. I. Fomin wurde beauftragt, die verschlüsselte Depesche mit dem Botschaftswagen, der eine Diplomatennummer trug, zum Hauptpostamt zu bringen. Es war unser großer SIS-101, den wir gewöhnlich für Fahrten zu offiziellen Empfängen benutzten. Der Wagen fuhr los, aber schon nach einer knappen Viertelstunde kehrte Fomin zu Fuß zurück. Nur sein Diplomatenpaß hatte ihm die Rückkehr überhaupt ermöglicht. Er war von einer Streife angehalten worden. Der Fahrer wurde festgenommen und der Wagen beschlagnahmt.

[86:] In der Garage der Botschaft stand neben dem SIS und den M-1-Wagen auch noch ein gelber Kleinwagen, ein Opel-Olympia. Diesen wollten wir nun benutzen, um unauffällig ein Postamt zu erreichen und das Telegramm aufzugeben. Dieses Unternehmen wurde nach kurzer Beratung gestartet. Nachdem ich mich ans Steuer gesetzt hatte, öffnete man das Tor, und der flinke Opel fuhr mit Vollgas auf die Straße hinaus. Als ich mich umschaute, atmete ich erleichtert auf: Vor dem Botschaftsgebäude stand kein einziger Wagen, und die nicht motorisierten SS-Männer blickten mir verdutzt hinterher.

Ich konnte das Telegramm nicht sofort aufgeben. Im Berliner Hauptpostamt standen alle Postbeamten um den Lautsprecher herum, aus dem Joseph Goebbels' hysterisches Geschrei tönte. Er sprach davon, daß die „Bolschewisten“ im Begriff gewesen wären, den Deutschen einen Schlag in den Rücken zu versetzen, der „Führer“ aber die deutsche Nation gerettet hätte mit seinem Entschluß, die Truppen gegen die Sowjetunion in Marsch zu setzen.

Ich rief einen Beamten heran und übergab ihm das Telegramm. Er blickte auf die Adresse und rief aus:

„Nach Moskau? Haben Sie denn nicht gehört, was sich tut?“

Ohne mich in eine Diskussion einzulassen, bat ich darum, das Telegramm entgegenzunehmen und zu quittieren. Dieses Telegramm ist nie angekommen.

Als ich – vom Postamt zurückkehrend – aus der Friedrichstraße in die Straße Unter den Linden einbog, sah ich vor der Botschaft vier Wehrmachtswagen stehen. Offenbar hatten die SS-Leute aus ihrer Unterlassung bereits Schlußfolgerungen gezogen.

Im Saal des Obergeschosses warteten mehrere Kollegen weiterhin am Rundfunkempfänger. Doch Radio Moskau hatte die Vorgänge noch mit keinem Wort erwähnt. Vom Fenster des Kabinetts aus sah ich, wie Zeitungsjungen mit Sonderausgaben in der Hand über die Straße rannten. Ich trat aus dem Haus, hielt einen an und kaufte mehrere Zeitungen. Sie enthielten bereits die ersten Aufnahmen von der Front. Beklommenen Herzens betrachteten wir unsere sowjetischen Soldaten – die Verwundeten, die Toten. In einem Bericht des Oberkomman-[87:]dos wurde mitgeteilt, daß deutsche Flugzeuge in der Nacht Mogiljow, Lwow, Rowno, Grodno und andere Städte bombardiert hätten. Allem Anschein nach versuchte die Hitlerpropaganda den Eindruck zu erwecken, als würde sich dieser Krieg zu einem kurzen Spaziergang gestalten.

Immer wieder traten wir an das Rundfunkgerät. Doch es wurden weiterhin Volksmusik und Märsche gebracht. Erst um 12 Uhr Moskauer Zeit hörten wir die Erklärung der Sowjetregierung:

„Heute, um 4 Uhr früh, überfielen deutsche Truppen, ohne irgendwelche Ansprüche an die Sowjetunion gestellt, ohne den Krieg erklärt zu haben, unser Land ... Unsere Sache ist gerecht. Der Feind wird geschlagen. Der Sieg wird unser sein.“

„Der Sieg wird unser sein ... Unsere Sache ist gerecht ...“ Diese Worte drangen aus der fernen Heimat zu uns, die wir in die Höhle des Feindes geraten waren.

Die Heimkehr

In der Höhle des Feindes

Nach unserer Rückkehr aus der Wilhelmstraße wurden sofort Maßnahmen zur Vernichtung von Geheimdokumenten und Chiffren getroffen. Damit durfte nicht gewartet werden, da die SS-Leute, die das Gebäude umstellten, jeden Augenblick eindringen und sich der Archive der Botschaft bemächtigen konnten. Mitarbeiter des Konsulats gingen daran, die Listen der Sowjetbürger, die sich in Deutschland selbst wie auch in den von den Hitlerfaschisten besetzten Gebieten befanden, zu überprüfen.

Am Vormittag des 22. Juni gelangten nur Personen mit Diplomatenausweis in die Botschaft hinein, das heißt außer den Diplomaten, die zum Personal der Botschaft gehörten, auch einige Mitarbeiter der Handelsvertretung. Darunter befand sich ihr stellvertretender Leiter, Kormilizyn. Er war auf dem Wege von zu Hause nach der Botschaft an der Handelsvertretung in der Lietzenburger Straße vorbeigefahren, wurde aber daran gehindert, das Gebäude zu betreten. Das Haus war bereits von der Gestapo besetzt, und er sah, wie Polizisten Aktenhefter direkt auf die Straße warfen. Aus dem obersten Fenster des Gebäudes drang schwarzer Rauch. Dort hatten sich Mitarbeiter der Handelsvertretung verbarrikadiert und verbrannten Dokumente.

Erst viel später erzählte mir einer von ihnen, was sich im Hause der Handelsvertretung ereignet hatte: Die Diensthabenden in der Nacht zum 22. Juni waren K. I. Fedetschkin und A. D. Bosulajew. Anfangs gab es keine besonderen Vorkommnisse, doch gegen Mitternacht hörte die Zustellung von Telegrammen auf, was nie zuvor zu beobachten gewesen war. Das war gleichsam das erste Warnsignal. Das zweite ertönte nicht mehr im übertragenen, sondern im direkten Sinne: Als [89:] die ersten Sonnenstrahlen durch die geschlossenen Fensterläden drangen, schrillte die Sirene. Fedetschkin nahm den Hörer des Telefons ab, das ihn mit dem Diensthabenden am Eingang zur Handelsvertretung verband.

„Weswegen das Alarmsignal?“ fragte er.

„Ein Haufen bewaffneter SS-Leute will in das Haus hinein“, antwortete der Diensthabende erregt. „Es muß was los sein. Ich öffne ihnen nicht. Sie pochen und fluchen und können jeden Augenblick hier eindringen.“

Die Mitarbeiter wußten, daß die verglaste Eingangstür keinem ernstesten Ansturm standhalten konnte. Das Schutzgitter dahinter war ebenfalls kein Hindernis. Folglich konnten die SS-Leute schon im nächsten Augenblick im Hause sein. Es war keine Minute zu verlieren. Fedetschkin holte seine Kollegen N. P. Logatschow und J. I. Schmatow herbei, deren Wohnungen im gleichen Stockwerk lagen wie der Dienstraum. Alle vier verbarrikadierten die Tür und gingen daran, die geheimen Dokumente zu vernichten.

Der Ofen im Zimmer war klein und faßte nur wenig Papier. Die Schriftstücke mußten daher direkt auf dem großen Ofenblech verbrannt werden. Das Zimmer füllte sich mit Rauch, doch die Arbeit durfte keinen Augenblick unterbrochen werden, die Faschisten waren bereits an der Tür.

Das Blech erhitzte sich bis zur Rotglut, es wurde unerträglich heiß und stickig. Das Parkett fing Feuer, doch die Mitarbeiter der Handelsvertretung vernichteten aufopfernd die Dokumente – sie durften den Faschisten nicht in die Hände fallen. Von Zeit zu Zeit lief einer von ihnen zum Fenster, um frische Luft zu schnappen, und kehrte sogleich zu dem Stapel glimmender Schriftstücke zurück, die langsam zu Asche wurden.

Als die SS-Leute schließlich die Tür aufgebrochen hatten und mit Gebrüll ins Zimmer stürmten, war alles vorüber. Sie sahen nur einen Haufen Asche und regungslose Gestalten am Boden. Die Faschisten brachten sie mit Fußtritten wieder zur Besinnung, durchsuchten sie und führten sie in die Halle der Handelsvertretung hinunter. Bald darauf fuhr ein geschlossener schwarzer Gefangenentransportwagen vor, die vier [90:] Mitarbeiter wurden hineingestoßen und zur Gestapo gebracht. Dort nahm man ihnen Uhren, Geld und andere persönliche Sachen ab und sperrte sie in Einzelzellen. Mehrmals täg-

lich wurden sie zum Verhör geholt; man schlug sie, um geheime Informationen aus ihnen herauszuholen, wollte sie zwingen, irgendwelche Papiere zu unterzeichnen. Und das ging so zehn Tage lang. Doch unsere Genossen blieben standhaft, die Faschisten konnten nichts erreichen. Die vier Mitarbeiter der Handelsvertretung erfüllten in Ehren ihre Pflicht. Sie wurden erst am Tage unserer Abreise aus Berlin freigelassen und direkt zum Bahnhof gebracht. Sie konnten sich kaum auf den Beinen halten. Als ich Logatschow sah – wir waren in der Handelsvertretung einmal Kollegen gewesen – erkannte ich ihn kaum wieder; er war grün und blau geschlagen ...

Am gleichen Tage, dem 22. Juni, läutete gegen 14 Uhr in der Kanzlei der Botschaft plötzlich das Telefon. Aus der Protokollabteilung des Auswärtigen Amtes wurde mitgeteilt, daß unsere Botschaft bis zur Klärung der Frage, welches Land die Interessen der Sowjetunion in Deutschland vertreten werde, einen Verbindungsmann zur Wilhelmstraße benennen müsse. Wir baten uns eine Bedenkzeit von 15 bis 20 Minuten aus und nutzten gleich die Gelegenheit, um eine Genehmigung zu beantragen: Wir wollten aus dem Klub der sowjetischen Kolonie Filme und einen Teil der Bibliothek holen.

Ich war es, der beauftragt wurde, die Verbindung zur Wilhelmstraße aufrechtzuerhalten, und das teilten wir auch dem Vertreter der Protokollabteilung mit, als er nach einer halben Stunde wieder in der Botschaft anrief.

Nachdem er meinen Namen notiert hatte, sagte der Beamte: „Einem Vertreter der Botschaft wird ausnahmsweise gestattet, zum Klub zu fahren und dort das, was die Botschaft für notwendig erachtet, zu holen. Das muß jedoch bis 18 Uhr geschehen. Danach wird allen sich in der Botschaft befindenden Personen kategorisch verboten, das Territorium der Botschaft zu verlassen. Der Verbindungsmann der Botschaft zur Wilhelmstraße darf nur zu Verhandlungen mit [91:] dem Auswärtigen Amt, nach vorheriger Absprache und in Begleitung des für die Bewachung der Botschaft verantwortlichen Offiziers, SS-Obersturmführer Heinemann, ausfahren. Über Heinemann kann sich die Botschaft, wenn notwendig, mit dem Auswärtigen Amt in Verbindung setzen.“

Er legte den Hörer auf. Wie wir sogleich feststellten, war die Telefonverbindung einseitig. Wenn wir den Hörer abhoben, blieb die Leitung weiterhin tot.

Wir beschlossen, daß ich mit einem Wagen der Botschaft zum Klub fahren sollte. Wir verständigten uns: Da sich bei einer Fahrt nur eine beschränkte Anzahl Gegenstände fortschaffen ließ, sollte ich vor allem die Lenin-Filme – sie waren im April zum Geburtstag Wladimir Iljitschs aus Moskau geschickt worden –, Lenins Werke und einige andere Schriften der Klassiker des Marxismus holen. Wir wollten nicht, daß die Hitlerfaschisten diese Filmrollen und Bücher auf einen Scheiterhaufen warfen und eine antikommunistische Demonstration mehr veranstalteten.

Der Polizist, der vor dem Gebäude des Klubs stand, wußte nichts von der mir erteilten Genehmigung und ließ mich nicht hinein. Ich mußte in der Wilhelmstraße anrufen. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite befand sich ein kleiner Laden, in dem es Bier, Zigaretten und allerlei andere Dinge zu kaufen gab. Vor Klubbesuchen waren wir dort des öfteren eingekehrt, um ein Bier zu trinken und mit dem Besitzer des Ladens, dem alten Isidor, einige Worte zu wechseln. Dorthin ging ich, um den Fernsprechautomaten zu benutzen. Isidor begrüßte mich sehr freundlich und sagte leise, ihn habe die Nachricht vom Überfall auf die Sowjetunion erschüttert.

„Jetzt weiß man überhaupt nicht, wann das alles enden wird. Wir siegen uns tatsächlich tot“, brummte Isidor, als ich mir eine Mark wechseln ließ und in die Telefonzelle ging. Ich wählte die Nummer der Protokollabteilung des Auswärtigen Amtes und beschwerte mich darüber, daß ich trotz der Vereinbarung nicht in den Klub gelassen würde, weil die Wache keine entsprechende Anweisung habe.

„Das erledigen wir sofort. Es tut uns sehr leid, warten Sie vor dem Klub“, antwortete man mir.

[92:] Ich trat an die Theke, bestellte ein Bier und kam mit Isidor ins Gespräch, das sich natürlich nur um den Krieg und die Leiden drehte, die dieser mit sich brachte.

Nach einer Viertelstunde sah ich durch die offene Ladentür, wie vor dem gegenüberliegenden Gebäude ein Motorrad mit Beiwagen hielt, in dem ein SS-Offizier saß. Er sagte etwas zu dem Polizisten,

dieser kam über die Straße gelaufen, trat in Isidors Laden und richtete mir aus, ich dürfe nun den Klub betreten. Indessen fuhr der SS-Offizier davon, der Polizist aber begleitete mich in den Klub. Er stand zunächst schweigend abseits und sah zu, wie ich die runden Blechdosen mit den Filmrollen zusammenpackte. Bei den Büchern aber kam er mir ebenso wortlos zu Hilfe, verschnürte die Buchstapel und trug sie in den Wagen. Auch ich sagte kein Wort. So arbeiteten wir ziemlich lange stumm nebeneinander. Erst als ich in den Wagen stieg und den Motor anließ, rief mir der Polizist hinterher: „Alles Gute, Genosse ...“

Ich drehte mich um und winkte ihm zu. Das waren meine ersten Begegnungen mit Deutschen nach dem räuberischen Überfall Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion, die Begegnung mit dem alten Isidor und mit dem Polizisten, der unseren Klub bewachte. Sie schienen mir bemerkenswert zu sein. Weder bei dem einen noch bei dem anderen war irgendeine Feindseligkeit oder Entfremdung zu spüren. Offenbar war Goebbels' antisowjetische Hetze nicht überall zur Wirkung gekommen.

Als ich in der Botschaft ankam, war es kurz vor sechs – ich hatte es gerade noch geschafft! Der Hof der Botschaft glich einem Feldlager. Mitarbeiter der Botschaft und ihre Familien hatten sich mit Sack und Pack eingefunden. Es waren viele Kinder verschiedenen Alters – von Säuglingen bis zu Schulkindern – darunter. Im Wohngebäude reichte der Platz nicht für alle. Viele mußten in Diensträumen untergebracht werden. Doch das war nur ein kleiner Teil all der Sowjetbürger, um die wir uns zu kümmern hatten. Aus den überprüften Listen ging hervor, daß sich einschließlich der Familienangehörigen über anderthalbtausend sowjetische Bürger in Deutschland und in den besetzten Gebieten befanden.

[93:]

Streit in der Wilhelmstraße

Am nächsten Tag wurde ich morgens zu einer Vorbesprechung in der Wilhelmstraße erwartet. Das teilte mir Obersturmführer Heinemann mit, der mich auch im Wagen zum Auswärtigen Amt begleitete. Jetzt sah der Haupteingang des Gebäudes wieder alltäglich aus. Der Beamte der Protokollabteilung, der mich empfing, erklärte, er sei beauftragt, über die sowjetischen Bürger in Deutschland und in den besetzten Gebieten zu verhandeln. Er hatte eine Liste zur Hand, die sich, wie ich feststellte, im wesentlichen mit unseren Angaben deckte, und teilte mit, daß alle Sowjetbürger interniert seien. Das Problem bestehe jedoch darin, erklärte der Beamte, daß sich in der Sowjetunion gegenwärtig nur 120 deutsche Staatsbürger befänden. Das seien vor allem Mitarbeiter der Botschaft und anderer deutscher Dienststellen in Moskau.

„Von deutscher Seite wird vorgeschlagen“, so fuhr der Beamte fort, „diese Personen gegen die gleiche Anzahl Sowjetbürger auszutauschen. Die konkreten Kandidaten dafür kann die Botschaft nach eigenem Ermessen aussuchen.“

Ich protestierte auf der Stelle entschieden gegen eine derartige Behandlung der Frage. In der Sowjetunion befänden sich nur 120 deutsche Staatsbürger, hier hingegen über anderthalbtausend Sowjetbürger, und gerade das zeige eindeutig, daß nicht die Sowjetunion, wie das die deutsche Propaganda nachzuweisen suche, sondern daß Deutschland den Überfall lange im voraus vorbereitet habe. Nach dem Entschluß, die Sowjetunion mit Krieg zu überziehen, hätten die deutschen Behörden dafür gesorgt, daß möglichst viele ihrer Staatsbürger samt Familien aus der Sowjetunion nach Deutschland zurückkehrten. Ich würde dem Botschafter, so sagte ich, das deutsche Austauschangebot übermitteln, sei aber überzeugt, daß wir uns nicht vom Fleck rührten, solange nicht allen sowjetischen Bürgern die Heimreise ermöglicht werde.

„Ich bin zu einer Diskussion darüber nicht ermächtigt“, erklärte der Beamte der Protokollabteilung, „ich habe nur das ausgerichtet, was mir aufgetragen worden ist. Ich muß Ihnen ferner mitteilen, daß die deutsche Regierung alle sowjetischen [94:] Schiffe, die sich in deutschen Häfen befanden, als Kriegsbeute beschlagnahmt hat.“

Ich wollte wissen, um wie viele Schiffe es sich handelte.

„Ich weiß es nicht genau“, sagte er und fügte sogleich mit schadenfrohem Lächeln hinzu: „In den sowjetischen Häfen dürfte nicht ein einziges deutsches Schiff liegen.“

Später, nach Moskau zurückgekehrt, erfuhren wir, daß die deutschen Schiffe, die sich in sowjetischen Häfen der Ostsee und des Schwarzen Meeres befanden, am 20. und 21. Juni eiligst die sowjetischen Hoheitsgewässer verlassen hatten, auch wenn das Beladen beziehungsweise das Löschen noch nicht beendet war.

Doch bei uns hatte man dem keine Bedeutung beigemessen. Später wurde mir ein weiterer Vorfall bekannt, aus dem hervorgeht, wie das geschehen konnte. Am Vorabend des Krieges hatten sich im Rigaer Hafen etwa zwei Dutzend deutsche Schiffe angesammelt. Einige hatten gerade erst mit den Löscharbeiten begonnen, andere waren noch nicht voll beladen, doch am 21. Juni lichteten sie alle die Anker. Der Leiter des Rigaer Hafens, der nichts Gutes ahnte, hielt auf eigenes Risiko die deutschen Schiffe zurück und setzte sich telefonisch sofort mit Moskau in Verbindung. Er meldete die entstandene befremdende Situation dem Volkskommissariat für Außenhandel und bat um weitere Weisungen. Stalin wurde unverzüglich in Kenntnis gesetzt. Und Stalin ordnete aus Furcht, daß Hitler das Zurückhalten deutscher Schiffe für eine militärische Provokation nutzen könnte, an, die Sperre für das Auslaufen der Schiffe sofort aufzuheben. Wohl aus dem gleichen Grund sind auch die Kapitäne der sowjetischen Schiffe, die sich zu dieser Zeit in deutschen Häfen befanden, nicht gewarnt worden.

Doch kehren wir zu dem Gespräch in der Wilhelmstraße zurück. Unsere Diplomaten waren sich in ihrer Stellungnahme zum Vorschlag der Hitlerfaschisten einig: Unannehmbar! Ich wurde beauftragt, bei der nächsten Zusammenkunft im Auswärtigen Amt zu erklären, wir beständen darauf, daß allen sowjetischen Bürgern gestattet werde, Deutschland zu verlassen. Die außerhalb der deutschen Hauptstadt internierten Per-[95:]sonen sollten nach Berlin gebracht und unserem Konsul übergeben werden.

Mehrere Tage blieb unklar, welches Land die Interessen der Sowjetunion in Berlin vertreten würde. Indessen war keine Zeit zu verlieren, denn wir wußten, wie tragisch sich das Schicksal der sowjetischen Bürger gestalten würde, falls es ihnen nicht gelänge, zusammen mit dem diplomatischen Personal der Botschaft in die Heimat zurückzukehren. Es galt, irgendwie eine Verbindung mit Moskau herzustellen.

Einige Mitarbeiter der Botschaft hatten unter den deutschen Antifaschisten gute Freunde. Über sie hätte man die sowjetische Botschaft in irgendeinem neutralen Land über die entstandene Lage informieren können. Der Mitarbeiter der Botschaft Alexander Michailowitsch Korotkow und ich wurden beauftragt, entsprechende Kontakte aufzunehmen. Doch wie sollte das geschehen? Die Botschaft war von der Außenwelt abgeschnitten. Niemand durfte aus dem Hause. Mir aber folgte auf Schritt und Tritt der SS-Obersturmführer Heinemann, und außerdem durfte ich das Botschaftsgebäude nur verlassen, wenn ich zum Auswärtigen Amt bestellt wurde.

Wir zerbrachen uns lange den Kopf darüber, wie einer von uns die SS-Postenkette rings um das Botschaftsgebäude durchbrechen könnte. Eine sorgfältige Erkundung überzeugte uns davon, daß auch ein Versuch, die Botschaft nachts heimlich zu verlassen, wenig Aussicht auf Erfolg gehabt hätte. Gegen Abend wurde die Bewachung verstärkt und die Fassade des Gebäudes mit Scheinwerfern angestrahlt. Hinter der Mauer des Hauses, das sich auf der anderen Seite an das Botschaftsgebäude anschloß, patrouillierten ebenfalls SS-Leute mit Schäferhunden. Und dennoch mußte irgendein Ausweg gefunden werden.

Ein SS-Offizier hilft den Bolschewiki

SS-Obersturmführer Heinemann war ein hochgewachsener, massiger und nicht mehr junger Mann. Er erwies sich als äußerst gesprächig. Am zweiten Tag unserer Bekanntschaft wußte ich bereits, daß er eine kranke Frau hatte, sein Bruder [96:] der Wachmannschaft der Reichskanzlei angehörte, der Sohn Erich auf der Offiziersschule war und anschließend an die Front sollte. Das war Heinemann gar nicht recht, er hatte seinen Bruder bereits gebeten, dafür zu sorgen, daß der junge Heinemann irgendwo an der „Heimatfront“ eingesetzt wurde.

Derartige Gespräche eines SS-Offiziers, dazu noch des Kommandeurs der Wachmannschaft, mit einem Mitarbeiter der Botschaft mahnten unter den Bedingungen des Krieges zur Vorsicht. Ob Heinemann uns zu Vertraulichkeiten provozieren wollte? Oder war er vielleicht in seinem Innersten gar nicht so feindselig eingestellt und unter Umständen bereit, uns zu helfen? Auf jeden Fall lohnte es sich, ihn sich etwas näher anzusehen. Nach einer Beratung kamen wir zu dem Schluß, daß man versuchen sollte, „freundschaftliche“ Beziehungen zu Heinemann herzustellen. Dabei war jedoch größte Vorsicht geboten, da jeder falsche Schritt die Lage der Botschaft nur komplizieren und den Hitlerfaschisten Anlaß für eine Provokation geben konnte.

Eines Abends, als Heinemann nach einem Kontrollrundgang in die Botschaft kam, um zu fragen, ob wir der Wilhelmstraße etwas auszurichten hätten, bat ich ihn in den Salon.

„Wollen Sie nicht eine Kleinigkeit essen?“ fragte ich Heinemann. „Sie sind sicherlich müde, und der Nachmittag ist recht lang gewesen.“

Heinemann lehnte zunächst ab, weil sich das im Dienst nicht gehöre, nahm aber schließlich die Einladung zu einem Abendessen mit mir an.

An jenem Abend sprachen wir schon recht offen miteinander. Nach einigen Gläsern vertraute mir Heinemann an, man sei nach Information seines Bruders in der Reichskanzlei bestürzt über den unerwarteten Widerstand, auf den die deutschen Truppen in der Sowjetunion stießen. Vielerorts kämpften sowjetische Soldaten bis zur letzten Patrone und suchten dann den Nahkampf. In diesem Krieg wären deutsche Truppen noch nie auf einen solchen Widerstand gestoßen und hätten noch nie so hohe Verluste erlitten. Im Westen, fuhr Heinemann fort, sei es im Vergleich dazu kein Krieg, sondern eher ein Spaziergang gewesen. In Rußland sei alles ganz anders, [97:] und selbst in der Reichskanzlei frage sich so mancher, ob dieser Krieg gegen die Sowjetunion wirklich habe sein müssen.

Das hörte sich bereits ganz wie Opposition an, was man bei einem SS-Offizier am wenigsten erwarten konnte. Vielleicht war Heinemann doch nicht restlos vom nazistischen Fanatismus vergiftet? Mein Gesprächspartner verhehlte nicht, daß er sich bei den Nachrichten von der Ostfront ganz besonders über das Schicksal seines Sohnes Gedanken machte.

„Kommt er an die Ostfront“, wiederholte Heinemann einige Male, „so hat er nicht viel Chancen davonzukommen.“

Da ich mir noch nicht ganz im klaren war, was ich von Heinemann zu halten hatte, hörte ich schweigend zu. Nur als er auf seinen Sohn zu sprechen kam, bemerkte ich, dieser Krieg hätte überhaupt nicht sein müssen und dann brauchten sein Erich und noch viele, viele andere Deutsche nicht um ihr Leben zu bangen.

„Sie haben völlig recht“, antwortete Heinemann. „Wozu dieser Krieg?“

Unser Abendessen dauerte etwa zwei Stunden, und ich bekam Kontakt zu Heinemann.

Am nächsten Tag lud ich Heinemann zu einem Frühstück ein. Diesmal dachte er gar nicht mehr daran, sich zu zieren. Ich wollte klären, inwieweit er bereit sein würde, uns zu helfen. Dazu brauchte ich nur eine passende Gelegenheit, einen Anlaß, der sich im Falle einer ablehnenden Reaktion als Scherz hinstellen ließe.

Nach einigen Bemerkungen zu den Meldungen von der Front kam Heinemann wieder auf das Thema zurück, das ihn am meisten bewegte:

„In den nächsten Tagen“, so begann er, „kommt Erich von der Offiziersschule, und ich muß ihm – das ist in Deutschland so Brauch – auf eigene Rechnung eine Paradeuniform kaufen und dazu noch eine Pistole. Mir ist aber die Krankheit meiner Frau dazwischengekommen, da sind fast die ganzen Ersparnisse draufgegangen.“

Indem Heinemann auf Geld zu sprechen kam, machte er selbst den ersten Schritt in der von uns gewünschten Richtung. Sollte ich das gleich nutzen? Das war freilich riskant. Hatte [98:] Heinemann erraten, daß wir etwas von ihm wollten, so war die Frage nach der Entlohnung durchaus natürlich.

Und er kam möglicherweise deswegen auf Geld zu sprechen, um in dieser Richtung vorzufühlen. Aber war das auch keine Provokation? Käme doch ein Versuch, den Kommandeur der Wachmannschaft der sowjetischen Botschaft zu bestechen, der Hitlerpropaganda gerade recht. Doch ich mußte mich sofort entscheiden. Eine solche Gelegenheit hätte sich möglicherweise nie wieder geboten, wir aber mußten die SS-Postenkette so schnell wie möglich durchbrechen.

„Es wäre mir ein Vergnügen, Ihnen zu helfen, Herr Heinemann“, bemerkte ich leichthin. „Ich arbeite schon recht lange in Berlin und habe Geld zurückgelegt, um mir eine Musiktruhe zu kaufen. Doch das hat ja jetzt keinen Sinn mehr, und mit dem Geld kann ich nichts anfangen. Wir dürfen nichts mitnehmen, außer einem Koffer mit persönlicher Habe und einem kleinen Taschengeld. Es ist mir etwas peinlich, Ihnen ein solches Angebot zu machen; aber wenn Sie wollen, kann ich Ihnen tausend Mark geben.“

Heinemann blickte mich scharf an und sagte nichts. Offenbar überlegte auch er sich seinen nächsten Schritt. Nach einer Weile meinte Heinemann:

„Ich danke Ihnen für das Angebot. Aber wie kann ich – so mir nichts dir nichts – eine so große Summe annehmen?“

„Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich mit diesem Geld sowieso nichts anfangen kann. Ausführen darf ich es nicht; Ihre Regierung wird es zusammen mit dem übrigen Bargeld, das sich in der Botschaft befindet, beschlagnahmen. Für das ‚Dritte Reich‘ sind die lumpigen tausend Mark belanglos, Ihnen aber könnten sie nützen. Im übrigen überlasse ich Ihnen die Entscheidung, mir kann es schließlich egal sein, wer dieses Geld bekommt.“

Heinemann steckte sich eine Zigarette an, lehnte sich zurück und machte einige tiefe Züge. Man spürte, daß in seinem Innersten ein Kampf im Gange war.

„Nun, ich sage nicht nein“, meinte er schließlich. „Aber es ist Ihnen doch klar, daß keine Menschenseele etwas davon erfahren darf!“

[99:] „Das sind meine persönlichen Ersparnisse“, beruhigte ich Heinemann. „Niemand weiß etwas davon. Ich gebe sie Ihnen – und damit basta.“

Ich zückte die Brieftasche, zählte tausend Mark ab und legte sie auf den Tisch. Heinemann griff langsam nach dem Geld. Er zog aus der Gesäßtasche ein großes Portemonnaie, glättete die Banknoten und legte sie hinein. Dann steckte er das Portemonnaie wieder in die Tasche und seufzte.

Der erste Schritt war getan.

„Noch einmal vielen Dank für den Gefallen, den Sie mir erwiesen haben. Ich wäre froh, wenn ich Gelegenheit hätte, mich irgendwie erkenntlich zu zeigen.“

Ich hätte auf dieses Angebot sofort eingehen können, aber ich zog es vor, es heute bei dem bereits Erreichten bewenden zu lassen, jetzt noch nicht den nächsten Schritt zu tun, sondern lediglich die erkämpften Positionen zu festigen.

„Ich brauche nichts“, erwiderte ich. „Sie sind mir einfach sympathisch, und ich freue mich, daß ich Ihnen behilflich sein konnte, um so mehr, als mich das faktisch nichts kostet: Ich kann mit diesem Geld sowieso nichts anfangen.“

Wir saßen noch einige Zeit beisammen. Als Heinemann sich verabschiedete, forderte ich ihn auf, gegen Mittag wiederzukommen, um zusammen zu essen.

In den zehn Tagen unseres Interniertendaseins in Berlin wurde die Botschaft von dem Lebensmittelhändler, bei dem wir auch schon früher gekauft hatten, mit allem Notwendigen versorgt. Phlegmatisch, dick und brummig hatte er immer in einer schmutzigen Schürze hinter dem Ladentisch gestanden. Nun kam er in einer braunen SA-Uniform jeden Morgen mit seinem Lieferwagen zu uns. Die Frauen der Mitarbeiter der Botschaft hatten eine Küchenbrigade gebildet und bereiteten unter Anleitung des Kochs Lakomow Frühstück, Mittag- und Abendessen für alle, die in die Botschaft geraten

waren. Doch an jenem Tag war Lakomow einzig und allein damit beschäftigt, das Mittagessen für Heinemann zu bereiten. Als dieser kam, war der Tisch im kleinen Salon im Untergeschoß bereits gedeckt. Die von dem SA-Mann gelieferten Nahrungsmittel wurden durch russische Delikatessen ergänzt. Und natürlich [100:] standen Kognak, Wein und Bier auf dem Tisch. Ich wollte Heinemann nicht nur gut bewirten, sondern auch ein Anliegen vorbringen. Dieses und unser weiteres Vorgehen hatten wir inzwischen beraten. Als Heinemann beim Nachtschiff auf das morgendliche Gespräch zurückkam und wieder den Wunsch äußerte, mir irgendeinen Gefallen zu tun, antwortete ich:

„Wissen Sie, Herr Heinemann, ich persönlich brauche nichts. Aber ein Freund von mir, ein Mitarbeiter der Botschaft, hatte mich um etwas gebeten. Das ist eine reine Privatangelegenheit, und ich habe nicht einmal versprochen, daß ich mit Ihnen darüber sprechen werde. Er weiß natürlich nichts von unseren Beziehungen“, beruhigte ich Heinemann.

„Worum geht es denn?“ wollte Heinemann wissen. „Vielleicht können wir gemeinsam überlegen, ob Ihrem Freund geholfen werden kann.“

„Er war hier mit einem deutschen Mädchen befreundet, der Krieg aber brach so plötzlich aus, daß er nicht einmal dazu kam, sich von ihr zu verabschieden. Er möchte zu gern – und sei es für eine Stunde – aus der Botschaft ’raus, um dem Mädchen ade zu sagen. Sie wissen doch selber, was Krieg bedeutet. Für diese jungen Menschen gibt es vielleicht kein Wiedersehen. Also fragte er mich, ob ich ihm nicht helfen könnte. Dabei ist es uns doch streng verboten, die Botschaft zu verlassen. Man wird ihn wohl enttäuschen müssen.“

„Man sollte sich das überlegen“, erwiderte Heinemann.

Er steckte sich eine Zigarette an und versank in Gedanken. Nach einigen Minuten schließlich sagte er:

„Meine Leute, die das Botschaftsgebäude bewachen, wissen, daß ich mit Ihnen fahre, wenn Sie in die Wilhelmstraße bestellt werden. Sie sind es gewohnt, uns zusammen hinausfahren zu sehen. Das ist für sie etwas Alltägliches. Es dürfte ihnen also kaum auffallen, wenn wir Ihren Freund im Wagen mitnehmen, in die Stadt fahren, ihn irgendwo absetzen, nach einer Stunde wieder abholen und in die Botschaft zurückkehren. Das müßte doch klappen, was meinen Sie?“

Vorsichtshalber hielt ich Heinemann zunächst entgegen, es hätte doch keinen Sinn, wegen einer solchen Lappalie ein [101:] Risiko auf sich zu nehmen. Schließlich würde mein Freund die Trennung schon irgendwie überleben, auch wenn er von seinem Mädchen nicht Abschied nähme. Aber Heinemann setzte sich immer energischer für seinen Plan ein, und schließlich ließ ich mich „überzeugen“.

„Wenn alles gut überlegt und vorbereitet wird“, redete er mir zu, „dann klappt es auch.“

Natürlich waren wir nicht davon überzeugt, daß es der Obersturmführer mit seiner Bereitschaft, den Bolschewiki zu helfen, ehrlich meinte. Er konnte uns außerhalb der Botschaft einfach verhaften, der Gestapo übergeben und mächtigen Lärm um die „Bestechung“ eines Offiziers der SS schlagen. Vorsicht war auch weiterhin geboten. Beim Abschied sagte ich, ich sei mir immer noch nicht ganz sicher, ob man seinem Vorschlag folgen sollte. Ich bat den Obersturmführer, am Abend wiederzukommen.

Als Heinemann gegangen war, beratschlagten wir über die nächsten Schritte. War doch mit diesem Unternehmen ein großes Risiko verbunden, nicht zuletzt das Risiko, erheblichen politischen Schaden anzurichten. Andererseits bot sich uns die Chance, mit Moskau in Verbindung zu kommen. Nach langem Beraten und Abwägen des Für und Wider wurde beschlossen, die Aktion zu wagen.

Obersturmführer Heinemann war abends pünktlich wie immer. Ich erwartete ihn zusammen mit Korotkow, den es in die Stadt zu befördern galt. Als Heinemann kam, stellte ich ihm meinen Freund vor:

„Darf ich vorstellen – Sascha ...“

„Sie sind es also, dem es ein deutsches Mädchen angetan hat?“ fragte Heinemann. „Ihnen kann geholfen werden.“

Wir setzten uns an den Tisch. Man sah Heinemann seine vortreffliche Laune an. Er scherzte viel, erzählte von seinem Sohn, von einer fröhlichen Urlaubsreise in die Bayrischen Alpen kurz vor dem Krieg. Heinemann zog meinen „verliebten“ Freund Sascha ein wenig auf und erinnerte sich, daß er – nach dem ersten Weltkrieg als Kriegsgefangener nach Frankreich geraten – sich in eine Französin verliebt hatte, von ihr aber später Abschied nehmen mußte.

[102:] „Auch wenn ich heute nicht mehr der Jüngste bin“, sagte Heinemann, „habe ich doch Verständnis dafür, was es für Sie bedeutet, dieses Mädchen noch einmal wiederzusehen.“

Wir vereinbarten, die Aktion am nächsten Vormittag um 11 Uhr zu starten, sobald Heinemann nach seinem Kontrollrundgang in die Botschaft kam. Wir hatten uns für den Opel-Olympia entschieden, um in den Straßen von Berlin nicht aufzufallen. Heinemann wollte sich zuvor noch mit dem Auswärtigen Amt in Verbindung setzen, um zu klären, ob die Absicht bestände, mich am Vormittag in die Wilhelmstraße zu bestellen. Doch abgesehen von der Beratung dieser Details, hörte sich das alles so an, als handle es sich um einen harmlosen Sonntagsausflug. Mag sein, daß Heinemann unserer Version von dem Mädchen wirklich Glauben schenkte, wenn nicht, verstellte er sich sehr geschickt. Uns war aber nicht sehr wohl zumute. Wir verabschiedeten uns von Heinemann ziemlich spät, immer noch nicht ganz im klaren darüber, wie er sich morgen verhalten und was uns überhaupt der nächste Tag bringen würde.

Das Fenster in die Freiheit

Am nächsten Tag war Heinemann zum festgesetzten Zeitpunkt nicht da. Das beunruhigte uns. Was wurde, wenn er uns doch getäuscht oder wenn die Gestapo auf irgendeine Weise von unserer Vereinbarung Kenntnis bekommen hatte? Begreiflicherweise waren unsere Nerven aufs äußerste gespannt, als gegen 14 Uhr am Tor geläutet wurde. Es war Heinemann. Er entschuldigte sich wegen der Verspätung. Der Gesundheitszustand seiner Frau habe sich plötzlich verschlechtert, und er sei nicht von zu Hause fortgekommen. Dafür habe er mit dem Auswärtigen Amt ausgemacht, daß heute in Anbetracht seiner persönlichen Anliegen keinerlei Aussprachen in der Wilhelmstraße anberaumt würden. Also könnten wir unseren Plan in aller Ruhe ausführen.

Wir gingen in den Empfangsraum. Während Sascha Heinemann ein Glas Wodka anbot, holte ich den Opel aus der Garage. Heinemann wollte sich an meine Seite setzen, kam [103:] mit seinem langen Ehrendolch nicht zurecht. Schließlich schnallte er ihn ab und warf ihn auf den Rücksitz, wo Sascha bereits Platz genommen hatte. Der Wachposten riß das Tor auf, Heinemann grüßte, und dann waren wir draußen. Durch einen Blick in den Rückspiegel überzeugte ich mich davon, daß uns niemand folgte.

Da wir sonst immer nur zum Auswärtigen Amt gefahren waren, bog ich auch diesmal, um keinen Verdacht zu erregen, vor dem Brandenburger Tor nach links, in die Wilhelmstraße ab. Dann rollte der Opel durch die Straßen Berlins weiter. Sie machten auf mich einen sonderbaren Eindruck. Der Tag war trübe, aber warm und trocken. Die Schaufensterscheiben glänzten, die Passanten ließen sich Zeit, an den Straßenecken wurden Blumen verkauft, Damen führten ihre Hunde aus – als hätte sich nichts verändert. Doch konnte uns das friedlich anmutende Straßenbild nicht darüber hinwegtäuschen, daß im Osten seit Tagen der Brand des Krieges lohte, daß wir uns in der Höhle unseres Todfeindes befanden.

Wir hatten vereinbart, Sascha vor dem Kaufhaus des Westens abzusetzen. Dort konnte er in der Menge untertauchen. Außerdem befand sich in der Nähe eine U-Bahn-Station. Zwei Stunden später wollten wir uns mit Sascha an einem anderen Ort, an der U-Bahn-Station Nollendorfplatz, wieder treffen.

Als der Wagen hielt, stieg unser Fahrgast schnell aus und war im Nu in der Menge verschwunden. Wir aber fuhren lange ziellos durch die Straßen. Als mir einfiel, daß ich Rasierklingen brauchte, hielt ich vor der ersten besten Drogerie. Während ich mir die Klingen aussuchte, bewunderte Heinemann einen prächtigen Rasierpinsel.

„Das wäre was für mich!“ sagte er verlangend. „Aber das können sich nur vermögende Leute leisten.“

Ich bat ihn, den Rasierpinsel als Geschenk anzunehmen. Er ließ sich nicht lange zureden und steckte, als ich bezahlt hatte, das Päckchen in die Tasche seines Uniformrockes.

Dann fuhren wir die Charlottenburger Chaussee entlang zum Funkturm. Werktags waren die Anlagen und Gaststätten rings um diese Berliner Sehenswürdigkeit wenig besucht, da-[104:]her beschlossen wir, die noch verbleibende Zeit dort zu verbringen.

Zunächst gingen wir ein wenig in den Grünanlagen spazieren. In einer entlegenen Ecke standen neben den Müllkästen zwei gelbgestrichene Bänke mit einem schwarzen J an der Rückenlehne. In den Grünanlagen und Parks Hitlerdeutschlands durften von den Juden nur diese Bänke benutzt werden. Als wir an der leidgebeugten Gestalt einer schwarzgekleideten Frau, die mit gesenktem Kopf auf einer dieser Bänke saß, vorübergingen, zuckte ich zusammen.

„Ich kann Sie verstehen“, sagte Heinemann leise.

Dieser SS-Offizier schien auch in dieser Hinsicht ein weißer Rabe zu sein.

„Ich will Ihnen einen Witz erzählen, der jetzt in Berlin in Umlauf ist“, fuhr er fort, als wir weitergegangen waren. „In einem U-Bahn-Wagen sitzt eine alte Frau mit dem gelben Stern an der Brust. Der Platz neben ihr ist frei. Eine Deutsche mit ihrer kleinen Tochter steigt zu, setzt sich neben die alte Frau, und diese steht sofort auf, um dem arischen Mädchen Platz zu machen. Das Mädchen setzt sich, aber die Mutter reißt es wieder hoch.“

„Nicht doch, Malwine!“ sagt sie empört. „Du hast dich auf einen Platz gesetzt, auf dem eine Jüdin gesessen hat.“

Der Platz bleibt einige Zeit frei. Da steht ein älterer Arbeiter, der gegenüber gesessen hat, auf und setzt sich auf den Platz, den die alte Jüdin frei gemacht hatte. Er wetzt eifrig mit dem Hintern über den Sitz, steht dann auf und sagt zu der Deutschen: „Bitte sehr, gnädige Frau, nun kann Ihr Fräulein Tochter sich ruhig hinsetzen. Dieser Platz ist wieder rein arisch geworden.“ Das könnte direkt wahr sein!“ fügte Heinemann lachend hinzu.

Wir setzten uns auf die Terrasse eines Sommercafés. Nun wollte Heinemann den Gastgeber spielen und bestellte zwei Glas Münchener Bier. Er war im Wagen, nachdem wir die Botschaft verlassen hatten, recht wortkarg gewesen, offensichtlich ebenfalls etwas nervös. Doch nun wurde er wieder geschwätzig und erzählte pausenlos lustige Geschichten aus seiner Pennälerzeit. Ich hörte nur mit halbem Ohr zu, denn ich [105:] mußte unablässig daran denken, ob bei Sascha alles glatt verlaufen war.

Dann war es soweit: Wir mußten zum vereinbarten Treffpunkt. Ich bemerkte Sascha schon von weitem. Er stand vor einem Schaufenster und schien ganz in die Betrachtung der Auslagen versunken zu sein. Dennoch sah er uns kommen. Als der Wagen hielt, trat er an die Kante des Bürgersteigs, winkte uns freundlich zu und stieg nach einigen Grußworten ohne Hast in den Wagen. Ein Beobachter des Vorgangs mußte annehmen, Zeuge einer zufälligen Begegnung von Freunden geworden zu sein. Als er sich auf den Rücksitz setzte, legte er die Hand auf meine Schulter und drückte sie. Mein Herz hüpfte vor Freude – also war seine Mission erfolgreich gewesen.

„Was macht die Braut?“ scherzte Heinemann.

„Alles in Ordnung, vielen Dank für die Nachfrage. Sie war so froh, mich wiederzusehen.“

Heinemann frozzelte weiter, doch wir hörten ihm nur unaufmerksam zu. In schneller Fahrt erreichten wir das Botschaftsgebäude. Ich hupte; das Tor öffnete sich. Im Hof atmeten wir erleichtert auf.

In der Botschaft war bereits ein Abendessen für drei angerichtet. Wir wollten zwar Heinemann so schnell wie möglich loswerden, doch mußten wir ihm noch reichlich eine Stunde Gesellschaft leisten, uns seine endlosen Erzählungen anhören. Die Nervenanspannung wirkte sich aus, schlug in Apathie um.

Als Heinemann gegangen war, berieten die in diese Aktion Eingeweihten die Ergebnisse. Sie hatte Erfolg gehabt: Unseren Freunden war eine kurze Information über die entstandene Lage übermittelt

worden. Wenn sich nichts Unvorhergesehenes ereignete, konnte unsere Information gegen Abend in Moskau sein. Wir mußten es aber mit Sicherheit wissen und von Moskau die Bestätigung haben, daß unsere Haltung richtig war. Daher wurde beschlossen, die Aktion zu wiederholen, abermals das Fenster in die Freiheit zu benutzen, das wir mit Hilfe von Obersturmführer Heinemann aufgestoßen hatten.

[106:]

Auf den Sieg!

Am nächsten Tag war Heinemann zum Frühstück wieder mein und Saschas Gast. Er teilte uns die letzten Neuigkeiten von der Front mit, die in der Reichskanzlei kursierten und sich kraß von den Siegesberichten in der deutschen Presse unterschieden. In Wirklichkeit gestaltete sich die Lage an der sowjetisch-deutschen Front ganz anders, als von der hitlerfaschistischen Propaganda dargestellt. Sowjetische Truppen leisteten erbitterten Widerstand. An vielen Abschnitten, darunter auch in der Festung Brest, wurde standhaft weitergekämpft, auch wenn die Faschisten sie umgangen hatten. Die deutschen Truppen erlitten schwere Verluste. Das alles, so versicherte Heinemann, löste in der Reichskanzlei ernste Besorgnis aus.

Dann kamen wir auf unseren gestrigen „Stadtbummel“ zu sprechen. Heinemann fragte Sasma im Scherz, ob er seine Freundin nicht noch einmal besuchen möchte. Das war gerade der Anknüpfungspunkt, den wir brauchten.

„Gewiß“, sagte Sascha. „Aber das kann ich Ihnen doch nicht zumuten.“

Heinemann meinte, das sei zwar mit einem gewissen Risiko verbunden, aber einmal würde es schon noch gehen.

„Vielleicht kann ich dann etwas länger bleiben, so drei bis vier Stunden“, meinte Sascha.

„Aha, der Appetit kommt beim Essen, sagen die Franzosen.“

Aber ich kann Sie verstehen“, reagierte Heinemann. „Morgen ist Sonntag. Das Auswärtige Amt ist geschlossen, keiner wird Sie sprechen wollen. Wir könnten so etwa um 10 Uhr losfahren und zum Mittagessen zurück sein.“

Am nächsten Morgen stand der Opel zur festgesetzten Stunde im Innenhof der Botschaft. Heinemann war schon zehn Minuten früher da. Als ich ihn begrüßte, fiel mir auf, daß er diesmal keinen Ehrendolch trug, dafür aber eine Pistolentasche, in der man den Griff einer Walther matt schimmern sah. Mir war unbehaglich zumute, wieder plagten mich Zweifel. Sicherlich hatte Heinemann auch schon früher eine Pistole – vielleicht in der Hosentasche – bei sich, aber da sah ich sie [107:] nicht. Nun aber war sie zu sehen, konnte mit einer Handbewegung gezückt werden. Das brachte mich auf unangenehme Gedanken. Ob Heinemann vorhatte, uns – wie es so heißt – „auf frischer Tat“ zu ertappen? Ob er, wenn wir aus dem Tor waren, seine Walther-Pistole zog und gleich zur Gestapo zu fahren befahl? Ich warf einen Blick auf Sascha. Dem schienen die gleichen Gedanken durch den Kopf zu gehen. Was tun? Auf die Ausfahrt verzichten? Man sollte bei Heinemann auf den Busch klopfen – vielleicht verriet er sich?

„Wo ist denn heute Ihr Ehrendolch, das gute Stück?“ fragte ich möglichst unbefangen und quälte mir sogar ein Lächeln ab.

Heinemann antwortete sofort und ganz ungezwungen:

„Das letzte Mal ist mir der Ehrendolch in dem kleinen Opel hinderlich gewesen, da habe ich ihn heute zu Hause gelassen. Wenn ich keinen Dolch trage, muß ich laut Vorschrift die Pistole mithaben.“

Das beruhigte uns ein wenig. Wir gingen in den Hof und nahmen im Wagen Platz, und zwar in der gleichen Sitzordnung wie vor zwei Tagen.

Diesmal war die U-Bahn-Station Uhlandstraße unser Ziel. Diese Gegend war ebenfalls sehr belebt. Als ich hielt, stieg Sascha schnell aus und verschwand in der Untergrundbahn. Um 13 Uhr 45 wollten wir uns an der gleichen Stelle treffen. Bis dahin blieb reichlich Zeit, und wir beschlossen, zur Avus

hinauszufahren. Dann bogen wir von ihr ab, hielten mitten im Wald, machten einen kurzen Spaziergang und kehrten wieder in die Stadt zurück. Hier kam Heinemann auf die Idee, einen Frühschoppen zu trinken. Also parkten wir vor einer Gaststätte am Kurfürstendamm, gegenüber der Gedächtniskirche, betraten durch eine funkelnde Drehtür das geräumige Lokal und hielten nach einem Tisch Ausschau. Plötzlich hörten wir jemand rufen:

„Mensch, Heinemann! Hierher!“

An einem großen Tisch saßen sechs SS-Offiziere. Auf dem Tisch standen Bierkrüge. Die SS-Männer mußten Heinemann gut kennen. Sie winkten ihm zu, bei ihnen Platz zu nehmen. Was nun? Es wäre doch recht unangenehm, wenn herauskäme, daß Heinemann zusammen mit einem internierten sowjetischen [108:] Bürger einen Bummel durch Berlin machte. Aber da hörte ich Heinemann mir zuflüstern:

„Ich werde Sie als einen Verwandten meiner Frau aus München vorstellen. Sie arbeiten in einem Rüstungsbetrieb und dürfen deshalb nichts über Ihre Arbeit erzählen. Sie heißen Kurt Hüscher. Halten Sie die Ohren steif! Kommen Sie!“

Wir traten an den Tisch heran und wurden von den SS-Leuten mit „Heil Hitler!“ begrüßt. Heinemann erwiderte den Gruß mit kräftiger Stimme, ich murmelte etwas Unartikulierte.

Nachdem ich vorgestellt worden war, nahmen wir am Tisch Platz und bestellten Bier. Das Gespräch drehte sich – wie konnte es auch anders sein – um die Kampfhandlungen an der sowjetisch-deutschen Front, um die nächtlichen Luftangriffe auf Berlin, die von der alliierten Luftwaffe wieder aufgenommen worden waren. Die SS-Männer sprachen von den harten Kämpfen an der sowjetisch-deutschen Front, vom Widerstand, den die sowjetischen Truppen leisteten und der so erbittert war, wie ihn die Deutschen in diesem Krieg noch nicht erlebt hatten. Ich war sicher, mich auf meine guten, während der Tätigkeit in Deutschland noch vervollständigten Sprachkenntnisse verlassen zu können, und Heinemann dankbar für seinen Einfall mit dem Rüstungsbetrieb in München. So konnte ich mich in Schweigen hüllen, ohne Verdacht zu erregen. Jedenfalls kam keiner von den SS-Leuten auf den Gedanken, ich könnte nicht der Mann sein, für den ich mich ausgab.

Einer der SS-Leute hielt eine kurze Rede zum Ruhme „Großdeutschlands“, des „Führers“ und der deutschen Waffen und schloß sie mit den Worten:

„Auf unseren Sieg!“

Alle erhoben sich von ihren Plätzen. Ich stand ebenfalls auf, und dachte, als ich den Krug leerte, an unseren Sieg über die hitlerfaschistischen Eindringlinge, die wortbrüchig mein Heimatland überfallen hatten. Und als ich den Krug wieder absetzte, sagte ich mit fester Stimme:

„Auf unseren Sieg!“

Heinemann schaute auf die Uhr. Wir mußten gehen. Doch die SS-Leute wollten uns um keinen Preis fortlassen. Wir ka-[109:]men mit Mühe und Not erst gegen 14 Uhr los und fuhren mit höchstzulässiger Geschwindigkeit zur Uhlandstraße. Sascha wartete bereits. Man sah es ihm an, daß er sich schon Sorgen gemacht hatte. Doch dann drückte er mir beim Einsteigen wieder die Schulter, und ich verstand, daß sein Ausflug auch diesmal erfolgreich gewesen war. Ungehindert kehrten wir in die Botschaft zurück.

Ich begegnete Heinemann zum letztenmal am 2. Juli, an dem Tag, an dem wir Berlin verließen. Beim Abschied gab er mir recht offen zu verstehen, daß er den wahren Sinn und Zweck der mit seiner Hilfe durchgeführten Aktion sehr wohl durchschaute.

„Wer weiß, vielleicht werde ich mich auf diesen Dienst, den ich der sowjetischen Botschaft erwiesen habe, eines Tages berufen müssen“, sagte er. „Ich hoffe, daß er dann nicht vergessen sein wird.“

Ich weiß nicht, wie es Heinemann später ergangen ist. Vielleicht ist er im Krieg gefallen, vielleicht mit dem Leben davongekommen und genießt jetzt irgendwo seinen Lebensabend. Vielleicht hat er als SS-Offizier seine Hände mit dem Blut unschuldiger Opfer in den von den Hitlerfaschisten besetz-

ten Gebieten befleckt und verbirgt sich jetzt oder hat bereits die verdiente Strafe empfangen, vielleicht aber hat er es doch verstanden, sich aus den Verbrechen herauszuhalten – wer weiß es, alles ist möglich. Doch der Gerechtigkeit halber sei gesagt, daß er uns in jenen Tagen – wenn auch nicht ganz uneigennützig – einen nicht geringen Dienst erwiesen hat.

Quer durch das besetzte Europa

Die – mit Hilfe des Obersturmführers Heinemann – geglückten Ausflüge ermöglichten es uns, unseren Standpunkt in den Verhandlungen mit dem Auswärtigen Amt noch energischer zu vertreten. Wir wurden von den Vertretern der Wilhelmstraße weiterhin unter Druck gesetzt, gaben aber nicht nach. Wir bestanden auf der Rückführung der gesamten sowjetischen Kolonie, wußten wir doch, daß die deutschen Diplomaten so lange [110:] nicht aus Moskau fort kamen, bis unserer Forderung stattgegeben war. So verging Tag um Tag – die Frage der Heimkehr blieb offen.

Als ich wieder einmal in die Wilhelmstraße bestellt wurde, fiel mir auf, daß der Beamte der Protokollabteilung sehr gereizt war.

„Haben Sie nun endlich den Personenkreis bestimmt, dem Sie die Rückkehr in die Heimat ermöglichen wollen?“ fragte er in scharfem Ton.

Ich verneinte.

„Sie sollten das nicht verschleppen. Der Herr Reichsaußenminister ist höchst ungehalten. Wir können keinen weiteren Verzug dulden. Außerdem sind wir an der baldigsten Abreise des Personals der deutschen Botschaft aus Moskau interessiert.“

Aha, überlegte ich, also sind Schulenburg und seine Mitarbeiter immer noch in Moskau. Und der gereizte Ton des Beamten war eine weitere Bestätigung dafür, daß man in Moskau nicht daran dachte, ihn samt der deutschen Kolonie abreisen zu lassen. Daraus konnte man nur 'die eine Schlußfolgerung ziehen: fest bleiben und auf der eigenen Forderung beharren. Ich antwortete daher ruhig:

„Wir haben nicht die Absicht, irgendeinen Personenkreis zu bestimmen. Unser Standpunkt ist unverändert: Allen sowjetischen Bürgern muß die Rückkehr in die Heimat gestattet werden. In dieser Frage lassen wir uns auf keinen Kuhhandel ein. Jede Diskussion darüber ist Zeitvergeudung. Wir rühren uns nicht vom Fleck, bevor unsere Forderung nicht erfüllt ist.“

Mein Gesprächspartner kam wieder, mit der Behauptung, das sei für die deutsche Seite unannehmbar, in die Sowjetunion dürften nur so viele sowjetische Bürger zurückkehren, wie sich deutsche Bürger derzeit in Moskau befänden. Es seien ihrer 120, also dürften auch nur 120 sowjetische Bürger aus Berlin abreisen. Die sowjetische Botschaft müsse unverzüglich dem Auswärtigen Amt eine entsprechende Liste vorlegen, und dann werde man sich über die Einzelheiten der Heimkehr einigen können.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als zu wiederholen, die Botschaft gehe nicht von ihrem Standpunkt ab: Alle sowjeti-[111:]schen Bürger müssen in die Heimat zurück. Unsere Pflicht sei es, für alle sowjetischen Bürger zu sorgen, und wir würden niemals dazu bereit sein, fast anderthalbtausend Menschen im Stich zu lassen. Sie seien alle dienstlich, aufgrund der sowjetisch-deutschen Abkommen, hergekommen. Unsere Forderung laute – Heimkehr für alle!

Jeder von uns brachte zwar abermals seine Argumente vor, doch wir kamen nicht einen Schritt voran. Der Beamte drohte, die deutschen Behörden würden, falls die Botschaft der deutschen Forderung nicht nachkommen sollte, selbst die Liste der 120 zu repatriierenden Personen aufstellen und uns gefügig zu machen wissen. Ich empfahl meinem Gesprächspartner, nicht zu vergessen, daß entsprechende Maßnahmen auch gegenüber den in Moskau befindlichen deutschen Vertretern ergriffen werden könnten. So trennten wir uns ohne irgendeine Vereinbarung.

Als ich nach dem Gespräch in der Wilhelmstraße in die Botschaft zurückfuhr, dachte ich daran, daß unser Bemühen vielleicht fehlschlagen könnte, daß es – vor allem ohne ständige Verbindung mit Moskau – nicht leicht sein würde, unsere Forderungen durchzusetzen. Doch in der Botschaft erwartete mich eine angenehme Neuigkeit. Kollegen hatten aus Nachrichtensendungen des britischen Rundfunks erfahren, daß Schweden die Vertretung der sowjetischen Interessen in Deutschland und

Bulgarien die der deutschen in Moskau übernommen habe. Bezeichnenderweise hatte der Beamte der Protokollabteilung, dem diese Vereinbarung sicherlich schon bekannt war, darüber kein Wort verlauten lassen. Vielleicht hatte er gerade deswegen mich in der Frage des Austausches unter verstärktem Druck gesetzt, da ihm klar war, daß wir unseren Standpunkt würden wirksamer vertreten können, sobald die Vermittler in Funktion getreten waren.

Die Chiffren und die Geheimdokumente hatten wir gleich am ersten Kriegstag vernichtet. Das dürfte den deutschen Behörden auch der schwarze Raum verraten haben, der an jenem Tag aus den Schornsteinen unseres Botschaftsgebäudes stieg. Dennoch war die Möglichkeit einer Verletzung der Exterritorialität der Botschaft durch Gestapoleute nicht ausgeschlossen. [112:] Wir waren deshalb stets auf der Hut: Alle Mitarbeiter der Botschaft waren für den Wachdienst eingeteilt, das Tor wurde stets verriegelt, und wenn es am Tor läutete, schaute der Diensthabende vor dem Öffnen aus einem kleinen Fenster in der Wachstube auf die Straße hinaus, um festzustellen, wer Einlaß begehrte.

Es geschah in einer Nacht, daß am Tor geläutet wurde – ununterbrochen und dringlich. Der Diensthabende schaute wie üblich hinaus, doch es war so dunkel, daß er nichts erkennen konnte. „Wer ist da?“ rief er. Keine Antwort, doch das Läuten dauerte an. Das leitende Personal der Botschaft wurde aus den Betten geholt und beratschlagte, was zu tun sei: das Tor öffnen – auch wenn die Gestapo draußen stünde – oder nicht öffnen – was auf die Dauer doch nichts nutzen würde. Das unaufhörliche Läuten brachte alle auf die Beine. Auf dem Hof waren schon viele Botschaftsbewohner zusammengelaufen, alle in heller Aufregung. Man mußte sich irgendwie entscheiden.

So beschlossen wir schließlich, einen Torflügel vorsichtig zu öffnen. Draußen war nichts zu sehen, alles war ruhig. An die Mauer der Toreinfahrt gelehnt, schlummerte ein SS-Mann. Im Schlaf hatte er unbeabsichtigt mit der Schulter auf den Klingelknopf gedrückt. Ich packte ihn am Ellenbogen. Das Läuten hörte auf, sobald der SS-Mann wieder geradestand. Ich machte ihn auf sein Versehen aufmerksam und schloß die Pforte.

Diese kleine tragikomische Episode ist bezeichnend für die Atmosphäre nervöser Spannung, in der wir uns alle damals befanden. Doch während der zehn Tage unseres Interniertendaseins in Berlin provozierten die Hitlerfaschisten nicht einen einzigen Zwischenfall. Das war möglicherweise darauf zurückzuführen, daß sich deutsche Diplomaten noch in Moskau befanden und die Nazis Gegenmaßnahmen befürchteten.

Doch diese relative Sicherheit genossen nur die diplomatischen Mitarbeiter und jene sowjetischen Bürger, die gleich am ersten Tag in die Botschaft gelangen konnten. Ganz anders verfahren die Hitlerfaschisten mit den übrigen sowjetischen Bürgern in Deutschland und in den besetzten Gebieten. Doch das erfuhren wir erst einige Tage später.

[113:] Als ein Vertreter der schwedischen Botschaft bei uns erschien, übergaben wir ihm den Text eines Telegramms zur Weiterleitung nach Moskau. Wir teilten mit, was wir unternommen hatten, um die Rückführung aller sowjetischen Bürger aus Deutschland durchzusetzen. Gegen Abend hatten wir bereits die Antwort in den Händen. Darin hieß es, die Botschaft habe recht getan, auf der Rückführung aller Sowjetmenschen zu bestehen, diese müsse im Austausch gegen die deutsche Kolonie, die sich in der Sowjetunion befinde, erfolgen. Schon am nächsten Tag erschienen, wie uns der schwedische Vertreter mitteilte, in der neutralen Presse für Berlin wenig schmeichelhafte Meldungen über den Versuch der Deutschen, einen Teil der sowjetischen Kolonie zurückzuhalten. Nun wurde den Hitlerfaschisten klar, daß sie nachgeben mußten. Im Auswärtigen Amt erklärte man sich endlich bereit, die von der Botschaft aufgestellten Listen des sowjetischen Personals, das in Deutschland und in den besetzten Gebieten samt Familienangehörigen interniert worden war, entgegenzunehmen. Uns wurde ferner mitgeteilt, daß alle diese Sowjetbürger, einschließlich des am ersten Kriegstag festgenommenen Kraftfahrers, in den nächsten ein bis zwei Tagen nach Berlin gebracht würden; dann werde auch der sowjetische Konsul in Begleitung eines schwedischen Vertreters Zutritt zu ihnen erhalten.

In der Tat wurde dieses Versprechen einen Tag später erfüllt. Wir konnten alle Internierten in einem Lager bei Berlin aufsuchen. Sie waren in Baracken hinter Stacheldraht untergebracht, waren hungrig und mangelhaft gekleidet, zum großen Teil nur in Schlafanzügen und Hausschuhen oder gar barfuß.

Jetzt erfuhren wir, daß Gestapoleute in der Nacht zum 22. Juni in die Wohnungen der sowjetischen Bürger eingedrungen waren und sie aus den Betten geholt hatten. Es wurde ihnen nicht gestattet, irgend etwas von ihren Sachen mitzunehmen. Man brachte sie sofort unter Bewachung in ein Konzentrationslager.

Wir versorgten die internierten sowjetischen Bürger mit Nahrungsmitteln, doch sie einzukleiden gestatteten die Hitlerfaschisten nicht. Man ließ sie so mangelhaft bekleidet in einen [114:] Sonderzug steigen, der, wie uns die Deutschen versicherten, dem Zug mit den sowjetischen Diplomaten folgenwürde.

Die Reisebedingungen in dem Sonderzug für die Internierten waren schwer. Die Unbequemlichkeiten hingen vor allem damit zusammen, daß es nur Sitzplätze gab. Hinlegen konnte sich einer nur, wenn zwei andere, seine Sitznachbarn, aufstanden. Die Verpflegung war sehr dürftig. Ohne warme Kleidung erkälteten sich viele: Zeitweilig – besonders beim Überqueren der Alpen – war es in den Waggons empfindlich kalt.

Beim Überprüfen der Listen stellten wir noch im Berliner Lager drei überzählige Personen fest: eine Frau und zwei Männer. Sie waren in den Unterlagen unseres Konsulats nicht registriert, niemand kannte sie, aber alle drei versicherten, sie wären sowjetische Bürger, hätten in Deutschland gearbeitet und kehrten nun zusammen mit den anderen in die Heimat zurück. Der Vertreter der Wilhelmstraße versicherte ebenfalls, die drei wären dienstlich nach den Niederlanden gekommen und hätten stets als sowjetische Bürger gegolten. Auch in den offiziellen deutschen Listen rückzuführender sowjetischer Bürger waren sie aufgeführt. Trotz unserer Proteste blieben sie bei den Internierten. Erst später wurde uns klar, wozu die Deutschen sie eingeschleust hatten: Beim Überqueren der bulgarisch-türkischen Grenze erklärten alle drei, daß sie sich weigerten, in die Sowjetunion zurückzukehren. Sie hätten die „Freiheit“ gewählt und würden im „Dritten Reich“ bleiben. Die hitlerfaschistische Propaganda schlug unglaublichen Lärm. Presse und Rundfunk beschrieben in allen Einzelheiten, daß drei Angehörige der sowjetischen Kolonie die Rückkehr nach dem „bolschewistischen Rußland“ abgelehnt und das Deutsche Reich um „politisches Asyl“ gebeten hätten.

Die von Goebbels fabrizierte „Ente“ wurde auch von einigen Organen der neutralen Presse gebracht. Doch diese propagandistische Seifenblase platzte sehr schnell. Nach der Ankunft in Istanbul gaben wir dazu eine besondere Erklärung ab, in der die geschilderte nazistische Provokation entlarvt wurde. Auch nach Moskau berichteten wir, es seien gar keine sowjetischen Bürger gewesen, sondern irgendwelche verdäch-[115:]tigen Subjekte, die die Hitlerfaschisten eigens dazu eingeschmuggelt hätten, um eine „Flucht in die Freiheit“ zu inszenieren.

Die Abreise der sowjetischen Kolonie aus Berlin war nach einer über die Schweden erzielten Vereinbarung auf den 2. Juli festgesetzt worden. Die Diplomaten und die Mitarbeiter der Botschaft reisten unter normalen Bedingungen. Für sie war ein Sonderzug aus Schlafwagen mit 2-Personen-Abteilen zusammengestellt worden. Unsere Route führte über Prag, Wien, Belgrad, Sofia.

Entsprechend der Vereinbarung sollte der Austausch wie folgt vor sich gehen: Die sowjetische Kolonie sollte aus Bulgarien, die deutsche hingegen aus Sowjettranskaukasien nach der Türkei gebracht werden, und zwar gleichzeitig und unter Aufsicht von Vermittlern. Doch als wir Jugoslawien durchquert hatten und uns bereits auf bulgarischem Territorium befanden, teilte uns der Vertreter der Protokollabteilung des Auswärtigen Amtes, Baron von Bothmann (er, wie auch eine große Gruppe schwerbewaffneter SS-Leute, begleitete uns auf der ganzen Fahrt) mit, er habe aus Berlin die Weisung erhalten, den Austausch nicht an der bulgarisch-türkischen, sondern an der jugoslawisch-bulgarischen Grenze vorzunehmen.

„Bulgarien“, so erläuterte er, „ist doch kein besetztes, sondern ein mit Deutschland verbündetes Land. Daher verläßt die sowjetische Kolonie beim Betreten Bulgariens das vom Reich kontrollierte Gebiet. Da aber der Zug mit den deutschen Vertretern aus Moskau noch nicht an der sowjetisch-türkischen Grenze angekommen ist, werden die beiden Züge mit den sowjetischen Bürgern nicht weiterfahren. Sie kehren in die jugoslawische Stadt Niš zurück, wo sie weitere Weisungen abzuwarten haben.“

Wir legten Protest ein, konnten aber praktisch nichts ausrichten.

Bald darauf hielt der Zug an irgendeiner kleinen Station, die Lokomotive wurde ans Ende des Zuges gekuppelt, und wir fuhren zurück. Auf allen Stationen empfingen uns bewaffnete SS-Leute. So war es auch in Niš. Die SS-Leute standen breitbeinig da, dem Zug zugewandt, mit Stahlhelmen auf dem [116:] Kopf und Maschinenpistolen vor der Brust. Hinter ihrem Rücken aber grüßten uns heimlich jugoslawische Eisenbahner mit ihren roten Wimpeln.

In Niš wurde unser Zug auf ein Nebengleis geschoben. Wir durften die Waggons nicht verlassen. Bald erfuhren wir, daß auch der zweite Zug mit den sowjetischen Bürgern eingetroffen war. Seine Passagiere wurden in ein Lager, eine ausgediente Kaserne, gebracht. Erst nach einigen Tagen gestattete man dem sowjetischen Konsul und zwei weiteren Mitarbeitern der Botschaft, die Internierten im Lager aufzusuchen. Nach dieser fünftägigen Reise sahen sie abgezehrt aus, viele waren erkältet, andere litten an Magen- und Darmerkrankungen. Ihnen wurde keine medizinische Hilfe zuteil. Erst auf unser energisches Drängen hin erlaubte man dem Botschaftsarzt, das Lager aufzusuchen und die Kranken zu behandeln. Es gelang uns ferner, eine etwas bessere Verpflegung der Internierten durchzusetzen.

Von Bothmann läßt Versuchsballons steigen

Besondere Sorge bereitete uns in den Tagen unseres Aufenthalts in Niš der Umstand, daß die Verbindung mit Moskau unterbrochen war. Da es in Niš keine schwedischen Vertreter gab, konnten wir nicht mit ihren Vermittlerdiensten rechnen. Vor allem befürchteten wir, daß man die deutsche Kolonie aus Versehen in die Türkei ausreisen ließe. Dann wäre sie auf neutralem Territorium, während wir, auch wenn wir aus Jugoslawien nach Bulgarien kämen, immer noch in den Händen der Hitlerfaschisten blieben. Bulgarien – damals ein Verbündeter Hitlerdeutschlands – war faktisch ein okkupiertes Land, in dem große Kontingente deutscher Truppen stationiert waren.

Ich wurde beauftragt, mich in den Waggon des Vertreters der Protokollabteilung des Auswärtigen Amtes, von Bothmann, zu begeben und offiziell Protest gegen den Austausch an der jugoslawisch-bulgarischen Grenze zu erheben. Wir verlangten ferner, einen schwedischen Vertreter aus Belgrad oder [117:] Sofia zu uns zu bitten, über den wir uns mit Moskau in Verbindung setzen wollten.

Bothmann – ein hochgewachsener, hagerer Mann schwer bestimmbarer Alters mit einem Monokel im rechten Auge – war äußerst liebenswürdig. Er hörte mich an und versprach, unsere Erklärung sofort nach Berlin weiterzuleiten und neue Instruktionen anzufordern. Die Begegnung mit einem schwedischen Vertreter hingegen wäre hier, so meinte er, wohl kaum zu arrangieren – in Niš hielte sich keiner auf. Daß einer aus Belgrad oder Sofia käme, wäre nicht zu erwarten. Er, Bothmann, habe Verständnis für unsere Beunruhigung, müsse jedoch die Instruktionen aus Berlin befolgen. Dann bat er mich, noch eine Weile zu bleiben, und holte eine Flasche Rheinwein und zwei Gläser aus dem Wandschränkchen.

„Ich suche schon seit langem eine Gelegenheit, um mit Ihnen zu sprechen“, sagte er und schenkte ein.“ Vielleicht sollten wir sie jetzt wahrnehmen. Zeit haben wir ja genug.“

Da Bothmann mir offensichtlich etwas mitzuteilen beabsichtigte, blieb ich sitzen. Ich wollte vor allem erfahren, was es mit seiner ungewöhnlichen Liebenswürdigkeit auf sich hatte. Er holte weit aus, sprach von den Beschwerden und Komplikationen unserer Fahrt, versicherte, daß er in jeder Weise bemüht sei, unsere Lage zu erleichtern. Er habe auch den internierten sowjetischen Bürgern im zweiten Zug helfen wollen, sei aber auf die Halsstarrigkeit des SS-Offiziers, der das Begleitkommando befehlige, gestoßen. Deshalb sei es ihm bislang nicht gelungen, das Schicksal der sowjetischen Bürger, die nicht im Diplomatenzug fahren würden, zu erleichtern. Dann kam Bothmann auf die letzten Frontmeldungen zu sprechen und sagte, daß die deutschen Truppen bei den sowjetischen Truppen auf starken Widerstand stießen. Schließlich fragte er:

„Darf ich mit Ihnen offen sprechen?“

„Gewiß“, antwortete ich.

„Ich bin immer der Meinung gewesen“, sagte Bothmann, „daß es für Deutschland wie auch für Rußland stets besser war, in Frieden zu leben, als Krieg gegeneinander zu führen. Kriege zwischen unseren beiden Ländern haben immer nur anderen [118:] Vorteile gebracht, unsere Länder waren dabei stets die Verlierer.“

Ich sei genau der gleichen Meinung, sagte ich, und die Sowjetregierung habe alles getan, um den Konflikt zu verhüten. Die Aggression habe Deutschland verübt, und es trage dafür auch die ganze Verantwortung.

„Wir wollen uns jetzt nicht um die Verantwortung streiten“, erwiderte Bothmann. „Ich wollte Ihnen etwas anderes sagen. Es gibt in Deutschland Männer, und zwar recht einflußreiche, die diesen Krieg nicht wollen. Jetzt, da an der Front erbitterte Kämpfe im Gange sind, mögen derartige Äußerungen sonderbar anmuten. Aber man darf schließlich nicht zurückblicken, sondern muß nach vorn schauen, muß an die Zukunft denken. Es kann der Augenblick kommen, da es für beide Seiten das beste sein dürfte, die Kampfhandlungen einzustellen und sich zu verständigen.“

Ich wiederholte, die Sowjetunion sei für den jetzigen Krieg nicht verantwortlich. Deutschland habe unser Volk, das seiner friedlichen Arbeit nachgegangen sei, wortbrüchig überfallen. Und es bleibe uns nichts anderes übrig, als uns zu wehren. Wir seien fest davon überzeugt, daß wir in diesem Krieg siegen und daß diejenigen, die den Überfall auf die Sowjetunion verübt haben, dies noch bitter bereuen würden. Daher sei mir unverständlich, von was für einer friedlichen Regelung Bothmann spreche.

„Verstehen Sie mich doch“, fuhr mein Gesprächspartner fort, „ich spreche von einem Augenblick, der noch nicht da ist, der aber kommen kann. Sie erklären, daß Sie von Ihrem Sieg überzeugt seien. Der Führer aber glaubt, die Sowjetunion in kurzer Frist erledigen zu können. Gleichzeitig gibt es in Deutschland einflußreiche Kreise, die anders denken: Sie sind der Ansicht, daß weder die eine noch die andere Seite imstande sein wird, den Sieg zu erringen. Das wäre dann der Augenblick – er wird möglicherweise lange auf sich warten lassen –, da beide Seiten es für zweckmäßig erachten könnten, den Konflikt unter bestimmten Bedingungen friedlich beizulegen. Diese deutschen Kreise möchten, daß ihr Standpunkt in Moskau bekannt wird.“

[119:] Auf diese Darlegungen entgegnete ich, es dürfte wohl kein ernst zu nehmendes Gespräch über das von Bothmann aufgeworfene Thema geben, bevor die deutschen Truppen das sowjetische Territorium nicht verlassen hätten, und damit sei doch derzeit kaum zu rechnen. Daher erscheine mir das von Bothmann begonnene Gespräch absolut gegenstandslos.

Ich machte der Leitung natürlich über die Versuchsballons Bothmanns Mitteilung, und dem Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten wurde auch, als wir nach Moskau zurückgekehrt waren, ein schriftlicher Bericht darüber vorgelegt.

Während unserer Reise fanden noch einige weitere Gespräche mit Bothmann über dieses Thema statt. Er versicherte immer wieder, daß er den Überfall Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion nicht billige, und betonte nachdrücklich, das sei nicht nur seine persönliche Meinung, sondern auch die einflußreicher Kreise in Berlin. Er wiederholte, daß die weitere Entwicklung der Ereignisse an der Front zu einem solchen Augenblick führen könne, da beiden Seiten die Notwendigkeit offenkundig würde, den Krieg durch eine friedliche Regelung zu beenden. Dann würden die Personen, auf die sich Bothmann beriefe, entsprechenden Einfluß geltend machen und ihre Rolle spielen können.

Offenbar handelte Bothmann tatsächlich im Auftrag irgendwelcher Leute in Deutschland. Anders waren die riskanten Gespräche, die er führte, schwer zu erklären. Er wagte es sogar, mir Witze über die Hitlerfaschisten zu erzählen. Zum Beispiel den – im hatte ihn übrigens auch schon in Berlin gehört –: Hitler inspiziert eine Irrenanstalt. Alle Irren sind angetreten, reißen, als der „Führer“ erscheint, den Arm hoch und schreien: „Heil Hitler!“ Nur einer steht etwas abseits und reagiert in keiner Weise auf Hitlers Erscheinen. Dieser geht wütend auf ihn zu und fragt, warum er nicht grüße, und bekommt die Antwort: „Sie müssen entschuldigen, aber ich bin kein Irrer, ich bin der Irrenarzt.“

Die Tatsache, daß irgendwelche „einflußreichen“ Deutschen schon in den ersten Kriegswochen durch Bothmann diese Versuchsballons steigen ließen, kam mir recht bemerkenswert vor. Baron von Bothmann gehörte zweifellos zu den Diplo-[120:]maten der „alten Schule“. Davon war noch so mancher im deutschen Auswärtigen Amt geblieben. Sie dienten Hitler auf Treu und Glauben, waren natürlich Nazis und begrüßten die Siege der faschistischen Wehrmacht, doch Ribbentrops plumpe Methoden der Diplomatie war ihnen zuwider. Die durch Bothmann entwickelten Ideen wurden sicherlich von anderen Politikern besonders der älteren Generation, die Hitlers Entschluß zum Überfall auf die Sowjetunion mit großer Besorgnis aufgenommen hatten, geteilt. Das bestätigt unter anderem das tragische Schicksal des ehemaligen deutschen Botschafters in Moskau, des Grafen von der Schulenburg. W. N. Pawlow, der dabei war, als Schulenburg im Kreml der Sowjetregierung die offizielle Kriegserklärung übergab, berichtete, Schulenburg hätten dabei Tränen in den Augen gestanden. Dieser alte Diplomat habe von sich aus hinzugefügt, er halte Hitlers Entschluß für Wahnsinn. Später war Schulenburg an der mißglückten Verschwörung gegen Hitler beteiligt und wurde hingerichtet.

In der neutralen Türkei

Nach einigen Tagen Aufenthalt in Niš ging es endlich weiter. Den Hitlerfaschisten war ihr Manöver mißglückt. Sie mußten auf die ursprüngliche Variante – den Austausch an der bulgarisch-türkischen Grenze – eingehen. Die Einzelheiten dieses Austausches besprachen wir mit den schwedischen Vertretern, als wir in Sofia hielten.

Dann rollte unser Zug in Richtung Türkei, zum bulgarischen Grenzstädtchen Svilengrad. Hier standen wir wiederum zwei Tage. Einen Tag nach unserer Ankunft in Svilengrad traf auch der zweite Zug mit den Angehörigen der sowjetischen Kolonie ein. Wir überprüften erneut die Listen und überquerten alsdann die türkische Grenze.

In der türkischen Stadt Edirne erwarteten uns andere Züge; hier empfingen uns auch Vertreter der sowjetischen Botschaft in der Türkei und des Konsulats in Istanbul. Die sowjetische Kolonie wurde außerdem vom örtlichen Gouverneur begrüßt. Abends gab er zu Ehren der sowjetischen Diplomaten einen [121:] Empfang. Am nächsten Tag traf aus Istanbul Kleidung für die sowjetischen Bürger ein, die in Deutschland interniert gewesen waren.

Eine kleine Gruppe von Diplomaten fuhr mittags mit Autos nach Istanbul, die übrige sowjetische Kolonie folgte ihnen abends mit dem Zug.

Am späten Abend trafen wir in Istanbul ein. Man brachte uns im sowjetischen Konsulat unter, dessen Gebäude von einem alten Park umgeben war. Am nächsten Tag wurden die letzten, mit der Heimkehr verbundenen Formalitäten erledigt. Im Hafen lag das Motorschiff „Swanetija“, auf dem sich die aus Deutschland kommenden sowjetischen Bürger während der Überfahrt kurze Zeit erholen konnten. Wir aber – die Gruppe sowjetischer Diplomaten – fuhren mit dem Zug nach Ankara. Bevor wir in den Nachtexpress stiegen, mußten wir an Bord eines Kutters den Bosphorus überqueren. An jenem Abend waren die Gewässer, die Europa von Asien trennen, ruhig. Die untergehende Sonne verlieh dem Bosphorus einen rosa-bleiernen Glanz. Je weiter wir uns von der Küste entfernten, desto höher schienen die Kuppel und die Minarette der Hagia Sophia aufzuragen, dieses prächtigen Denkmals der byzantinischen Baukunst.

In Ankara wartete ein sowjetisches Sonderflugzeug auf uns.

Die Rückkehr nach Moskau

Nach einer Schleife über den Dächern von Moskau landeten wir auf dem Zentralflughafen, dort, wo sich heute die Hauptstation für Hubschrauber befindet. Es war am Nachmittag eines sonnigen Tages. Als die Motoren verstummten und wir die Gangway hinunterstiegen, den Rasen des Flugfeldes betraten, konnten wir unsere innere Bewegung kaum verbergen. Die Stille ringsum erschien uns, die wir die ganze Zeit nur daran gedacht hatten, daß unser Land Tag und Nacht den erbittertsten Kampf führte, trügerisch. Hier duftete es nach Klee, den die Sonne erwärmt hatte, Lerchen stiegen über dem Flugfeld in die Höhe. Aber schon an der Leningrader [122:] Chaussee kündigte sich der Krieg an.

Uns sprang ein großes Plakat an einer Hausmauer ins Auge – das strenge Gesicht einer russischen Mutter, die den Text des Soldateneides in der Hand hielt, und darüber die Losung: „Mutter Heimat ruft!“ Mehrere Male überholte unser Wagen Kolonnen marschierender Volkswehrleute. Die Fassaden der Häuser trugen einen wunderbar gemusterten grün-braunen Tarnanstrich, die Fensterscheiben waren kreuzweise mit Papierstreifen beklebt. So trat uns . Moskau gleich in der ersten Stunde in seinem strengen Kriegsgewand entgegen.

Nachts gab es Fliegeralarm. Frauen und Kinder eilten in die Keller, die Männer stiegen auf die Dächer. Meine ersten Trophäen waren zwei kleine Brandbomben, die in einem Eimer mit Sand gelöscht wurden.

Am nächsten Tag – einem Sonntag – wurde ich schon morgens in das Volkskommissariat für Auswärtige Angelegenheiten geholt. Die von uns mitgebrachte diplomatische Post war unverzüglich zu ordnen. Jede Stunde brachte ein Bote von TASS eine Zusammenstellung von Meldungen der Nachrichtenagenturen. Die meisten betrafen die Lage an der sowjetisch-deutschen Front. Man spürte, daß die ganze Welt mit angehaltenem Atem das titanische Ringen in den endlosen Weiten von der Barentssee bis zum Schwarzen Meer verfolgte. Erst gegen Abend konnte ich mir eine Pause leisten und ging zum Essen in das Restaurant „Metropol“. Der riesige Saal war überfüllt – viele Militärangehörige, aber sonst alles wie in Friedenszeiten.

Nachts ging das Ordnen der Post weiter. Wir arbeiteten an dem Bericht über die letzten Tage des Aufenthalts der sowjetischen Kolonie in Berlin. Gegen Mitternacht – Fliegeralarm. Ich ging zum Dzierżyński-Platz, dort war in der Untergrundbahnstation ein Luftschutzraum eingerichtet worden. Die Menschen stiegen ohne Hast, diszipliniert hinunter. Auf den Bahnsteigen hatten sich schon viele zum Schlafen eingerichtet – zumeist ältere Leute und Kinder. Hier waren weder die Bombeneinschläge noch die Flak zu hören, und die Kinder schliefen ruhig.

Endlich kam die Entwarnung. Ich kehrte zu meiner Arbeit [123:] zurück. Im Osten rötete sich bereits der Himmel. Von meinem Zimmer im vierten Stockwerk des Gebäudes des Volkskommissariats für Auswärtige Angelegenheiten am Kusnezki Most sah ich im Stadtteil Samoskworetshje ein Haus brennen. Schwarzer Rauch stieg wie eine Säule in den Himmel. Um 4 Uhr früh fuhr ich nach Hause. Zweimal wurden wir von Militärstreifen angehalten, die die Dokumente kontrollierten. Nach einigen Stunden unruhigen Schlafes ging ich um 9 Uhr wieder zur Arbeit.

Aus Mitgliedern des Volkskommissariats für Auswärtige Angelegenheiten wurde eine Volkswehrabteilung aufgestellt. Jeden Abend marschierten wir in den Park in Marjina Roschtscha zur militärischen Ausbildung. Die Schießübungen fanden außerhalb statt. Dazu fuhren wir dreimal in der Woche mit der elektrischen Vorortbahn vierzig Kilometer aus Moskau hinaus zu einem Schießplatz, den man an der Fernstraße nach Jaroslawl am Waldrand angelegt hatte.

Am Platz der Revolution stand gegenüber dem Eingang zur Untergrundbahn ein deutscher Junkers-Bomber, der vor Moskau getroffen worden war, aber offenbar noch landen konnte. Das Flugzeug wies kaum Beschädigungen auf, nur am Leitwerk und an einer Tragfläche. Daneben lagen mehrere große Sprengbomben. Sie waren nicht explodiert, wurden entschärft und hier – mitten in Moskau – ausgestellt. Die Passanten blieben stehen und betrachteten das faschistische Flugzeug mit den unheimlichen schwarzen Kreuzen an den Tragflächen. Man hörte Bemerkungen wie:

„Bravo der Flak, die so ein Ungetüm zur Strecke gebracht hat. Man kann den Hitlerfaschisten also doch beikommen. Wir werden ihnen noch einheizen.“

Die Deutschen stellten ihre nächtlichen Angriffe nicht ein. Trotz des zähen Widerstandes der sowjetischen Truppen rückten sie immer weiter nach Osten vor. In den Frontberichten des Sowjetischen Informationsbüros tauchten immer neue Städtenamen auf, sprach man von immer neuen gegnerischen Vorstößen. Die Front näherte sich langsam Moskau. Nun wurde allen klar, daß der Krieg sich in die Länge ziehen würde, daß lange, lange Monate harter Kämpfe bevorstanden.

[124:] Schon in diesen ersten Kriegswochen hatte Moskau vieles gelernt. Die Verteidigung der Hauptstadt wurde verstärkt. Jeden Abend stiegen an Stahlrossen Sperrballons hoch in den Himmel.

Das Flakfeuer nahm merklich zu. Die Bekämpfung der Brandbomben wurde wirksamer, die Zahl der Brände wesentlich geringer. Die ganze Stadt wurde disziplinierter, wachsamer, abwehrbereiter. Sie verkörperte in sich gleichsam die Kampfentschlossenheit der Sowjetmenschen, dem Glauben des Volkes an den endgültigen Sieg.

[125:]

Die Konferenz in Teheran

[127:]

In die Hauptstadt Irans

Die Zusammenkunft der Drei

Ich möchte über ein Ereignis berichten, dessen Zeuge ich gewesen bin und das einen wichtigen Platz in der diplomatischen Geschichte des zweiten Weltkrieges eingenommen hat. Es handelt sich um die Konferenz der Regierungschefs der drei in der Antihitlerkoalition vereinten Großmächte, die im Herbst 1943 in Teheran stattfand.

Von den drei Hauptpersonen der Teheraner Zusammenkunft ist heute keiner mehr am Leben. Der letzte von ihnen, Winston Churchill, starb 1965 im Alter von 90 Jahren. Zu diesem Zeitpunkt hatte er sich bereits seit mehr als zehn Jahren von allen Staatsgeschäften zurückgezogen. Franklin D. Roosevelt starb im April 1945, buchstäblich am Vorabend der Kapitulation Hitlerdeutschlands. J. W. Stalin überlebte ihn um knappe acht Jahre. Doch zum Zeitpunkt der Teheraner Zusammenkunft standen alle drei an der Spitze der Großmächte der Antihitlerkoalition. Die vom Krieg gepeinigte Welt verfolgte aufmerksam jeden ihrer Schritte, jedes von ihnen ausgesprochene Wort. Und natürlich waren in den Tagen der Teheraner Konferenz auf sie die Blicke der ganzen Menschheit gerichtet. Auf die Beschlüsse der ersten Zusammenkunft der „großen Drei“ warteten nicht nur die Völker des versklavten Europas. Auch die „Achsenmächte“ Deutschland, Italien und Japan sahen voller Unruhe den Ergebnissen der Konferenz entgegen. Von dem Vermögen der drei Führer der Antihitlerkoalition zu gemeinsamem Handeln hingen zu jener Zeit in vielem das Schicksal der Zivilisation, das Leben künftiger Generationen ab.

Jeder dieser drei Führer hatte seine Ansichten über die Geschichte und die Zukunft der Menschheit, die ihren unterschiedlichen Klasseninteressen entsprachen. Und dennoch führte sie [128:] die Logik des Kampfes gegen den gemeinsamen Feind in Teheran zusammen. Und sie faßten dort wichtige Beschlüsse.

Viele Historiker halten Teheran für den Zenit der Antihitlerkoalition. Mir erscheint diese Meinung gerechtfertigt. Doch der Weg zu diesem Gipfel war nicht leicht. Die herrschenden Kreise Großbritanniens und der Vereinigten Staaten zeigten vom Augenblick des Überfalls Hitlerdeutschlands auf die UdSSR an Zurückhaltung und gingen zunächst höchst unwillig auf eine militärische Zusammenarbeit mit der Sowjetunion ein. Während die Sowjetregierung danach strebte, mit den Westmächten in kürzester Frist Bündnisbeziehungen herzustellen, weil sie darin ein Unterpfand für den erfolgreichen Kampf gegen die Mächte der faschistischen „Achse“ sah, beteiligten sich London und Washington nur unter dem Druck der Umstände an den gemeinsamen Aktionen gegen den gemeinsamen Feind, zögerten sie die Erfüllung der übernommenen Verpflichtungen in jeder Weise hinaus.

Der Eintritt der Sowjetunion in den Krieg verlieh diesem wahrhaft antifaschistischen Charakter, machte ihn zu einem Befreiungskrieg. An den heldenhaften Kampf der Roten Armee knüpften die Menschen in aller Welt, insbesondere aber die unter dem Joch der faschistischen „Neuordnung“ schmach tenden Völker Europas, die Hoffnung auf die Befreiung von der braunen Pest. Weit verbreitet war schon damals die Einsicht, daß weder Großbritannien noch die Vereinigten Staaten ohne die Sowjetunion den Sieg über die „Achsenmächte“ erringen konnten. Mehr noch, das Bündnis mit dem Sowjetland stellte zu jener Zeit für Großbritannien und die Vereinigten Staaten die einzige Möglichkeit dar, ihre politische Unabhängigkeit und Souveränität zu erhalten. Darüber war sich auch Churchill im klaren, der bereits am 22. Juni 1941 in einer Rundfunkansprache erklärte: „Die Gefährdung Rußlands ist ... unsere eigene Gefährdung und die Gefährdung der Vereinigten Staaten ...“

Diese Erkenntnis bestimmte das Wesen der englisch-amerikanisch-sowjetischen Zusammenarbeit im Krieg, die Bildung der Antihitlerkoalition.

Man sollte jedoch nicht vergessen, daß die westlichen Part-[129:]ner dieser Koalition während des Krieges ihre spezifischen Ziele verfolgten, denn ohne diese zu verstehen, ist es schwer, sich über den Charakter der Beziehungen zwischen den Alliierten klarzuwerden und auch hinter die Motive zu kommen, von denen sich die Führer Großbritanniens und der Vereinigten Staaten in einer Reihe von Fällen, darunter auch auf der Teheraner Konferenz, leiten ließen.

Washingtons Politik wurde in letzter Instanz bestimmt durch das Streben nach Errichtung der Herrschaft der USA über die ganze Welt (Pax Americana), während die größte Sorge der herrschenden Kreise Großbritanniens vor allem darin bestand, die Positionen des Britischen Empire zu behaupten. Schon hier gingen ihre Interessen ernsthaft auseinander. Doch das Haupthindernis auf dem Wege zur Erreichung der eigenen Ziele sahen diese beiden Mächte zu jener Zeit in der Politik Hitlerdeutschlands und des militaristischen Japans. Sie glaubten, den eigenen Einflußbereich nur nach Ausschaltung dieser gefährlichen Rivalen festigen und erweitern zu können. Anders gesagt, Großbritannien und die USA verfolgten – auch nachdem der Krieg mit dem Eintritt der Sowjetunion antifaschistischen Charakter angenommen hatte – ihre eigennützigen Ziele.

Gleichzeitig stellten sich die westlichen Mächte der antifaschistischen Koalition eine weitere, von ihrem Standpunkt aus erstrangige Aufgabe. Sie waren darauf aus, den Sowjetstaat in einem lang währenden Krieg in jeder Weise zu schwächen, ja, nach Möglichkeit seine Auflösung zu erwirken. Gerade das war die Zielsetzung ihrer Vorkriegspolitik der Wiedergeburt des deutschen Militarismus und der Ermunterung Hitlerscher Ambitionen. Daraus erklärte sich auch das endlose Hinausschieben der Eröffnung der zweiten Front in Europa.

Die Zwiespältigkeit der Politik der Anglo-Amerikaner war offensichtlich. Einmal strebten Großbritannien und die USA danach, mit Hilfe der Sowjetunion die eigenen Hauptkonkurrenten, Deutschland und Japan, zu schwächen, zum anderen gaben sie nicht die Hoffnung auf, daß es Hitlerdeutschland, vielleicht mit Unterstützung Japans, gelingen würde, den Sowjetstaat zu zerschlagen, was den Weg für die Wiederher-[130:]stellung der ungeteilten Herrschaft des Kapitalismus auf der Welt frei gemacht hätte.

Freilich wagten es die führenden Politiker Großbritanniens und der Vereinigten Staaten nicht, mitten im Krieg ihre geheimsten Wünsche offen zu äußern. Denn damals trat die Öffentlichkeit in ihren Ländern ganz entschieden für eine aktive Zusammenarbeit mit der Sowjetunion ein. Die Regierungen Großbritanniens und der Vereinigten Staaten konnten einfach nicht umhin, der breiten Bewegung des englischen und des amerikanischen Volkes für ein effektives militärisches Bündnis mit der UdSSR, für ein entschlossenes gemeinsames Vorgehen gegen den gemeinsamen Feind Rechnung zu tragen.

Die in den Kriegsjahren entstandene antifaschistische Koalition hat eine große Rolle bei der Zerschlagung Hitlerdeutschlands und des militaristischen Japans gespielt. Sie war die praktische Bestätigung der Leninschen Lehre von der Möglichkeit der Koexistenz, der Zusammenarbeit zwischen Staaten mit unterschiedlichen sozialökonomischen Systemen. Die Teilnahme der Sowjetunion, die eine konsequente Friedenspolitik betrieb und sich für die Freundschaft der Völker und deren Selbstbestimmungsrecht einsetzte, an dieser Koalition verlieh allen Kämpfern für Freiheit und Unabhängigkeit neue Kräfte. Mit besonderem Nachdruck bestätigt wurde die Bedeutung der Antihitlerkoalition durch die in Teheran gefaßten Beschlüsse.

Recht viel Platz wird hier Stalin als dem Leiter der sowjetischen Delegation auf der Teheraner Konferenz eingeräumt. Doch mögen die Leser das nicht als einen Versuch ansehen, die Rolle Stalins insgesamt einzuschätzen. Ebenso wenig bestand die Absicht, eine allseitige Charakteristik der Teilnehmer dieser Zusammenkunft zu geben oder deren politische Porträts zu zeichnen. In diesem Abschnitt des Buches soll auch keine erschöpfende Analyse der Teheraner Konferenz und der dort erörterten Fragen gegeben werden. Man sollte ihn eher als Erinnerung eines Augenzeugen jener bemerkenswerten Ereignisse betrachten, der die bescheidene Arbeit des Übersetzers leistete.

Wahl des Konferenzortes

Der Briefwechsel zwischen Stalin, Roosevelt und Churchill über die Möglichkeit einer Zusammenkunft erstreckte sich über einen längeren Zeitraum. Alle drei erkannten die Notwendigkeit und die Bedeutung eines persönlichen Treffens an. Zu jener Zeit, das heißt im Herbst 1943, zeichnete sich im Verlauf des Krieges gegen Hitlerdeutschland bereits eine Wende zugunsten der Alliierten ab. Daher machten nicht nur militärische, sondern auch politische Erwägungen ein Treffen der Führer der Antihitlerkoalition dringend notwendig. Es mußten die weiteren gemeinsamen Aktionen zur Beschleunigung des Sieges über den gemeinsamen Feind erörtert und vereinbart sowie Meinungen über die Nachkriegsordnung ausgetauscht werden.

Ernsthafte Schwierigkeiten bereitete die Frage des Konferenzortes. Stalin hätte die Konferenz gern in der Nähe der sowjetischen Grenze durchgeführt. Er berief sich darauf, daß die aktiven Kampfhandlungen an der sowjetisch-deutschen Front es ihm, dem Oberkommandierenden, nicht erlaubten, sich für längere Zeit von Moskau zu entfernen. Das war gewiß ein gewichtiges Argument. Roosevelt berief sich seinerseits auf die amerikanische Verfassung, die ihm als Präsidenten eine längere Abwesenheit von Washington nicht gestatten würde.

Schon im Herbst 1943, während der Vorbereitungen zur Moskauer Außenministerkonferenz der Sowjetunion, Großbritanniens und der USA, wurde im Briefwechsel zwischen Stalin, Roosevelt und Churchill die Frage eines Treffens der Regierungschefs erörtert. Im Prinzip wurde eine Vereinbarung erhielt, ein solches Treffen zwischen dem 15. November und dem 15. Dezember 1943 durchzuführen. Doch der Konferenzort löste, wie bereits gesagt, ernsthafte Meinungsverschiedenheiten aus. Der Briefwechsel über diese Fragen lief durch meine Hände, da ich zu jener Zeit gewöhnlich die Botschaften Roosevelts und Stalins, nicht selten auch die Churchills, ins Russische beziehungsweise ins Englische übersetzte.

In der Botschaft an Stalin vom 6. September 1943 erklärte Roosevelt, er könne es einrichten, „zu einer Zusammenkunft [132:] an einen Ort etwa in der Entfernung wie Nordafrika ... zu kommen“. Stalin schlug am 8. September den Iran als das für ein Treffen der „großen Drei“ am besten geeignete Land vor. Zwei Tage später antwortete Churdüll, er sei bereit, „nach Teheran zu fahren“, obwohl er Zypern oder Khartoum vorgezogen hätte.

Indessen beharrte Roosevelt, offenbar aus Prestigegründen, weiterhin auf einem anderen Konferenzort und schlug verschiedene Varianten vor. Am 14. Oktober schrieb er an Stalin: „Kairo ist in vieler Hinsicht attraktiv, und es ist mir bekannt, daß es dort außerhalb der Stadt, in der Nähe der Pyramiden, ein Hotel und einige Villen gibt, die vollkommen abgeschirmt werden könnten. Asmara, die frühere italienische Hauptstadt von Eritrea, soll ausgezeichnete Gebäude und einen jederzeit benutzbaren Flugplatz haben.

Es besteht weiter die Möglichkeit, daß wir uns in einem Hafen des östlichen Mittelmeeres treffen und jeder von uns ein Schiff zur Verfügung hat. Wenn Ihnen dieser Gedanke zusagen sollte, so könnten wir Ihnen und Ihrer Begleitung ein gutes Schiff gänzlich zur Verfügung stellen, so daß Sie völlig unabhängig wären und gleichzeitig ständig Kontakt mit Ihrer Front hätten.

Ein anderer Vorschlag wäre die Umgebung von Bagdad, wo wir drei bequeme Lager mit entsprechenden russischen, britischen und amerikanischen Wachen haben könnten. Dieser letzte Gedanke scheint einer Prüfung wert zu sein.“

Die Sowjetregierung prüfte Roosevelts Vorschläge sorgfältig, konnte sie aber nicht annehmen. In der Botschaft vom 19. Oktober schrieb Stalin dem amerikanischen Präsidenten: „Leider kann ich keinen der von Ihnen an Stelle von Teheran vorgeschlagenen Orte für das Treffen als geeignet akzeptieren. Es handelt sich hier nicht um die Sicherheit, denn um die mache ich mir keine Sorgen.“

Dann erläuterte Stalin, es habe sich während der erfolgreichen Operationen der sowjetischen Truppen im Sommer und Herbst 1943 herausgestellt, daß sie auch weiterhin die Angriffsoperationen gegen

die deutsche Armee fortsetzen könnten und folglich der Sommerfeldzug in den Winterfeldzug [133:] übergehen würde. „Alle meine Kollegen“, so fuhr Stalin fort, „sind der Meinung, daß diese Operationen die tägliche Leitung durch das Oberkommando und meine persönliche Verbindung mit dem Oberkommando erfordern. In Teheran kann man diesen Erfordernissen Rechnung tragen, denn es ist direkte Telefon- und Telegrafenverbindung nach Moskau vorhanden, was bei den anderen Orten nicht der Fall ist. Ebendeshalb bestehen meine Kollegen auf Teheran als Ort der Zusammenkunft.“

Auf diese Botschaft antwortete Roosevelt eine Woche später. Er lehnte es nach wie vor ab, sich nach Teheran zu begeben, und nannte als Grund dafür, daß die auf dem Weg zu dieser Stadt gelegenen Berge häufig für einige Tage hintereinander den Anflug unmöglich machen würden. Daher könne ein Flugzeug, das aus Washington verschiedene, eine dringende Prüfung durch den Präsidenten erfordernde Dokumente bringe, lange aufgehalten werden. Alsdann schrieb Roosevelt: „Ich kann das Risiko des Transports der Dokumente auf dem Luftweg an Orte des Tieflandes bis hin zum Persischen Golf durch ein Relaisystem von Flugzeugen auf mich nehmen. Ich kann aber nicht die Verzögerungen auf mich nehmen, die sich durch Flüge in beiden Richtungen über das Gebirge bis in die Niederung, in der Teheran liegt, ergeben. Ich muß Ihnen deshalb zu meinem großen Bedauern mitteilen, daß ich nicht nach Teheran kommen kann. Die Mitglieder meines Kabinetts und die Vorsitzenden der gesetzgebenden Körperschaften sind damit völlig einverstanden.“

Nach Darlegung seiner Überlegungen nannte Roosevelt als neuen Tagungsort Basra, wohin er eine Telefonverbindung von Teheran einzurichten vorschlug. Diese Botschaft wurde Stalin vom Außenminister der Vereinigten Staaten, Cordell Hull, überbracht, der damals in Moskau weilte. Nachdem Stalin die Botschaft des Präsidenten Roosevelt gelesen hatte, sagte er zu Hull, er könne nicht umhin, die in der Botschaft angeführten Gründe, die den Präsidenten an der Reise nach Teheran hinderten, zu berücksichtigen.

„Natürlich“, so fuhr Stalin fort, „kann nur Roosevelt selbst entscheiden, ob seine Reise in die Hauptstadt des Iran zu einem [134:] Treffen mit den Vertretern der Sowjetunion und Großbritanniens möglich ist. Doch ich muß meinerseits sagen, daß ich keinen günstigeren Ort für die Zusammenkunft sehe als die genannte Stadt. Ich habe die Pflichten des Oberkommandierenden der sowjetischen Streitkräfte zu erfüllen, und das verpflichtet mich, täglich die militärischen Operationen an unserer Front zu leiten ... In dieser Situation kann ich als Oberkommandierender keinesfalls weiter als bis Teheran reisen. Meine Kollegen in der Regierung halten es angesichts der sehr komplizierten Lage an der Front überhaupt für unmöglich, daß ich die UdSSR gegenwärtig verlasse.“

Dann sagte Stalin zu Hull, ihm sei folgender Gedanke gekommen: Bei dem Treffen könnte ihn sein Erster Stellvertreter in der Regierung, W. M. Molotow, voll und ganz ersetzen, der bei den Verhandlungen gemäß der sowjetischen Verfassung alle Rechte eines Oberhauptes der Sowjetregierung besitzen würde. In diesem Falle würden die Schwierigkeiten bei der Wahl eines Ortes für die Zusammenkunft überhaupt entfallen. Er hoffe, daß sein Vorschlag für alle interessierten Seiten annehmbar sei.

Hull versprach, diesen Vorschlag sofort an Präsident Roosevelt weiterzuleiten, fügte aber von sich aus hinzu, er würde den Präsidenten, der einer persönlichen Begegnung mit Stalin besondere Bedeutung beimesse, zweifellos enttäuschen. So entstand eine Situation, bei der Roosevelts weitere Weigerung, nach Teheran zu fahren, bewirken konnte, daß Stalin überhaupt nicht an dem vorgesehenen Treffen teilnahm. Da Roosevelt das erkannte und sich die Möglichkeit eines persönlichen Kontakts mit dem Oberhaupt der Sowjetregierung nicht entgehen lassen wollte, änderte er schließlich seinen Standpunkt und teilte Stalin in der Botschaft vom 8. November mit, daß er sich entschlossen habe, nach Teheran zu kommen.

Die Gründe, die Stalin veranlaßten, auf der Zusammenkunft in Teheran zu beharren, waren zweifellos sehr stichhaltig. Sie sind in den weiter oben zitierten Dokumenten klar dargelegt worden. Doch dürfen hier auch die traditionellen freundschaftlichen Beziehungen zwischen der Sowjetunion und [135:] dem Iran – Beziehungen, die gleich nach der Oktoberrevolution auf Lenins Initiative hergestellt worden waren – eine Rolle gespielt haben. Die Sowjetregierung unterstrich stets, daß sie mit ihren südlichen Nachbarn, darunter, auch mit dem Iran, in Freundschaft leben möchte. Die sowjetisch-iranischen

Beziehungen beruhten auf den Prinzipien des gegenseitigen Vorteils und der Gleichberechtigung, waren umfassend und positiv. Zum Zeitpunkt des Teheraner Treffens waren sie herzlich, auch wenn ihnen eine recht gespannte Etappe gleich nach dem wortbrüchigen Überfall Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion vorausgegangen war.

Als die Sowjetregierung für die Konferenz Teheran vorschlug, berücksichtigte sie auch, daß sich dort sowjetische Truppen befanden; diese waren gemäß dem Vertrag von 1921 im August 1941 im Iran einmarschiert, um die subversive Spionage- und Diversionstätigkeit der deutschen Agentenzentrale im Iran zu unterbinden. In den südlichen Teil des Landes waren englische Truppen einmarschiert, um die über den Persischen Golf kommenden englisch-amerikanischen Lieferungen an die Sowjetunion zu sichern. Der Schutz der Teilnehmer der Teheraner Konferenz oblag vor allem den sowjetischen Truppen und Sicherheitsorganen.

Als ich Ende November von einer kurzen Dienstreise nach Moskau zurückkehrte, erfuhr ich, daß die strittige Frage des Konferenzortes der „großen Drei“ entschieden und die sowjetische Delegation bereits von Moskau nach Teheran abgereist war.

Von Moskau nach Baku

Ich hatte damals den Rang eines Rates und war im Volkskommissariat für Auswärtige Angelegenheiten für Fragen der sowjetisch-amerikanischen Beziehungen zuständig. Da ich die englische Sprache beherrschte, wurde ich mit der Aufgabe des Übersetzers bei der Teheraner Zusammenkunft betraut. Um unsere Delegation einzuholen, mußte ich das Flugzeug benutzen. Alle Reisepapiere waren bereits ausgestellt, und in der Nacht zum 27. November verließ ich Moskau. Mit mir zusammen flog der Experte für Nahostprobleme; Professor A. F. Miller.

Auf der Fernstraße zum Flughafen tobte ein Schneesturm. Die Nacht war finster, und der große, schwere SIS-101 kam nur langsam vorwärts. Nach den strengen Verdunkelungsvorschriften mußten die Scheinwerfer mit schwarzem Stoff überzogen sein. Der schwache Lichtschein, der durch schmale Schlitze drang, erhellte nur einen kleinen Straßenabschnitt. Das Gesicht an die Windschutzscheibe gepreßt, achtete der Fahrer vor allem auf den Straßenrand, um nur ja nicht in den Straßengraben zu geraten. Der Wagen mußte alle Augenblicke angehalten werden. Der Fahrer stieg aus und säuberte die zugeschneite Scheibe.

In der Dunkelheit war nicht zu erkennen, wie weit wir noch zum Flugplatz hatten. Doch da bog der Wagen vorsichtig von der Hauptstraße ab, und hinter einer großen Schneewehe tauchte der graue Würfel des verdunkelten Flughafengebäudes Wnukowo auf. Als der SIS vor dem Portal hielt, verblieben bis zum Start noch ganze fünfzehn Minuten.

Im Flughafengebäude war es hell, und trotz der nächtlichen Stunde herrschte hier reger Betrieb. Nach der Abfertigung gingen wir auf das Flugfeld hinaus. Hier stand eine Douglas-Transportmaschine mit bereits laufenden Motoren. Wir stiegen ein. Die Hälfte der Kabine nahmen irgendwelche Kisten ein. Nur vorn gab es etwas Platz. Die an den Spanten befestigte eiserne Klappbank war mit Rauhreif überzogen. Wir froren. Nach dem Start wurde die Heizung eingeschaltet. Doch davon wurde es nicht besser: Von oben strömte heiße Luft, am Kopf war es warm, die Beine aber schlotterten vor Kälte.

Wir flogen, wie in Kriegszeiten üblich, in geringer Höhe, dicht über dem Wald. In der Kabine wurde kein Licht eingeschaltet, und so konnte man durch die Bordfenster verschneite Felder und dunkle Waldstreifen erkennen. Gegen Morgen landeten wir auf irgendeinem Flugplatz in der Steppe. Wir tankten und flogen weiter. Unter uns erstreckten sich nun Salzböden. Hier gab es so gut wie keinen Schnee. Monoton zogen Sandhügel mit trockenen Grasbüscheln vorüber. Mittags kam der Flugzeugführer zu uns und sagte:

[137:] „In wenigen Minuten überfliegen wir Stalingrad. Die Flughöhe ist gering, und Sie werden sehen können, was von der Stadt übriggeblieben ist.“

Wir preßten die Gesichter wortlos gegen die Scheiben der Bordfenster. Zunächst tauchten im Schnee verstreute Häuschen auf, und dann sahen wir plötzlich irgendein seltsames Durcheinander: Mauerteile,

halbzerstörte Gebäude, Schuttberge, einsame Schornsteine. Das alles ragte in schwarz-weißem Zickzack aus der Schneewüste empor. Es war noch kein Jahr her, da hier der Kriegsorkan getobt und fast nur Ruinen hinterlassen hatte, doch schon konnte man die ersten Anzeichen von Leben erkennen. Gegen den Schnee hoben sich Menschen als schwarze Punkte ab, hier und da waren bereits neue Gebäude entstanden. Die Stadt erlebte die Wiedergeburt, ihr Puls schlug wieder. Doch da war Stalingrad auch schon vorüber, und erneut zog sich unter uns eine triste, leblose Landschaft hin. Hier und da sah man verrostete Skelette deutscher Panzer und Kraftfahrzeuge. Ich wandte mich vom Bordfenster ab, schlug den Mantelkragen hoch, setzte mich in der vergeblichen Hoffnung, mich aufwärmen zu können, auf die untergeschlagenen Beine und schlummerte ein.

In Baku trafen wir am späten Abend ein. Hier war es warm. Auf dem Flugplatz empfingen uns der diplomatische Vertreter des Volkskommissariats für Auswärtige Angelegenheiten in Aserbaidshan sowie Mitarbeiter der örtlichen Behörden. In die Stadt fuhren wir mit dem alten dunkelblauen Chevrolet des diplomatischen Vertreters. Die schmale Straße schlängelte sich durch einen Wald von Fördertürmen, man spürte in der Luft den Erdölgeruch. Alle wußten, daß die Bakuer angespannt Tag und Nacht arbeiteten, um das Land mit den für den Sieg so dringend benötigten Treibstoffen zu versorgen. Und sie lösten ihre Aufgabe in Ehren. Selbst in den schwersten Tagen des Krieges, als die Hitlerfaschisten bis an die Wolga und die Ausläufer des Kaukasus vorgestoßen waren, deckten sie reibungslos den Bedarf der Front und des Hinterlandes.

Wir wurden im Hotel „Baku“ in einem Zimmer mit allem Komfort untergebracht. Selbst heißes Wasser gab es, was be-[138:]sonders angenehm war. In Moskau wurde in den ersten Kriegsjahren nicht einmal das Gebäude des Volkskommissariats für Auswärtige Angelegenheiten geheizt. Wir arbeiteten in Mänteln und übernachteten im Keller, der bei Luftangriffen zugleich als Schutzraum diente. Dort war es jedoch grimmig kalt, und Rauhreif bedeckte die Wände.

Gespräch mit einem Orientalisten

Wir sollten in Baku übernachten und am frühen Morgen nach Teheran weiterfliegen. Nachdem wir ein warmes Bad genommen, was nach der durchdringenden Kälte im Flugzeug besonders wohl tat, und uns rasiert hatten, gingen wir zum Abendessen in das Restaurant hinunter. Erstaunlicherweise konnte man hier ohne Marken Vorspeisen, Schaschlyk und andere Gerichte nach einer ziemlich reichhaltigen Speisekarte bestellen. Der Empfangschef erklärte uns, daß die Transportschwierigkeiten es nicht gestatteten, die in Transkaukasien produzierten Lebensmittel in andere Landesteile zu bringen. Sie längere Zeit aufzubewahren sei ebenfalls unmöglich – es fehle an Kühlhäusern. Daher sei in den Restaurants ohne Marken alles erhältlich, und auf dem Kolchosmarkt könne man die Lebensmittel relativ billig bekommen. Die Bevölkerung Transkaukasiens habe nicht unter der allgemeinen Lebensmittelknappheit zu leiden. Nach dieser Aufklärung ließen Anatoli Filippowitsch Miller und ich uns das Abendessen gut schmecken.

Das war meine erste Begegnung mit Professor A. F. Miller. Freilich hatte ich von ihm als namhaftem Orientalisten auch schon früher gehört, einige seiner Schriften gelesen. Unterwegs hatten wir fast die ganze Zeit geschwiegen. Jetzt kamen wir ins Gespräch. Anatoli Filippowitsch erzählte, er habe erst am Abend zuvor von seiner Reise und überhaupt von einer Zusammenkunft der Regierungschefs der drei Mächte in Teheran etwas erfahren. Und er wußte nicht recht, welche Rolle ihm dabei zugeordnet worden war.

„Es dürfte nicht ohne das Türkei-Problem abgehen“, mutmaßte Miller. „Der Osten und insbesondere die türkischen [139:] Probleme sind meine Spezialität. In diesem Zusammenhang werde ich vielleicht nützlich sein können.“

Miller fuhr fort:

„Für uns wäre es jetzt vorteilhaft, wenn die Türkei auf seiten der antifaschistischen Koalition in den Krieg eintreten würde. Es ist natürlich schwer zu sagen, inwieweit die türkische Armee auf aktive Kampfhandlungen vorbereitet ist, doch darum geht es nicht einmal. Mir scheint, daß allein schon die Kriegserklärung der Türkei an Deutschland eine Tatsache von nicht geringer politischer und strategi-

scher Bedeutung wäre. Das würde die Positionen der Hitlerfaschisten auf dem Balkan verletzbar machen. Die Alliierten könnten das Territorium der Türkei zur Schaffung von Stützpunkten nutzen, vor allem von Luftstützpunkten, von denen aus die deutschen Positionen in der Ägäis und auf dem Balkan bombardiert werden könnten. Auch wenn das nicht leicht sein dürfte, könnte man dennoch versuchen, die Türkei zum Eintritt in den Krieg zu bewegen.“

„Meinen Sie?“ fragte ich.

Miller schwieg eine Weile, griff nach der noch halbvollen Flasche und goß uns Wein nach. Er nahm einen Schluck und fuhr mit der Zunge über die Oberlippe. Dann antwortete er gemächlich:

„Ich nehme an, daß die Türken sich immer noch nicht ganz sicher sind, ob Hitler der Verlierer sein wird. Sie wollen sich nicht verrechnen. Natürlich, die Geschichte wird anerkennen, daß die Neutralität der Türkei ihre positive Rolle in diesem Krieg gespielt hat. Doch ihre Neutralität hatte verschiedene Nuancen. Als die Hitlerfaschisten im Jahre 1941 und dann im Sommer 1942 tief in unser Land vorstießen und sich sogar dem Kaukasus näherten, ließen es sich die Türken angelegen sein, daß ihre Neutralität für die Deutschen angenehmer war als für uns. Denken Sie doch an den ‚Fall‘ Pawlow und Kornilow.“

Heute dürften sich nur noch wenige an den „Fall“ Pawlow und Kornilow erinnern, doch damals wirbelte er viel Staub auf. Diese Geschichte war für die Position der Türkei recht kennzeichnend.

In den ersten Wochen des hitlerfaschistischen Krieges gegen [140:] die Sowjetunion unterstrich die Türkei in jeder Weise ihre strikte Neutralität. Das kam unter anderem auch im Verhalten der türkischen Behörden zu der sowjetischen Kolonie zum Ausdruck, die im Juli 1941 aus Deutschland über die Türkei in die Heimat zurückkehrte. Man brachte ihr Aufmerksamkeit entgegen.

Festgestellt sei ferner, daß die deutschen Militärflyer, die auf dem Territorium der Türkei notlanden mußten, zu jener Zeit sofort interniert wurden. Die türkische Presse vermittelte ein relativ objektives Bild von der Situation an der sowjetisch-deutschen Front.

Die Türken fürchteten wohl eine deutsche Invasion. Für derartige Befürchtungen gab es gewichtige Gründe. In den ersten Kriegstagen waren Karten und detaillierte Pläne für einen deutschen Überfall auf die Türkei in die Hände sowjetischer Truppen gefallen. Die sowjetische Presse veröffentlichte diese hitlerfaschistischen „Geheimen Kommandosachen“, und der sowjetische Botschafter in Ankara, Winogradow, informierte darüber ausführlich die türkische Regierung.

In jenen Tagen besuchte der türkische Außenminister häufig Winogradow, um „eine Partie Schach zu spielen“. Er ließ sich keine Gelegenheit entgehen, die Entschlossenheit der Türkei zur Wahrung strikter Neutralität und notwendigenfalls sogar zu deren Verteidigung mit der Waffe in der Hand zu unterstreichen. Doch mit dem Vorrücken der deutschen Truppen in die Tiefe des sowjetischen Territoriums begann sich Ankaras Position zu ändern.

Es wurde bekannt, daß in der Türkei internierte deutsche Flieger insgeheim ins „Reich“ zurückkehrten. Die türkische Presse gab in zunehmendem Maße die Goebbelssche Propaganda wieder, räumte den Siegesmeldungen des faschistischen Oberkommandos der Wehrmacht immer mehr Platz ein. Den Höhepunkt der Tendenz zum Anbändeln mit dem hitlerfaschistischen „Reich“ bildete eben der berühmte „Fall“ Pawlow und Kornilow.

Alles begann damit, daß am 24. Februar 1942 auf dem Atatürk-Boulevard in Ankara, in der Nähe der deutschen Botschaft, eine Bombe explodierte. Jeder, der die Nazis auch nur [141:] ein wenig kannte, mußte in dieser Explosion deren plumpe Provokation erkennen. Doch die türkischen Behörden taten so, als würden sie das nicht durchschauen. Mehr noch, sie griffen die von Berlin fabrizierte Version von einem Anschlag „roter Agenten“ auf den deutschen Botschafter in der Türkei, Franz von Papen, auf, verhafteten zwei sowjetische Bürger – Pawlow und Kornilow – und erhoben gegen sie eine absurde Anklage. Der Prozeß dauerte vom 1. April bis 17. Juni 1942. Die türkische und die hitlerfaschistische Presse schlugen um das Ganze einen unglaublichen Lärm. Pawlow und Kornilow verteidigten sich standhaft (zur Beratung und zur Organisation ihrer Verteidigung war der sowjetische

Untersuchungsrichter und Kriminalist Lew Schejnin nach Ankara geschickt worden). Vom ersten Prozeßtag an war klar, daß beide mit der Explosion auf dem Atatürk-Boulevard nicht das geringste zu tun hatten. Doch die türkischen Behörden verurteilten sie zu je 20 Jahren Gefängnis. Dabei war man in Ankara nicht etwa um den Triumph der Gerechtigkeit besorgt, sondern wollte es den Hitlerfaschisten recht tun, die zu jener Zeit Erfolge an der sowjetisch-deutschen Front zu verzeichnen hatten.

Als der deutsche Vormarsch in die Tiefe der Sowjetunion stockte und die sowjetischen Truppen die Hitlerfaschisten nach dem Westen zu treiben begannen, insbesondere aber nach der Zerschlagung der 6. Armee bei Stalingrad, änderten die Politiker in Ankara den Ton. Sie gaben zu verstehen, daß der „Fall“ Pawlow und Kornilow revidiert werden könnte (am 8. August 1944 wurden Pawlow und Kornilow, die in einem Gefängnis in Ankara ihre Strafe verbüßten, auf freien Fuß gesetzt). Die türkische Regierung erklärte, daß sie die sowjetisch-türkischen Beziehungen verbessern möchte. Im Herbst 1943, nach den Sommerniederlagen Deutschlands und nach der Befreiung Kiews, liebäugelten die Türken zunehmend auch mit unseren Verbündeten und gaben ihnen zu verstehen, daß ihre Sympathien auf seiten der Antihitlerkoalition seien.

Der Eintritt der Türkei in den Krieg auf seiten der Alliierten schien real möglich zu sein. Doch Wirklichkeit wurde das erst viel später.

[142:]

Fluggäste einer internationalen Linie

Im Morgengrauen begaben wir uns durch das Dickicht der Fördertürme zum Flugplatz. Der wolkenlose Himmel verhieß einen herrlichen Tag. Am Flughafen erwartete uns eine zweimotorige Maschine der, damals wohl einzigen, sowjetischen internationalen Fluglinie Baku-Teheran.

Die elegante Ausstattung des Flugzeugs, die Paradeuniformen der Besatzung, die Sonnenstrahlen, die durch die Bordfenster drangen – das alles stimmte festlich. Als die Maschine gestartet war, kam zu uns (außer Miller und mir flogen noch vier Militärangehörige mit) in den Fluggastraum ein Besatzungsmitglied und berichtete, wie hoch und mit welcher Geschwindigkeit wir flogen, wie die Außentemperatur war und wann wir in Teheran landen werden. Etwas später kam er wieder und brachte auf einem Tablett sechs Tassen schwarzen Kaffee. Nach dem gestrigen Flug in der eiskalten Maschine mutete das alles wie ein Märchen an.

Zunächst flogen wir die Küste des Kaspisees entlang, dann über die Berge Iranisch-Aserbaidshans: Unter uns lag Täbris, von vereinzelt Lehmhäuschen umgeben. Mittags näherten wir uns bereits Teheran, das aus der Vogelperspektive sehr schmuck aussah. Regelmäßige Vierecke städtischer Häuserblocks, große Grünanlagen, mit Baumreihen gesäumte Prospekte – dieses Bild entsprach einfach nicht meinen Vorstellungen von dieser orientalischen Stadt, die aus der Luft durchaus europäisch aussah. Doch erinnerten die Minarette der Moscheen nachdrücklich daran, in welchem Teil der Welt wir uns befanden. Links von der in einer Niederung gelegenen Stadt sah man ein Bergmassiv. Hier befanden sich der Sommersitz des Schahs und die Villen des einheimischen Adels.

Als ich auf dem Flugplatz von Teheran aus dem Flugzeug stieg, fühlte ich mich in den Hochsommer versetzt. Nach dem verschneiten Moskau boten die Bäume mit ihrem üppigen Laub einen ungewohnten Anblick. Schnell wurden nicht nur der Mantel, sondern auch die Jacke abgelegt und der Kragen aufgeknöpft.

[143:] Vom Flugplatz ging es in einem Militärjeep durch staubige Straßen, die bei weitem nicht so reizvoll aussahen wie aus der Vogelperspektive. Allerdings war das Stadtzentrum moderner. Endlich erreichte der Wagen die sowjetische Botschaft. Einst hatte dieser Gebäudekomplex, wie man mir später erzählte, einem reichen persischen Würdenträger gehört. Aus jener Zeit stammte der große schattige Park mit riesigen Zedern, sich in Teichen spiegelnden malerischen Weiden und mächtigen Platanen sowie Bewässerungsgräben.

Ich lernte Teheran an einem der folgenden Tage kennen, möchte aber sogleich über meine Eindrücke berichten.

Der Morgen einer orientalischen Stadt

An jenem Tag stand ich früher auf, um die Stunden bis zum Beginn der Sitzung für eine Besichtigung der Stadt zu nutzen. Die Sonne war gerade erst über den die iranische Hauptstadt umgebenden Hügeln aufgegangen. Im Park der Botschaft war es unter den Kronen der alten Bäume kühl und dämmrig, doch vor dem Tor, auf der Straße hell und heiß. Am Gehsteig zog sich ein Bewässerungsgraben entlang. Die vom Herbstgold kaum angehauchten Platanen warfen lange Schatten.

In den Straßen traf man nur wenige Passanten. Da ich die Stadt nicht kannte, ging ich aufs Geratewohl los in der Hoffnung, zum Stadtzentrum zu gelangen. Die Straßen wurden immer belebter. Hier sah man bereits wohlhabende Teheraner bei ihrem Morgenspaziergang: elegante Frauen mit dunklen Brillen, die nahezu das halbe Gesicht verdeckten – mir kam der Gedanke, daß eine solche Brille eine Art moderner Gesichtsschleier war. Im übrigen trugen diese Modedamen, zum Unterschied von vielen älteren Perserinnen, die sich in weite schwarze Gewänder hüllten, hautenge, buntgemusterte Kleider. Ihre Begleiter waren nicht minder modisch gekleidete solide Herren mit viel Pomade im glatt zurückgekämmten Haar. Die massiven Ringe an den Fingern der Herren, die Halsketten und Armbänder der Frauen – das alles wurde zur Schau getragen, symbolisierte Wohlergehen und Reichtum, was in dieser Stadt, [144:] wo gleich daneben das Elend anzutreffen war, besonders abstach. Selbst in diesen Vierteln der Reichen sah man häufig zerlumpfte Gestalten, Bettler flehten um Almosen.

Auf dem zentralen Platz angelangt, bog ich in Richtung des Basars ab. Man spürte seine Nähe. An Luxuslimousinen vorbei trotteten magere, schwer beladene Eselchen, mit denen Bauern aus den umliegenden Dörfern Gemüse, Obst und andere Produkte zum Verkauf in die Stadt brachten. Auf dem Gehsteig saßen reihenweise, mit dem Rücken an eine Mauer gelehnt, die Straßenschreiber, die schreibunkundigen Bauern für ein geringes Entgelt Beschwerden und Gesuche verfaßten.

Der Platz, zu dem ich gelangt war, hieß Tupkhaneh. Unweit davon befand sich der Emir-Basar, der größte des Landes: mehrere große Hallen, durch eine Reihe hoher, schmaler Gänge miteinander verbunden. Durch kleine Öffnungen im Deckengewölbe drang spärliches Tageslicht herein. Zu beiden Seiten der Gänge – zahllose kleine Läden.

Der Basar erstreckte sich über ein riesiges Gebiet. Er besaß eigene Moscheen, Badeanstalten, Medresen (islamische Schulen). Hier hatten auch alle möglichen Handwerker ihre Werkstätten. Man wurde schier betäubt durch das Hämmern der Ziseleure, das Pochen der Kupferschmiede, die Rufe der Anpreiser verschiedener Läden und Gaststätten. Es roch nach auf Holzkohle geröstetem Hammelfleisch und frischem Obst.

Der Markt von Teheran war nicht nur der Bauch der iranischen Hauptstadt, sondern auch ein wichtiges Barometer des politischen und ökonomischen Lebens des Landes. Er reagierte empfindlich auf alle Ereignisse. Man pflegte in Teheran zu sagen: „Der Basar hat nichts dagegen ... Der Basar ist aufgeregt ... Der Basar ist dagegen ...“

Warnung aus den Wäldern um Rowno

Man hätte wohl kaum einen anderen Ort finden können, der für Geheimbesprechungen Stalins, Roosevelts und Churchills besser geeignet gewesen wäre als die sowjetische Botschaft in Teheran. Hier konnten sie völlig ungestört arbeiten, und auch [145:] der Lärm der orientalischen Stadt belästigte sie nicht. Das weitläufige Gelände war von einer hohen Mauer umgeben. Im Park verstreut lagen mehrere helle Backsteingebäude, in denen man die sowjetische Delegation untergebracht hatte. Das Hauptgebäude, in dem sich sonst die Botschaftskanzlei befand, war als Residenz des USA-Präsidenten Roosevelt eingerichtet worden.

Maßgebend für die Entscheidung, den amerikanischen Präsidenten während der Konferenz in der sowjetischen Botschaft wohnen zu lassen, waren in letzter Instanz Erwägungen der Sicherheit. Die amerikanische Gesandtschaft in Teheran lag am Stadtrand, während sich die sowjetische und die englische Botschaft unmittelbar nebeneinander befanden. Man brauchte nur die Straße mit hohen Bretterzäunen abzusperren und einen zeitweiligen Durchgang zwischen den beiden Liegenschaften zu schaffen, und schon waren sie zu einem Komplex verschmolzen. Damit war die Sicherheit der

sowjetischen und der britischen Delegierten garantiert, da das ganze Territorium zuverlässig bewacht wurde. Wäre Roosevelt in der Gesandtschaft der USA abgestiegen, so hätten entweder er oder die anderen Teilnehmer des Treffens mehrmals täglich zu den Sitzungen durch die engen Teheraner Straßen fahren müssen, wo sich in der Menge Agenten des „Dritten Reiches“ mühelos hätten verbergen können.

Es lagen Angaben vor, daß der Geheimdienst der Nazis ein Attentat auf die Teilnehmer des Teheraner Treffens plante. Im Jahre 1966 bestätigte der berühmte Otto Skorzeny, den Hitler mit den entscheidendsten Diversionsakten zu betrauen pflegte, auf einer Pressekonferenz in Madrid, daß er den Auftrag hatte, Präsident Roosevelt aus Teheran zu entführen. Diese Operation bereiteten die Nazis unter strengster Geheimhaltung vor.

Hitler trug sich mit der Idee eines Attentats auf die Führer der drei Großmächte der antifaschistischen Koalition von dem Tage an, da sich Präsident Roosevelt und Premier Churchill im Januar 1943 in Casablanca trafen. Die Ausarbeitung dieser Operation, die die Tarnbezeichnung „Weiter Sprung“ erhielt, übertrug Hitler dem Chef der Abwehr, Wilhelm Cana-[146:]ris, und dem Leiter des Reichssicherheitshauptamtes, Ernst Kaltenbrunner.

In Sonderschulen der Abwehr und der SS wurden die Vorbereitungen zum Attentat auf die „großen Drei“ der Geheimhaltung wegen unter der Bezeichnung „Operation ‚Elefant‘“ durchgeführt. Daß auch Teheran als einer der möglichen Orte für die Zusammenkunft der Regierungschefs der drei Großmächte im Gespräch war, wußte der hitlerfaschistische Geheimdienst, der den amerikanischen Marinecode entschlüsselt hatte, seit Mitte September 1943.

Etwas früher hatte man sich in Berlin aus einem anderen Anlaß an einen gewissen Roman Gamota erinnert, der in der Spionagearbeit im Iran Erfahrungen besaß. Er sollte, so wurde beschlossen, in dieses Land zurückkehren, um Diversionen zu organisieren und die Lage an Ort und Stelle zu studieren. In einem persönlichen Brief an Hitler vom 22. Mai 1943 teilte Himmler mit: Obwohl die Feinde einen hohen Kopfpfeis für Gamota ausgesetzt hätten und sein Leben wiederholt in Gefahr gewesen sei, beabsichtige er, von Malaria geheilt, nach Nordiran zurückzukehren. Im August 1943 wurde Gamota mit einem Fallschirm in der Nähe von Teheran abgesetzt. Er fand Unterschlupf bei nazifreundlichen Elementen und stellte eine zweiseitige Funkverbindung mit Berlin her. Später schlossen sich Gamota Abteilungen von SS-Diversanten an, darunter auch die Gestapoagenten Winfried Oberg und Ulrich von Orthel. Diese Abteilungen hatten deutsche Flugzeuge, die von der damals durch die Hitlerfaschisten okkupierten Krim aus gestartet waren, mit Fallschirmen abgesetzt. Gamota und seine Gruppe wurden durch den Agenten des englischen Geheimdienstes in Teheran, den Schweizer Ernst Merser, ausgemacht. Schon vor dem Krieg war Merser von dem britischen Aufklärer und späteren bekannten Schriftsteller Somerset Maugham dem britischen Geheimdienst „empfohlen“ worden. Später ließ sich Merser mit Wissen seiner Londoner Herren von der deutschen Abwehr anwerben. Admiral Canaris prüfte seinen neuen Agenten lange, kam aber nicht dahinter, daß dieser ein „Diener zweier Herren“ war. Ende 1940 ließ sich Merser im Auftrage der Abwehr als Vertreter einer Reihe westeuropäischer Han-[147:]delsfirmen in Teheran nieder. Als die Deutschen im Sommer 1941 den Iran verlassen mußten, wurde Merser zum Hauptagenten und Verbindungsmann des hitlerfaschistischen Geheimdienstes in Teheran. Über einen Sender im Hause Mersers unterhielt Berlin – neben der illegalen Funkverbindung mit den im Iran eingeschleusten Diversanten – den Kontakt mit seinem Agentennetz, unter anderem auch in Fragen, die mit der Vorbereitung des Attentats auf die Führer der drei Großmächte der Antihitlerkoalition verbunden waren. Natürlich setzte Merser von alldem seine Hauptherren – die Engländer – in Kenntnis.

Zu jener Zeit wußte in Teheran kaum jemand, daß wichtige Angaben über den Diversionsakt, der gegen die Führer der drei Mächte geplant war, aus den fernen Wäldern um Rowno gekommen waren, wo im Hinterland des Feindes eine Sondergruppe unter dem Befehl der erfahrenen sowjetischen Tschekisten Dmitri Medwedjew und Alexander Lukin im Einsatz stand. Dieser Gruppe gehörte auch der legendäre Kundschafter Nikolai Kusnezow an, dem in der von den Nazis besetzten Stadt Rowno und deren Umgebung so manche tollkühne Operation geglückt war.

Kusnezow, der fließend deutsch sprach, spielte vorzüglich die Rolle eines Oberleutnants der faschistischen Wehrmacht namens Paul Sibbert. Lange Zeit hegten die Nazis nicht den geringsten Verdacht, daß der stattliche, forsch Frontoffizier ein sowjetischer Kundschafter sein könnte. Schließlich kamen die Faschisten Kusnezow doch auf die Spur; er fiel mit zwei seiner Genossen am 1. April 1944.

Alexander Lukin berichtet in seinen Erinnerungen, wie Nikolai Kusnezow es verstand, das Vertrauen des nach Rowno gekommenen SS-Sturmbannführers Orthel zu gewinnen und ihm ein wichtiges Geheimnis zu entlocken. Das Ganze begann damit, daß Orthel „Siebert“ den Vorschlag machte, in den Dienst der SS zu treten, wo er leichter Karriere machen könnte. Als „Siebert“ und Orthel sich wieder einmal im Rownoer Offizierskasino trafen, kam Orthel auf sein Angebot zurück und versprach, „Siebert“ demnächst Otto Skorzeny vorzustellen, mit dem gemeinsam er, Orthel, bald einen wichtigen Auftrag [148:] auszuführen hätte. Es kostete Kusnezow keine große Mühe zu erfahren, um was es sich handelte. Kognak löste Orthel die Zunge, und er plauderte alles aus.

„Bald geht es nach Persien, mein Freund“, flüsterte er vertraulich. Ende November kommen dort die ‚großen Drei‘ zusammen. Wir wiederholen den ‚Abruzzensprung‘. Nur wird es diesmal der ‚Weite Sprung‘ sein! Wir erledigen die ‚großen Drei‘ und geben damit dem Krieg eine andere Wendung. Wir wollen versuchen, Roosevelt zu entführen, damit sich der Führer leichter mit Amerika verständigen kann ... Wir fliegen in mehreren Gruppen. Die Leute werden bereits in einer Sonderschule in Kopenhagen ausgebildet.“

Mit dem „Abruzzensprung“ meinte Orthel die Operation, die Otto Skorzeny auf Weisung Hitlers durchgeführt hatte, um Mussolini zu befreien. Im Juli 1943 war in Italien das faschistische Regime zusammengebrochen; Mussolini wurde verhaftet und unter verstärkter Bewachung schließlich in das Hochgebirgshotel „Campo Imperatore“ in den Abruzzen gebracht. Der neue italienische Ministerpräsident, Marschall Pietro Badoglio, erklärte sich bereit, mit den Alliierten über das Ausscheiden Italiens aus dem Krieg zu verhandeln. Daraufhin beschloß Hitler, Mussolini, koste es, was es wolle, zu befreien, um mit dessen Hilfe die Italiener zur Fortsetzung des Widerstandes – und sei es nur im Norden des Landes – zu zwingen. Das Hotel „Campo Imperatore“ war aber auf dem Landweg faktisch nur mit einer Seilbahn zu erreichen, zu der die Zugänge scharf bewacht wurden. Deshalb entschied sich der hitlerfaschistische Geheimdienst, Mussolini aus der Luft zu befreien.

Mit der Ausführung der Aktion betraute Hitler den SS-Hauptsturmführer Otto Skorzeny. Dieser hatte schon so man die Diversion und blutige Operation hinter sich: die Teilnahme an der Ermordung des Österreichischen Kanzlers Dollfuß im Jahre 1934, die Festnahme des Präsidenten Miklas und des Kanzlers Schuschnigg bei der Annexion Österreichs 1938, bestialische Verbrechen gegen friedliche Einwohner Jugoslawiens und der Sowjetunion.

Skorzeny genoß das Wohlwollen Hitlers und machte schnell Karriere. Im Jahre 1943 war er bereits der geheime Chef der [149:] SS-Terroristen und -Diversanten im Amt VI des Reichssicherheitshauptamtes. Besonderes Vertrauen brachte ihm dessen Chef Kaltenbrunner entgegen.

Als Hitler Skorzeny mit der Ausführung der Operation „Eiche“, der Befreiung Mussolinis, betraute, traf er die richtige Wahl. Trotz aller situationsbedingten Schwierigkeiten erreichte Skorzeny sein Ziel. Mit einer Gruppe von erfahrenen Diversanten landete er mit Segelflugzeugen besonderer Konstruktion am 12. September 1943 überraschend in der Nähe des Hotels „Campo Imperatore“, entwaffnete die Wache, befreite den „Duce“ und brachte ihn mit einem Fieseler-Storch* nach Deutschland. Die Goebbelsche Propaganda holte aus dem „Abruzzensprung“ alles nur Mögliche heraus. Um die Person Skorzenys wurde ein unglaublicher Rummel entfacht. Man umgab ihn mit einer Legende, hob ihn als Idol der „germanischen Rasse“ in den Himmel.

Kein Wunder also, daß die Wahl – als der Plan für den Diversionsakt gegen die Teilnehmer der Teheraner Konferenz unter der Tarnbezeichnung „Weiter Sprung“ ausgearbeitet wurde – wiederum auf Skorzeny fiel. Doch diesmal ließ das Glück den Günstling Hitlers im Stich.

* Ein kolbenmotorgetriebenes STOL-Flugzeug. STOL = Short Take-Off and Landing – Kurzstart und -landung. *KWF*

Kaum hatte Kusnezow durch Orthel erfahren, was da für ein Diversionsakt in Vorbereitung war, begab er sich in Medwedjews Abteilung. Dort wurde ein Funkspruch aufgesetzt und zusammen mit der von Kusnezow abgefaßten Personenbeschreibung Orthels sofort nach Moskau durchgegeben. Dieser Funkspruch bestätigte ähnliche Berichte, die die sowjetische Aufklärung aus anderen Quellen erhalten hatte. Unverzüglich wurden alle Maßnahmen getroffen, um die nazistischen Attentäter unschädlich zu machen. Dennoch galt es, größte Wachsamkeit und Vorsicht walten zu lassen, um die Teilnehmer des Teheraner Treffens zu schützen, da die Faschisten auch andere Attentatsvarianten vorgesehen haben konnten.

Zu jener Zeit wimmelte es in der iranischen Hauptstadt von Flüchtlingen aus dem kriegsverheerten Europa. Es waren vor allem vermögende Menschen, die sich den Unbequemlichkeiten, Einschränkungen und vor allem den Gefahren entziehen wollten. Sie hatten es verstanden, einen beträchtlichen Teil [150:] ihrer Kapitalien nach Teheran zu überweisen, und lebten hier ohne Sorgen. Man konnte sie am Steuer von Luxuswagen; aber auch in teuren Restaurants und Läden sehen.

Während die Menschen in den meisten am Krieg teilnehmenden Staaten, ganz zu schweigen von denen auf den von den Hitlerfaschisten okkupierten Territorien, alle möglichen Entbehrungen ertragen mußten, konnte man in den nicht Krieg führenden Ländern – sofern man die entsprechenden Mittel besaß – faktisch alles haben, was das Herz begehrte. Der Teheraner Markt verblüffte in jenen mageren Jahren durch sein reichhaltiges Angebot. Die Waren wurden auf unergründlichen Wegen aus aller Welt herangeschafft. Die Händler forderten beispiellos hohe Preise. Der Krieg hatte den Iran zwar nicht unmittelbar erfaßt, jedoch zu schwerster Inflation geführt: Ein Sack Mehl kostete damals mehr, als ein Iraner durchschnittlich im Jahr verdiente. Aber in Teheran gab es zu dieser Zeit nicht wenige Menschen, die mit Geld nur so um sich warfen und sich alles leisten konnten.

Unter den Flüchtlingen befanden sich zahlreiche Naziagenten. Begünstigt wurde ihre Tätigkeit nicht nur durch die besonderen Bedingungen des Landes, sondern auch durch den Schutz, den der alte, mit Hitler offen sympathisierende Schah Reza Pahlawi den Deutschen in den Vorkriegsjahren hatte angedeihen lassen. Die Regierung Schah Reza Pahlawis hatte für deutsche Kaufleute und Unternehmer denkbar gute Bedingungen geschaffen, was der Geheimdienst der Nazis weidlich ausnutzte, um seine Leute einzuschleusen. Als nach Kriegsbeginn die Flüchtlingswelle in dieses Land flutete, half das der Gestapo, ihr Agentennetz im Iran, der später als Umschlagplatz für die britisch-amerikanischen Lieferungen nach der Sowjetunion eine wichtige Rolle spielte, weiter auszubauen. Es ist kein Zufall, daß der hochbetagte Schah Reza Pahlawi erst dem Thron entsagen und nach Südafrika gehen mußte, ehe sich die Voraussetzungen für die Wiederaufnahme freundschaftlicher Beziehungen zwischen dem Iran und den Staaten der Antihitlerkoalition ergaben.

Aber Hitlers Agenten setzten ihre Umtriebe im Iran fort, und das machte die Gefahr von Provokationen jeder Art [151:] durchaus real. Die Nazis hatten rechtzeitig dafür gesorgt, daß ihr Agentennetz im Iran intakt blieb. Neben dem bereits erwähnten Roman Gamota waren es mit allen Wassern gewaschene Abwehroffiziere, die dieses Netz leiteten. Einer von ihnen, Schulze-Holthus, bekleidete den Posten eines deutschen Generalkonsuls in Täbris. Als die iranische Regierung die Vertreter Nazideutschlands auszuweisen beschloß, ging Schulze-Holthus nicht mit den anderen deutschen Diplomaten nach Berlin zurück, sondern tauchte unter und lebte mehrere Jahre illegal im Iran. Er ließ sich einen Bart wachsen, färbte ihn mit Henna [pflanzlicher Farbstoff], verkleidete sich als Mulla und zog im Land umher, um unter den einheimischen Reaktionären Agenten zu werben. Im Sommer 1943 ließ er sich bei Isfahan unter den Kaschgai-Stämmen nieder, und nun wurde zu seiner Unterstützung eine Gruppe von Fallschirmspringern mit einem Sender abgesetzt, so daß er in Funkverbindung mit Berlin treten konnte. Die Fallschirmspringer waren Leute aus Otto Skorzenys Sonderschule. Sie hatten Waffen, Sprengstoff und Goldbarren zur Besoldung iranischer Agenten mitgebracht.

Schulze-Holthus stand auch in Kontakt mit einem Geheimbeauftragten Himmlers, der bei Teheran tätig war, einem gewissen Mayr vom Sicherheitsdienst. Mayr war zur gleichen Zeit wie Schulze-Holthus untergetaucht. Drei Monate verbarg er sich auf dem armenischen Friedhof in Teheran, wo er, als iranischer Tagelöhner verkleidet, die Arbeit eines Totengräbers verrichtete. Später baute Mayr

ein ganzes Spionagenetz auf, putschte iranische Nomadenstämme zu Aufständen gegen die Zentralregierung auf und organisierte Diversions- und Sabotageakte. Er stand in Funkverbindung mit Berlin, und kurz vor der Teheraner Konferenz wurden zu seiner Unterstützung in der Nähe der iranischen Hauptstadt sechs Diversanten mit Fallschirmen abgesetzt.

Alle diese jetzt bekannt gewordenen Tatsachen zeigen, daß Teheran eines der Zentren des Spionagenetzes der faschistischen „Achsenmächte“ im Mittleren Osten gewesen ist. Als die Sprache darauf kam, daß zur Gewährleistung der Sicherheit der „großen Drei“ wirksame Maßnahmen erforderlich seien, erklärte Michael Reilly, der Beauftragte des amerikanischen [152:] Geheimdienstes, er teile die Befürchtungen der sowjetischen Aufklärung. Auch .er stellte fest, daß es unter den Tausenden von Flüchtlingen, die aus Europa nach Teheran geströmt waren, trotz aller Vorbeugungs- und Vorichtsmaßnahmen noch viele Naziagenten geben könne.

In der sowjetischen Botschaft

Anfangs lehnte Roosevelt es ab, in der sowjetischen Botschaft abzustiegen: Er werde sich unabhängiger fühlen, ohne irgendwessen Gast zu sein. Außerdem habe er die zuvor ergangene Einladung der Engländer abgelehnt, und wenn er jetzt die der Russen annähme, könnten jene beleidigt sein. Schließlich gab er aber aus Gründen der Zweckmäßigkeit und vor allem der Sicherheit aller Teilnehmer des Treffens sein Einverständnis. Das letztere betonten die Amerikaner besonders. Sie beriefen sich namentlich auf den USA-Botschafter in Moskau, Averell Harriman, der den Präsidenten darauf aufmerksam gemacht hatte, daß er, Roosevelt, sofern den britischen oder den sowjetischen Vertretern auf dem Wege zur amerikanischen Gesandtschaft etwas zustoßen sollte, sich selbst den Vorwurf nicht ersparen könne, den Vorschlag der Russen abgelehnt zu haben.

Der Präsident der USA schien es später nicht bedauert zu haben, daß er die Einladung, in der sowjetischen Botschaft zu wohnen, angenommen hatte. Roosevelt – an beiden Beinen gelähmt – empfand es als eine große Bequemlichkeit, daß er aus seinen Zimmern durch eine Tür in den großen Saal gelangen konnte, in dem die Vollsitzungen der Konferenz stattfanden.

Nach Washington zurückgekehrt, stellte Präsident Roosevelt am 17. Dezember 1943 auf einer Pressekonzferenz in einer besonderen Erklärung fest, er sei in Teheran in der sowjetischen Botschaft und nicht in der amerikanischen Gesandtschaft abgestiegen, um die Fahrten durch die Stadt zu vermeiden, denn Stalin sei eine deutsche Verschwörung bekannt geworden. Marschall Stalin, so fügte Roosevelt hinzu, habe mitgeteilt, daß [153:] ein Attentat auf die Teilnehmer der Konferenz versucht werden könne. Er habe ihn deshalb gebeten, in der sowjetischen Botschaft abzustiegen. Der Präsident erklärte ferner, daß sich rings um Teheran möglicherweise an die hundert deutsche Spione befunden hätten. Für die Deutschen wäre es recht verlockend gewesen, fügte Roosevelt hinzu, Marschall Stalin, Churchill und ihn während der Fahrt durch die Straßen Teherans zu ermorden, denn die sowjetische Botschaft und die amerikanische Gesandtschaft lägen etwa anderthalb Kilometer auseinander.

Von sowjetischer Seite war alles getan worden, um dem amerikanischen Präsidenten den Aufenthalt in der sowjetischen Botschaft bequem und angenehm zu machen. Über die für Roosevelt bereitgestellte Zimmerflucht konnten die Amerikaner nach eigenem Ermessen verfügen. Für die Verpflegung des Präsidenten sorgten wie gewöhnlich seine eigenen Köche und Diener.

Die übrigen Mitglieder der amerikanischen Delegation wie auch das technische Personal wohnten in der Gesandtschaft der USA, von wo sie jeden Tag zu den Sitzungen kamen.

Die sowjetische Delegation, die aus J. W. Stalin, W. M. Molotow und K. J. Woroschilow bestand, war unweit des Hauptgebäudes in einer kleinen Villa, der Wohnung des sowjetischen Botschafters im Iran, untergebracht.

Dem technischen Personal der sowjetischen Delegation war ein langgestreckter Flachbau zugewiesen, in dem sich der Harem des vorigen Besitzers, eines persischen Würdenträgers, befunden hatte. Das Haus, vor dem sich ein quadratisches Bassin befand, umgab eine Terrasse mit maurischen Säulen. Jedes der zahlreichen Zimmer hatte zwei Türen, von denen eine auf die Terrasse und die andere auf einen langen Korridor führte.

Doch die Einzelheiten, die die Geschichte dieses Gebäudekomplexes betrafen, erfuhr ich erst später. Als Miller und ich vom Flugplatz in diesen ehemaligen Harem gebracht wurden, sah es dort alles andere als romantisch aus: Stöße von Mappen und Dossiers, über die Tische verstreute Büromaterialien, ohne eine bestimmte Ordnung in den Zimmern aufgestellte Klappbetten, auf denen graue Armeedecken lagen.

[154:] Gleich bei meiner Ankunft war mir gesagt worden, daß 14 Uhr eine Besprechung Stalins mit Roosevelt beginnen würde, bei der ich übersetzen müßte. Schnell konnte ich noch in der bescheidenen Speisehalle, die für das technische Personal eingerichtet worden war, zu Mittag essen.

Zehn Minuten später griff ich nach meinem Notizblock und lief zum Hauptgebäude.

Stalin kommt mit Roosevelt zusammen

Begegnung mit Stalin

Ich hatte schon wiederholt für J. W. Stalin gedolmetscht. In Moskau war ich bei vielen Begegnungen anwesend, die er mit Churchill, mit dem Außenminister der USA, Cordell Hull, mit Anthony Eden, dem damaligen britischen Außenminister, sowie mit Averell Harriman, dem Sonderbeauftragten des Präsidenten und späteren Botschafter der USA in Moskau, hatte.

Doch jedesmal, wenn mir eine Begegnung mit Stalin bevorstand, war ich aufgeregt. Wie ich feststellen konnte, fühlten sich selbst diejenigen, die jahrelang mit ihm zusammengearbeitet hatten, in seiner Gegenwart befangen. Bei uns jungen Leuten gab es dazu noch mehr Grund. Hatte man uns doch von klein auf beigebracht, ihn als den weisen und großen Führer zu betrachten, der alles voraussah und wußte, der über alles erhaben war. In unserer jugendlichen Phantasie stellten wir ihn uns als einen großen, stattlichen Mann vor. Natürlich hat sich mir für immer der Tag eingeprägt, an dem ich Stalin zum erstenmal sah.

Es war im September 1941, bei einem Essen, das zu später Stunde im Kreml gegeben wurde aus Anlaß der Ankunft der von Lord William Beaverbrook und Averell Harriman geleiteten britischen und amerikanischen Delegation, die über die Lieferung von Kriegsmaterial an die Sowjetunion verhandeln sollten. Alle, die zu den Beratungen mit diesen ersten Missionen der westlichen Alliierten in unmittelbarer Verbindung standen, hatten sich 19 Uhr 30 im Jekaterina-Saal des Kreml versammelt.

Anfangs ging es im Saal recht lebhaft zu. Alle unterhielten sich in kleineren Gruppen. Doch je mehr sich der Uhrzeiger der Acht näherte – auf 20 Uhr war das Essen angesetzt – desto [156:] häufiger blickten die Anwesenden zu der hohen geschnitzten und vergoldeten Tür, aus der Stalin treten mußte. Die Gespräche wurden immer leiser, und in den letzten Minuten herrschte Stille im Saal. Endlich öffnete sich die Tür. Alle drehten sich um, aber er war es nicht. Es traten zwei Militärangehörige von der Regierungswache ein. Der eine stellte sich neben die Tür, der andere durchquerte langsam den Saal und blieb in der entgegengesetzten Ecke stehen. Alle Blicke richteten sich von neuem auf die Tür. Niemand unterbrach das Schweigen. Da ging die Tür wieder auf, und es erschien Stalin.

Stalins Anblick gab mir innerlich gleichsam einen Stoß. Er war ganz anders, als ich ihn mir vorgestellt hatte, nicht einmal mittelgroß, stark abgemagert, mit erdfarbenem, abgespanntem, blatternarbigem Gesicht. Damals hatte er weder die glänzende Marschallsuniform noch die goldenen Schulterstücke noch die Sterne eines Helden der Sowjetunion. Sein Rock, von militärischem Zuschnitt, saß schlecht. Es fiel auf, daß einer seiner Arme kürzer war als der andere, die Hand des kürzeren Armes verschwand fast im Ärmel.

Das waren die schwersten Tage des Krieges. Die hitlerfaschistischen Truppen stießen unaufhaltsam ins Innere unseres Landes vor, näherten sich Moskau und Leningrad und hatten Kiew eingenommen. Unseren aufopfernd kämpfenden Truppen, die immer weiter zurückweichen mußten, fehlte es mitunter sogar an veralteten Gewehren und an Munition. Stalin trug unverkennbar schwer an der Last seiner großen Verantwortung und der Mißerfolge.

Langsam ging er die Reihe der Gäste entlang und gab jedem zur Begrüßung die Hand. Am Ende angekommen, machte Stalin, der in seinen weichen kaukasischen Stiefeln lautlos über den dicken Teppich schritt, kehrt, blieb unweit von mir stehen und wandte sich an einen Militärangehörigen aus der Abteilung für internationale Verbindungen. Er sprach sehr leise, langsam, mit georgischem Akzent. Ich blickte ihn von der Seite an und versuchte, der mich übermannenden Gefühle Herr zu werden: Das ist er also – Stalin –, ein äußerlich ganz gewöhnlicher, ja unscheinbarer Mensch ...

Nun, vor der Begegnung Stalins mit Roosevelt, war ich be-[157:]müht, mich höchstmöglich zu konzentrieren. Stalin zu übersetzen erforderte die Anspannung aller Kräfte. Er sprach leise, mit Akzent, und an eine Rückfrage war gar nicht zu denken. Ich mußte meine ganze Aufmerksamkeit aufbieten, um seine Äußerungen im Fluge zu erfassen und sie sofort in englischer Sprache zu wiederholen.

Zudem mußte alles, was bei den Besprechungen gesagt wurde, protokolliert werden. Mein Glück war, daß Stalin in gemessenem Ton sprach und nach jedem Satz eine Pause für die Übersetzung machte.

Zu den Pflichten des Übersetzers gehörte auch die Abfassung des offiziellen Protokolls. Wenn dieses der Stenotypistin diktiert war, mußte er den Text eines kurzen Telegramms entwerfen, der von Stalin persönlich geprüft wurde. Fanden die Verhandlungen in Moskau statt, so wurde dieses Telegramm chiffriert an die sowjetischen Botschafter in London und Washington geschickt. In unserem Fall aber ging ein solches Informationstelegramm außerdem nach Moskau an die dort verbliebenen Mitglieder des Politbüros.

Heute sind in vielen Ländern große Erfahrungen im Simultandolmetschen gesammelt worden. Hochqualifizierte Kader werden bei den Tagungen der UNO-Vollversammlung sowie den verschiedenen internationalen Beratungen und Treffen in großer Zahl eingesetzt. Doch zu jener Zeit gab es keine Spezialisten auf diesem Gebiet, zumindest nicht in unserem Land. Im Volkskommissariat für Auswärtige Angelegenheiten wurden nur wenige Mitarbeiter bei Treffen auf höchster Ebene als Übersetzer herangezogen. W. N. Pawlow und ich mußten uns neben unserer Hauptarbeit im Volkskommissariat als Übersetzer betätigen. Allerdings war das insofern von Vorteil, als wir in den erörterten politischen Fragen gewöhnlich auf dem laufenden waren. Doch dafür blieb uns wenig Zeit für die sprachliche Qualifizierung. Indessen erfordert das Dolmetschen bei diplomatischen Verhandlungen besondere berufliche Fertigkeiten, Geistesgegenwart und große Konzentrationsfähigkeit. Es ist notwendig, die sprachlichen Kenntnisse ständig zu vervollkommen, den Wortschatz ununterbrochen zu erweitern. Erforderlich ist ferner die sichere Kenntnis der Kurzschrift; man muß den Text nach dem Gespräch rasch ent-[158:]schlüsseln und für den Kurzbericht das Wichtigste bestimmen können.

Eine besondere Ausbildung für diese Arbeit besaß ich nicht, und so war ich bemüht, mich in der Praxis zu qualifizieren. Beeindruckt haben mich stets die Beharrlichkeit und Ausdauer W. N. Pawlows. Er war damals der Referent für das gesamte Gebiet der britisch-sowjetischen Beziehungen. Die laufende Arbeit war naturgemäß sehr umfangreich. Wir arbeiteten gewöhnlich 14 bis 16 Stunden täglich. Dennoch nutzte Pawlow jede freie Minute, um seine Sprachkenntnisse zu vervollkommen.

Dialog zweier Staatsmänner

Dem Gespräch, von dem hier die Rede sein wird, wohnte außer Stalin, Roosevelt und mir, dem Übersetzer, niemand bei. Der Präsident hatte bereits zuvor angekündigt, daß er allein erscheinen werde, ohne Charles Bohlen, der gewöhnlich als Dolmetscher der amerikanischen Delegation fungierte. Offenbar wollte Roosevelt die Atmosphäre der Unterredung möglichst vertraulich gestalten. Ich hatte das ganze Gespräch allein zu dolmetschen.

Als ich das Zimmer neben dem Saal für die Vollsitzungen betrat, war Stalin bereits dort. Er trug seine Marschallsuniform. Ich grüßte ihn, trat an das niedrige Tischchen, an dem ein Diwan und ein Sessel standen, und legte meinen Notizblock und Bleistift darauf. Stalin ging langsam durchs Zimmer, zog eine Zigarette aus einer schwarzgrünen Schachtel und begann zu rauchen. Schließlich sah er mich prüfend an und fragte:

„Sind Sie auch nicht müde von der Reise? Sind Sie zum Dolmetschen bereit? Es wird eine wichtige Unterredung sein.“

„Ich bin bereit, Genosse Stalin. Ich habe mich in Baku ausgeruht und fühle mich normal.“

Nun trat er an den Tisch, legte die Zigarettenschachtel darauf und zündete seine inzwischen ausgegangene Zigarette wieder an. Das Streichholz löschte er bedächtig, deutete damit auf den Diwan und sagte:

[159:] „Hier, am Rand, werde ich sitzen. Roosevelt wird im Rollstuhl hereingefahren werden. Sein Platz wird links von Ihrem Sessel sein.“

„Verstanden“, antwortete ich.

Stalin schritt, in Gedanken versunken, wieder im Zimmer auf und ab. Nach ein paar Minuten öffnete sich die Tür und ein Diener schob den Rollstuhl herein, in dem, schwer auf die Armlehnen gestützt, der lächelnde Roosevelt saß.

„Hallo, Marschall Stalin“, sagte er lebhaft und streckte Stalin die Hand entgegen. „Ich habe mich wohl ein wenig verspätet, entschuldigen Sie bitte.“

„Nein, Sie sind pünktlich“, entgegnete Stalin. „Ich bin etwas früher gekommen. Das ist meine Pflicht als Gastgeber. Sie sind doch unser Gast, sozusagen auf sowjetischem Territorium.“

„Ich protestiere“, erwiderte Roosevelt lachend, „wir haben doch ausgemacht, daß wir uns auf neutralem Boden treffen. Außerdem ist hier meine Residenz. Sie sind mein Gast.“

„Wir wollen uns darüber nicht streiten. Sagen Sie lieber, wie Sie sich hier eingerichtet haben, Herr Präsident. Vermissen Sie etwas?“

„Nein, danke, es ist alles in Ordnung. Ich fühle mich wie zu Hause.“

„Also gefällt es Ihnen hier?“

„Ich danke Ihnen sehr, daß Sie mir dieses Haus zur Verfügung gestellt haben.“

„Ich darf Sie etwas näher an den Tisch bitten“, sagte Stalin im Gastgeber-ton.

Vor diesem Treffen der beiden Delegationschefs hatte ich mir große Sorgen darüber gemacht, ob ich mit meiner Aufgabe fertig würde. Würde ich imstande sein, alles, was Roosevelt sagte, sofort zu erfassen und seinem Gesprächspartner in russisch zu übermitteln? Hatten doch viele Amerikaner eine sehr eigenartige Aussprache, und manche von ihnen verwandten in starkem Maße bildhafte und sogar Slang-Ausdrücke, so daß man nicht sogleich hinter den Sinn des Gesagten kam. Doch es ging alles gut. Roosevelt sprach exakt, deutlich, wenn er auch die Wörter etwas dehnte, in kurzen Sätzen, mit häufigen Pausen. Offenbar hatte er nicht geringe Erfahrungen in gedolmetschten Unterredungen ...

Der philippinische Diener schob den Rollstuhl an die angegebene Stelle, wendete, zog die Radbremse an und verließ das Zimmer. Stalin bot Roosevelt eine Zigarette an, doch dieser dankte, zog sein Etui aus der Tasche, schob mit seinen langen schmalen Fingern eine Zigarette in seine elegante Zigarettenspitze und begann zu rauchen.

„Ich bin eben meine Marke gewöhnt“, sagte Roosevelt mit einem entwaffnenden Lächeln und zuckte, als wollte er sich entschuldigen, mit den Achseln. „Und wo ist Ihre berühmte Pfeife, Marschall Stalin, jene Pfeife, mit der Sie, wie es heißt, alle Feinde ausräuchern?“

Stalin lächelte verschmitzt und kniff die Augen zusammen.

„Ich dürfte sie fast alle ausgeräuchert haben. Aber nun im Ernst, die Ärzte haben mir geraten, weniger Pfeife zu rauchen. Aber ich habe sie hier und werde sie, um Ihnen ein Vergnügen zu bereiten, das nächste Mal mitbringen.“

„Auf die Ärzte muß man hören“, sagte Roosevelt ernst. „Ich muß das auch tun.“

„Haben Sie Vorschläge für die Tagesordnung des heutigen Gesprächs?“ fragte Stalin, der nun sachlich wurde.

„Ich meine, daß wir den Kreis der zu erörternden Fragen jetzt noch nicht genau umreißen sollten. Wir könnten uns einfach auf einen allgemeinen Meinungsaustausch über die gegenwärtige Lage und die Aussichten beschränken. Für mich wäre es ferner von Interesse, durch Sie über die Lage an Ihrer Front informiert zu werden.“

„Ich bin bereit, Ihren Vorschlag anzunehmen“, sagte Stalin und steckte sich eine Zigarette an. Dann fuhr er, sich Zeit lassend, fort: „Was die Lage an der Front betrifft, so dürfte wohl das wichtigste sein, daß unsere Truppen in letzter Zeit Shitomir, einen wichtigen Eisenbahnknotenpunkt, aufgegeben haben.“

„Und wie ist das Wetter an der Front?“ erkundigte sich Roosevelt.

„Nur in der Ukraine ist es günstig, an den übrigen Frontabschnitten ist Schlamm, der Boden ist noch nicht gefroren.“

[161:] „Ich würde gern dreißig bis vierzig Divisionen von der sowjetischen Front ablenken“, sagte Roosevelt mitfühlend.

„Wenn das gelänge, wäre es gut.“

„Das ist eine Frage, zu der ich mich in den nächsten Tagen hier, in Teheran, äußern möchte. Die Schwierigkeit besteht darin, daß die Amerikaner vor der Aufgabe stehen, Truppen in einer Stärke von zwei Millionen Mann zu versorgen, die dreitausend Meilen vom amerikanischen Kontinent entfernt sind.“

„Dazu braucht man Transportraum, und ich habe für Ihre Schwierigkeiten volles Verständnis.“

„Wir werden, so glaube ich, dieses Problem lösen, da sich der Schiffbau in den Vereinigten Staaten in befriedigendem Tempo entwickelt.“

Auf die jüngsten Unruhen im Libanon eingehend, fragte Stalin, ob Roosevelt deren Ursachen kenne und wisse, wer schuld daran sei. Roosevelt antwortete nicht sogleich. Er nahm den Kneifer ab, putzte die Gläser mit einem weißen Tuch, das er aus der Brusttasche gezogen hatte, und setzte ihn wieder auf. Schließlich antwortete er in einem Ton, als äußere er laut seine Gedanken:

„Ich glaube, daß das französische Nationalkomitee schuld hat. Die Engländer und die Franzosen haben dem Libanon die Unabhängigkeit garantiert, und die Libanesen bekamen ihren Präsidenten und ihre Verfassung. Dann wollten sie ihre Verfassung ein wenig ändern. Doch die Franzosen wollten davon nichts wissen und verhafteten den Präsidenten und das Ministerkabinett. Jetzt ist im Libanon alles in Ordnung, es herrscht Ruhe.“

Im Verlaufe des Gesprächs berührten Stalin und Roosevelt viele Fragen und Probleme. Roosevelt entwickelte unter anderem in groben Zügen den Gedanken von der Zusammenarbeit zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion nach dem Krieg. Stalin begrüßte diese Idee und bemerkte, daß die Sowjetunion nach Kriegsende ein großer Absatzmarkt für die Vereinigten Staaten sein werde. Roosevelt zeigte für diese Erklärung Interesse und betonte, der Rohstoffbedarf der Amerikaner werde nach dem Krieg groß sein und er glaube daher [162:] an enge Handelsbeziehungen zwischen beiden Ländern. Wenn die Amerikaner der Sowjetunion Ausrüstungen lieferten, bemerkte Stalin, dann werde sie ihnen Rohstoffe liefern können.

Dann kam das Gespräch auf die Zukunft Frankreichs. Roosevelt erklärte, de Gaulle gefalle ihm nicht, General Giraud hingegen halte er für einen äußerst sympathischen Menschen und einen tüchtigen General. Auch teilte er mit, daß die Amerikaner elf französische Divisionen ausrüsteten, und streifte in diesem Zusammenhang die Lage in Frankreich und die Stimmungen verschiedener Bevölkerungsschichten dieses Landes.

„Die Franzosen“, bemerkte Roosevelt, „sind ein gutes Volk, aber sie brauchen völlig neue Führer, nicht älter als vierzig, die in der früheren französischen Regierung keine Posten bekleidet haben.“

Stalin meinte, solche Veränderungen verlangten viel Zeit. Manche Vertreter der jetzigen führenden Schichten in Frankreich glaubten offenbar, die Alliierten würden ihnen Frankreich auf dem Präsentierteller darbieten, wollten nicht auf der Seite der Alliierten kämpfen, sondern zögen es vor, mit den Deutschen zu kollaborieren. Dabei werde das französische Volk gar nicht gefragt.

Roosevelt bemerkte, nach Churchills Ansicht werde Frankreich seine volle Wiedergeburt erleben und bald wieder eine Großmacht sein.

„Aber ich teile seine Meinung nicht“, fuhr Roosevelt fort. „Ich glaube, es werden viele Jahre vergehen, bis das eintritt. Die Franzosen werden tüchtig arbeiten müssen, ehe Frankreich wirklich eine Großmacht wird.“

Hinter diesen Bemerkungen des amerikanischen Präsidenten verbargen sich ernstliche Meinungsverschiedenheiten zwischen den USA und Großbritannien in der Frage, wer die Macht in den befreiten Gebieten Nordafrikas und später, nach der Landung in der Normandie, auch in Frankreich selbst ausüben sollte. Wie sich im weiteren herausstellte, spekulierten die USA mit der Landung englisch-amerikanischer Truppen in Nordafrika im November 1942 darauf, ihre militärische [163:] und politische Herrschaft nicht nur über diesen Raum, sondern auch über die ganze Resistance zu errichten, um später einen Stützpunkt auf dem europäischen Festland, in Frankreich, zu erlangen. In Nordafrika setzte Washington auf Admiral François-Jean Darlan, der früher mit den Deutschen kollaboriert hatte, und nicht auf Charles de Gaulle, der sich in London befand und dem Nationalkomitee „Kämpfendes Frankreich“ vorstand.

Anthony Eden schrieb in seinen 1965 veröffentlichten Memoiren über jene Zeit: „Richard Law, mein parlamentarischer Stellvertreter, berichtete aus Washington von einem Gespräch mit Mr. Sumner Welles (einem Unterstaatssekretär), der wegen General de Gaulle sehr beunruhigt war. Er glaube, die USA würden die Verbindungen zu ihm bald abbrechen müssen. Er stimmte zwar Laws Entgegnung zu, das würde ein schwerer Schock für die französische Öffentlichkeit sein, blieb aber dennoch bei seiner Überzeugung, daß sie dazu vielleicht genötigt sein könnten. Wenn de Gaulle erst mit den Okkupationstruppen Einzug hält und eine provisorische Regierung bildet, ist er nie mehr von der Macht zu entfernen.“

Nach der Ermordung Admiral Darlans orientierten sich die Amerikaner in Nordafrika auf General Henri Giraud. In diesem Zusammenhang schrieb Eden: „Trotz allem, was ich in London oder Macmillan in Algerien tun konnte, war es nicht leicht, die Begegnung zwischen General de Gaulle und General Giraud zustande zu bringen, wobei die amerikanische Politik ihren Teil zu den Schwierigkeiten beitrug. Die Regierung der Vereinigten Staaten war immer noch dagegen, daß vor einer Landung der Alliierten in Frankreich eine einheitliche französische Behörde eingesetzt wird ... Ihre Einstellung zu General de Gaulle war nach wie vor argwöhnisch und feindselig. Sie fürchtete seine dynamische Persönlichkeit und neigte dazu, die Unterstützung, die der Gaullismus seitens der Widerstandsbewegung in Frankreich erhielt, zu unterschätzen.“

Schließlich mußte sich Washington doch zur Aussöhnung mit de Gaulle bequemen; dieser erhielt kurz nach der Landung der Alliierten in der Normandie die Möglichkeit, sich nach Frankreich zu begeben. Aber die Art der Beziehungen, die damals [164:] zwischen den Amerikanern und de Gaulle entstanden, hat zweifellos später ihre Rolle gespielt.

In diesem Gespräch Roosevelts mit Stalin stellte sich heraus, daß die Vereinigten Staaten und Großbritannien auch an die Zukunft der kolonialen Besitzungen unterschiedlich herangingen. Roosevelt sprach viel davon, daß das Problem der kolonialen und abhängigen Länder nach dem Kriege auf neue Art und Weise angepackt werden müsse. Vielleicht dachte er aufrichtig an die Möglichkeit, ihnen nach und nach Selbstverwaltung und letztlich die Unabhängigkeit zu gewähren – ein Thema, auf das der amerikanische Präsident in den Tagen der Teheraner Konferenz immer wieder zurückkam. Doch damit drückte er gewollt oder ungewollt die Interessen jener Kreise der USA aus, die mit dem Gerede über eine Revision des Status der Kolonialbesitzungen europäischer kapitalistischer Mächte den Boden für das Eindringen der USA in die kolonialen Länder vorbereiteten.

Kennzeichnend war in dieser Hinsicht das Gespräch, zu dem es während der ersten Begegnung zwischen Stalin und Roosevelt in Teheran kam. Auf Indochinas Zukunft eingehend, meinte Roosevelt, man könne drei oder vier Treuhänder einsetzen und das indochinesische Volk innerhalb von dreißig bis vierzig Jahren auf die Selbstverwaltung vorbereiten. Das gleiche, bemerkte er, sei auch auf andere Kolonien anwendbar.

„Churchill“, so fuhr der Präsident fort, „ist nicht für eine konsequente Verwirklichung dieses Vorschlags, da er befürchtet, dieses Prinzip auch auf die englischen Kolonien anwenden zu müssen. Als unser Staatssekretär Hull in Moskau war, hatte er ein von mir ausgearbeitetes Dokument über die Schaffung einer internationalen Kommission für die Kolonien mit. Diese Kommission sollte die kolonialen Länder inspizieren, um die Situation in diesen Ländern und die Möglichkeiten ihrer Verbes-

serung zu studieren. Mit der gesamten Arbeit dieser Kommission sollte die Öffentlichkeit bekannt gemacht werden.“

Stalin unterstützte den Gedanken, eine derartige Kommission zu schaffen, und bemerkte, man könnte sich an sie mit Beschwerden, Bitten usw. wenden. Roosevelt war mit der Reaktion der sowjetischen Seite offensichtlich zufrieden, machte aber aus seiner Sorge um Churchills mögliche Stellungnahme kein Hehl. Er warnte Stalin sogar, im Gespräch mit dem britischen Premier auf Indien einzugehen, da Churchill – soweit ihm, Roosevelt, bekannt sei – noch keine Vorstellungen hinsichtlich Indiens habe. Überhaupt gedenke Churchill, diese Frage bis Kriegsende zurückzustellen.

„Indien ist Churchills wunder Punkt“, bemerkte Stalin.

„Das stimmt“, bestätigte Roosevelt. „Doch wird England so oder so in Indien etwas unternehmen müssen. Ich hoffe auf eine Gelegenheit, mit Ihnen einmal ausführlicher über Indien zu sprechen, weil Abseitsstehende die Indienfrage besser lösen können als an dieser Frage unmittelbar Beteiligte.“

Auf diese Sondierung reagierte Stalin vorsichtig. Er bezeichnete die Bemerkung des Präsidenten lediglich als interessant. Roosevelt blickte auf die Uhr. Bis, zur offiziellen Eröffnung der Konferenz, die auf 16 Uhr angesetzt war, blieb nur noch wenig Zeit.

„Wir sollten Schluß machen“, sagte Roosevelt. „Man muß sich vor Vollsitzungen etwas ausruhen und Gedanken sammeln. Mir scheint, daß wir einen sehr nützlichen Meinungsaustausch gehabt haben, und überhaupt war es mir sehr angenehm, Sie kennenzulernen und mich offen mit Ihnen zu unterhalten.“

„Es war mir ebenfalls sehr angenehm“, antwortete Stalin, erhob sich von seinem Platz und verbeugte sich leicht vor Roosevelt.

Ich ging ins Nebenzimmer, um den Diener des Präsidenten zu rufen. Dieser erschien sofort und fuhr Roosevelt in dessen Räume. Stalin begab sich ins Nebenzimmer, wo Molotow und Woroschilow auf ihn warteten.

Am runden Tisch

Die Vollsitzungen der Konferenz fanden im großen Saal statt, der im Empirestil gehalten war. In der Mitte stand ein großer runder Tisch mit den Staatsflaggen der drei an der Konferenz teilnehmenden Mächte. An jedem Platz lagen Notizbücher und gespitzte Bleistifte. Unmittelbar am Tisch saßen die Hauptmitglieder der Delegationen und die Übersetzer, die übrigen Delegierten und das technische Personal auf Stühlen, die symmetrisch hinter den Sesseln angeordnet waren.

Die sowjetische Delegation war die kleinste. Ihr gehörten, wie bereits gesagt, J. W. Stalin, W. M. Molotow und K. J. Woroschilow an; die Vereinigten Staaten und Großbritannien wurden durch größere Delegationen vertreten. Hier ihre Zusammensetzung:

USA: Präsident Franklin D. Roosevelt; Harry Hopkins, persönlicher Berater des Präsidenten; Averell Harriman, Botschafter der USA in der UdSSR; General George Marshall, Stabschef der USA-Armee; Admiral Ernst King, Oberbefehlshaber der Seestreitkräfte; General Henry Arnold, Oberbefehlshaber der Luftstreitkräfte; General Brehon Somervell, Chef der Versorgung der USA-Armee; Admiral William Leahy, Chef des Stabes des Präsidenten; General John Deane, Chef der Militärmission der USA in der UdSSR.

Großbritannien: Premierminister Winston Churchill; Anthony Eden, Außenminister; Clark Kerr, Botschafter Großbritanniens in der UdSSR; General Alan Brooke, Chef des Empire-Generalstabs; Feldmarschall John Dill; Flottenadmiral Andrew Cunningham, Erster Seelord; General Charles Portal, Stabschef der Luftstreitkräfte; General Hastings Ismay, Stabschef des Verteidigungsministeriums; General Giffard Martel, Chef der Militärmission Großbritanniens in der UdSSR.

Am Tisch saß rechts von Churchill sein persönlicher Übersetzer, Major Arthur Birse, neben Roosevelt, ebenfalls als Übersetzer, Charles Bohlen. Er war damals I. Sekretär der Botschaft der Vereinigten Staaten in Moskau. Von der sowjetischen Delegation saßen Stalin und Molotow in der ersten

Reihe sowie Pawlow und ich als offizielle Übersetzer der sowjetischen Seite. Woroschilow nahm gewöhnlich auf einem Stuhl in der zweiten Reihe Platz.

Man diskutierte in den Vollsitzungen zwanglos, ohne eine zuvor bestätigte Tagesordnung. Die Delegierten sprachen ohne schrittliche Disposition, äußerten in freier Rede ihre Ge-[167:]danken zu den betreffenden Fragen: Darum wechselte in der Diskussion oft das Thema, bevor man wieder auf die ursprünglichen Fragen zurückkam. Es war vereinbart, daß in der ersten Vollsitzung Roosevelt den Vorsitz führen sollte. Er entledigte sich seiner Aufgabe glänzend; ihm kam zweifellos seine langjährige Erfahrung zugute.

Die erste Vollsitzung wurde am 28. November um 16 Uhr eröffnet. Sie dauerte dreieinhalb Stunden. Zu Beginn der Sitzung sagte Roosevelt:

„Als jüngstes der hier anwesenden Regierungsoberhäupter möchte ich mir erlauben, als erster meine Meinung zu äußern. Ich möchte den Mitgliedern der neuen Familie, den Teilnehmern der gegenwärtigen Konferenz, die sich um diesen Tisch versammelt haben, versichern, daß wir alle hier mit dem einen Ziel zusammengekommen sind, mit dem Ziel, den Krieg so schnell wie möglich zu gewinnen ...“

Alsdann machte Roosevelt einige Bemerkungen zum Ablauf der Konferenz.

„Wir haben nicht die Absicht“, erklärte er, „irgend etwas darüber zu veröffentlichen, was hier gesprochen wird, aber wir werden uns wie Freunde zueinander verhalten, offen und aufrichtig sein ...“

Zweifellos hat die von den Teilnehmern der Teheraner Konferenz eingegangene gegenseitige Verpflichtung, von dem, was dort gesprochen wurde, nichts zu veröffentlichen, den freien Meinungsaustausch gefördert und jeder Seite geholfen, die Position der Partner zu verstehen. Das hat die Schaffung einer Atmosphäre erleichtert, die es ermöglichte, die Zusammenarbeit der drei Mächte im Kampf gegen den gemeinsamen Feind – ungeachtet der grundlegenden Unterschiede in der gesellschaftlich-politischen Ordnung der Sowjetunion einerseits und der Vereinigten Staaten und Großbritanniens andererseits – fruchtbar zu gestalten und in dieser Etappe die Einheit der Antihitlerkoalition zu festigen.

Nach dem Krieg publizierten die herrschenden Kreise der Westmächte im Zuge der von ihnen entfesselten antisowjetischen Hetzkampagne, unter Verletzung der eingegangenen Verpflichtung, die Materialien der Teheraner Konferenz nicht [168:] zu veröffentlichen, zahlreiche Dokumente und Memoiren über diese Konferenz in der Absicht, die Politik der Sowjetunion zu verfälschen, ihren Standpunkt zu entscheidenden Problemen der Periode des zweiten Weltkrieges zu verdrehen. Im Zusammenhang damit wurden 1961 in Moskau die sowjetischen Niederschriften der Gespräche und Sitzungen der Teheraner Konferenz veröffentlicht.

Doch damals, am Eröffnungstag der Teheraner Konferenz, klangen Roosevelts Worte von der Geheimhaltung wie ein feierlicher Schwur.

Zum Ablauf der Konferenz erklärte der amerikanische Präsident weiterhin, daß die Stäbe der Delegationen die militärischen Fragen gesondert behandeln, die Delegationen selbst indessen auch andere Probleme, zum Beispiel die Probleme der Nachkriegsregelung, beraten könnten.

„Im glaube“, sagte Roosevelt abschließend, „daß diese Konferenz erfolgreich sein wird und daß die drei Nationen, die sich im gegenwärtigen Krieg zusammengeschlossen haben, ihre Beziehungen zueinander festigen und Voraussetzungen für eine enge Zusammenarbeit künftiger Generationen schaffen werden ...“

Bevor zur praktischen Arbeit übergegangen wurde, erkundigte sich Roosevelt, ob Churchill und Stalin eine allgemeine Erklärung über die Wichtigkeit dieses Treffens und darüber, was es für die ganze Menschheit bedeute, abgeben möchten.

Churchill hob sofort die rechte Hand und bat ums Wort. Er sprach sehr exakt, gemessen, fügte ein Wort an das andere, wie ein Maurer einen Ziegelstein auf den anderen setzt. Wenn er Pausen für die Übersetzung einlegte, bewegte er lautlos die Lippen, als würde er schon den nächsten Satz, zuerst einmal für sich, sprechen und gleichsam dessen Klang lauschen. War er davon überzeugt, die notwen-

digen Worte gewählt zu haben, artikuliert er sie mit der geschulten Stimme eines Berufsredners. Weil er wohl die Feierlichkeit des Augenblicks unterstreichen wollte, erhob er sich und schob den Sessel zurück, um seiner massigen Gestalt Platz zu verschaffen.

„Es (das Treffen – *der Verf.*) ist die größte Konzentration der internationalen Kräfte, die es in der Geschichte der [169:] Menschheit je gegeben hat. In unseren Händen liegt die Entscheidung über die Verkürzung des Krieges, über die Erringung des Sieges und über das künftige Schicksal der Menschheit. Ich bete, daß wir uns der großen von Gott gegebenen Möglichkeit, der Möglichkeit, der Menschheit zu dienen, würdig erweisen mögen.“

Churchill ließ seinen Blick in die Runde schweifen und nahm langsam wieder Platz.

Nun wandte sich Roosevelt an den Leiter der sowjetischen Delegation und fragte ihn, ob er etwas sagen möchte. Ohne sich vom Platz zu erheben, begann Stalin zu sprechen. Im Saal wurde es still – vielleicht, weil die meisten Anwesenden zum erstenmal Stalins Stimme hörten, vielleicht aber auch, weil er leise sprach. Er sagte:

„Ich begrüße die Konferenz der Vertreter der drei Regierungen und möchte einige Bemerkungen machen. Ich glaube, daß uns die Geschichte sehr günstig gesinnt ist. Sie gab uns sehr große Kräfte und sehr große Möglichkeiten in die Hand. Ich hoffe, daß wir alles tun werden, um auf dieser Konferenz, im Rahmen der Zusammenarbeit, die Kraft und Macht in gebührendem Maße zu nutzen, die uns unsere Völker anvertraut haben. Und jetzt lassen Sie uns an die Arbeit gehen!“

Roosevelt nickte zustimmend. Dann blickte er die Konferenzteilnehmer an, als wollte er sie zur ersten sachlichen Stellungnahme auffordern. Doch niemand äußerte einen solchen Wunsch. Nun schlug der Präsident die vor ihm liegende schwarze Mappe auf, blätterte in den Schriftstücken, die sich darin befanden, räusperte sich und sagte:

„Vielleicht sollte ich mit einer allgemeinen Übersicht über den Krieg und die Anforderungen, die der Krieg in der gegenwärtigen Zeit an uns stellt, beginnen. Ich werde darüber selbstverständlich vom Standpunkt der USA sprechen. Wir hoffen genauso wie das Britische Empire und die Sowjetunion auf einen schnellen Sieg. Ich möchte mit der Übersicht über einen Kriegsabschnitt beginnen, der die Vereinigten Staaten mehr betrifft als die Sowjetunion und Großbritannien. Ich spreche über den Krieg im Stillen Ozean, in dem die Vereinigten Staaten die Hauptlast des Krieges tragen und dabei von den [170:] australischen und neuseeländischen Truppen unterstützt werden ...“

Präsident Roosevelt gab einen kurzen Überblick über die militärische Lage in diesem Teil der Erde. Konkreter ging er auf die Operationen im Raum von Burma ein und berichtete über die Pläne zur Befreiung des nördlichen Teils dieses Landes von den Japanern. Alle diese Maßnahmen sollten, wie Roosevelt sagte, China im Krieg unterstützen, die Burmastraße öffnen und jene Positionen sichern, von denen aus Japan nach der Zerschlagung Deutschlands möglichst rasch eine Niederlage beigebracht werden konnte. Dann umriß der Präsident in kurzen Worten die Lage auf dem europäischen Kriegsschauplatz.

Mit seinem Überblick über die Kampfhandlungen hatte Roosevelt gleichsam den Ton angegeben. Nach ihm begann auch Stalin seine Ausführungen mit einem Überblick über die Lage an den Fronten.

Der Leiter der sowjetischen Delegation begrüßte die Erfolge der Vereinigten Staaten im Pazifik. Derzeit, so fügte er hinzu, könne sich die Sowjetunion dem Kampf gegen Japan nicht anschließen, weil sie alle ihre Kräfte auf den Krieg gegen Deutschland konzentrieren müsse. Im Fernen Osten reichten die Truppen für die Verteidigung einigermaßen aus. Aber sie müßten vor einer Offensive mindestens verdoppelt werden. Der Zeitpunkt, sich den westlichen Alliierten auf dem pazifischen Kriegsschauplatz anzuschließen, komme erst, wenn Deutschland zusammengebrochen sei.

„Zum zweiten Teil der Rede des Herrn Präsidenten über den Krieg in Europa“, so fuhr der sowjetische Vertreter fort, „habe ich ebenfalls einige Bemerkungen zu machen.“

Vor allem möchte ich in wenigen Worten berichten, wie wir seit der Zeit des deutschen Angriffs im Juli operierten und noch operieren. Vielleicht werde ich zu ausführlich, dann könnte ich meine Darlegungen kürzen.“

„Wir sind bereit, alles anzuhören, was Sie sagen wollen“, warf Churchill ein.

Stalin fuhr fort:

„Ich möchte übrigens bemerken, daß wir in letzter Zeit uns [171:] selbst auf eine Offensive vorbereitet haben. Die Deutschen sind uns aber zuvorgekommen; da wir uns jedoch auf einen Angriff vorbereitet und große Kräfte zusammengezogen hatten, gelang es uns, nachdem der deutsche Angriff zurückgeschlagen war, verhältnismäßig schnell selbst zum Angriff überzugehen. Wenn man uns auch nachsagt, daß wir alles im voraus planen, so muß ich doch feststellen, daß wir solche Erfolge, wie wir sie im August und September errangen, selbst nicht erwartet hatten. Die Deutschen waren schwächer, als wir glaubten. Gegenwärtig verfügen die Deutschen an unserer Front nach Angaben unserer Aufklärung über 210 Divisionen und über weitere 6 Divisionen, die an die Front gebracht werden. Außerdem gibt es 50 nichtdeutsche Divisionen, einschließlich der Finnen. Damit verfügen die Deutschen an unserer Front über insgesamt 260 Divisionen, davon etwa 10 ungarische, 20 finnische, 16 oder 18 rumänische.“

Roosevelt wollte wissen, wie stark eine deutsche Division sei. Zusammen mit den Hilfskräften, erläuterte Stalin, sei eine deutsche Division etwa 12.000 bis 13.000 Mann stark. Er fügte hinzu, daß von sowjetischer Seite an der Front 300 bis 330 Divisionen eingesetzt seien.

Zu den letzten Ereignissen an der sowjetisch-deutschen Front übergehend, sagte Stalin, daß die sowjetische Seite das Übergewicht an Kräften zu Angriffsoperationen nutze. Doch durch diese Angriffsoperationen werde das Übergewicht mit der Zeit immer geringer. Große Schwierigkeiten bereite auch die Tatsache, daß die Deutschen beim Rückzug alles vernichteten. Das erschwere den Nachschub an Munition. Das sei die Ursache dafür, daß sich die Offensive verlangsame.

„In den letzten drei Wochen“, fuhr der sowjetische Vertreter fort, „haben die Deutschen in der Ukraine – südlich und westlich von Kiew – Angriffsoperationen entwickelt. Sie nahmen uns Shitomir, einen wichtigen Eisenbahnknotenpunkt. Darüber wurde berichtet. Es ist durchaus möglich, daß sie uns in diesen Tagen auch Korosten abnehmen, das ebenfalls ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt ist. In diesem Raum verfügen die Deutschen über 5 neue und 3 alte Panzerdivisionen, [172:] das heißt insgesamt über 8 Panzerdivisionen, und weiterhin über 22 bis 23 Infanterie- und motorisierte Divisionen. Sie haben die Aufgabe, Kiew zurückzuerobern. Uns stehen also einige Schwierigkeiten bevor ...“

Churchill, der nach Stalin sprach, wandte sich sofort den Plänen der Anglo-Amerikaner für die Landung in Frankreich und die Eröffnung der zweiten Front in Europa zu. Dieses Problem war zweifellos auf der Teheraner Konferenz die Hauptfrage, und um sie entbrannten die heftigsten Diskussionen sowohl in offiziellen Beratungen als auch bei inoffiziellen Begegnungen.

Ein wenig Geschichte

Die Frage der Eröffnung der zweiten Front in Europa hatte ihre Geschichte. Bekanntlich befanden sich die Hauptkräfte der faschistischen Wehrmacht seit dem Überfall Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion an der Ostfront. Hitler konnte sie dort einsetzen, weil im Westen des europäischen Kontinents wie auch andernorts faktisch keine ernsthaften Kampfhandlungen geführt wurden. Die ganze Wucht der Schläge der faschistischen Kriegsmaschine traf die Sowjetunion. Die deutschen Streitkräfte, die in den ersten Tagen des Überfalls an der sowjetisch-deutschen Front operierten, hatten eine Stärke von fünfeinhalb Millionen Mann. Insgesamt waren an den Grenzen der UdSSR 190 Divisionen konzentriert. Zu ihrer Bewaffnung gehörten 50.000 Geschütze und Granatwerfer, rund 3500 Panzer, mehr als 3000 Flugzeuge und anderes Kriegsmaterial. Das deutsche Kommando konnte eine so starke Streitmacht zusammenballen, weil es keinen Zweifrontenkrieg zu führen brauchte.

Unter diesen Umständen war die Sowjetunion ureigens daran interessiert, daß ihre Verbündeten aktiv am Kampf gegen den gemeinsamen Feind teilnahmen und der Roten Armee vor allem durch Opera-

tionen auf dem europäischen Kontinent wirksame Hilfe erwiesen. Die ersten Monate des Krieges an der sowjetisch-deutschen Front waren für die Eröffnung einer zweiten Front in Westeuropa besonders günstig, weil die Hit-[173:]lerfaschisten ihre Kräfte in diesem Raum beträchtlich vermindert hatten.

Man sollte feststellen, daß auch einige britische Politiker gleich nach dem Überfall Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion für die rascheste Eröffnung einer zweiten Front in Europa eintraten. Außenminister Anthony Eden erklärte am 30. Juni 1941, daß englische Führer „an Landungen in Frankreich denken“. Doch die Zeit verstrich, und die britische Regierung unternahm in dieser Hinsicht nichts Konkretes. Wer sich an die damalige schwere Lage des Sowjetlandes im Zweikampf mit den Hitlerarmeen erinnert, wird begreifen, daß die Untätigkeit der Alliierten die Sowjetregierung beunruhigen mußte. Moskau erachtete es für notwendig, London an sein Versprechen hinsichtlich bedeutender Kampfhandlungen in Westeuropa zu erinnern.

In der Botschaft an Churchill vom 18. Juli 1941 schrieb Stalin, daß „die militärische Lage der Sowjetunion wie auch die Großbritanniens wesentlich verbessert werden könnte, wenn im Westen (Nordfrankreich) und im Norden (Arktis) eine Front gegen Hitler geschaffen würde ... Ich bin mir bewußt, daß die Errichtung einer solchen Front schwierig ist, aber ungeachtet der Schwierigkeiten sollte sie nach meiner Ansicht trotzdem geschaffen werden, und zwar nicht nur zum Wohle unserer gemeinsamen Sache, sondern vor allem auch in Englands eigenem Interesse. Der Zeitpunkt für die Errichtung dieser Front ist jetzt besonders günstig, da Hitler seine Truppen nach dem Osten abgezogen hat und es ihm noch nicht gelungen ist, die von ihm im Osten eroberten Stellungen zu konsolidieren.“

Churchill antwortete auf diesen Appell mit einer Absage. Er erklärte, obgleich seine Regierung „vom ersten Tage des deutschen Überfalls auf Rußland an ... die Möglichkeiten eines Angriffs auf das okkupierte Frankreich und auf die Niederlande geprüft“ habe, würden zur Zeit die Stabschefs „keine Möglichkeit [sehen], irgend etwas von solchem Ausmaß zu unternehmen, daß Sie auch nur den kleinsten Nutzen davon haben könnten“.

Indessen hatte Hitlerdeutschland weitete 30 frische Infante-[174:]riedivisionen und eine große Anzahl von Panzern und Flugzeugen an die Ostfront verlegt. Die Faschisten stießen weiter nach Osten vor. Sie besetzten mehr als die Hälfte der Ukraine und erreichten im Norden die Zugänge von Leningrad. Es war klar, daß das deutsche Oberkommando keine Schläge aus dem Westen befürchtete.

„Die Deutschen betrachten die Gefahr im Westen als Bluff“, schrieb Stalin dem britischen Premier am 3. September 1941, „und verlegen ungestraft alle ihre Kräfte aus dem Westen nach dem Osten, da sie überzeugt sind, daß es eine zweite Front im Westen weder gibt noch geben wird.“ Die Sowjetregierung äußerte den dringenden Wunsch, daß „noch in diesem Jahr“ eine zweite Front geschaffen werde, die die Faschisten zwingt, von der Ostfront 30 bis 40 Divisionen abzuziehen. Aber Churchill antwortete auch diesmal mit einer Absage.

Interessant ist, daß die britische Regierung, die sich vor jeglichen wesentlichen Operationen gegen die Deutschen in Westeuropa, aber auch andernorts, wo schwere Schlachten zu erwarten waren, drückte, durchaus bereit war, ihre Soldaten dort einzusetzen, wo ihnen kein besonderes Risiko drohte, sie aber Großbritannien bestimmte politische und strategische Trümpfe sicherten. Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang der Briefwechsel zwischen London und Moskau über den Einsatz britischer Truppen an der sowjetisch-deutschen Front.

Dieser Gedanke wurde erstmalig in der Botschaft Stalins an Churchill vom 13. September 1941 entwickelt. In dieser Botschaft schlug Stalin Großbritannien vor, „25 bis 30 Divisionen in Archangelsk“ zu landen oder „durch den Iran in die südlichen Bezirke der UdSSR“ zu beordern, „damit sie mit den sowjetischen Truppen auf dem Territorium der UdSSR so zusammenwirken, wie das im vorigen Krieg in Frankreich geschehen ist“, wo im ersten Weltkrieg bekanntlich ein russisches Expeditionskorps gekämpft hatte. Im weiteren hieß es in der Botschaft: „Das wäre eine große Hilfe. Ich meine, eine solche Hilfe wäre ein schwerer Schlag gegen die Aggression Hitlers.“

Wie reagierte die britische Regierung auf diesen Vorschlag? [175:] Sie ließ durch Churchill erklären, daß eine Entsendung britischer Divisionen an die sowjetisch-deutsche Front „absolut über unsere

Kräfte hinausgeht“. Gleichzeitig schlug Churchill vor, die sowjetischen Truppen im Iran durch britische zu ersetzen und „zum Schutz der Erdölgebiete“ britische Verbände nach dem Kaukasus zu entsenden, damit die frei werdenden sowjetischen Truppen an der Front eingesetzt werden könnten. Die Sowjetregierung lehnte dieses Ansinnen Churchills entschieden ab. Dom ist diese Episode sehr aufschlußreich: Für den Garnisondienst im Iran und im Kaukasus fanden sich in Großbritannien ohne weiteres Truppen, doch deren Einsatz an der Front, zur Unterstützung des sowjetischen Verbündeten, ging über seine Kräfte hinaus!

Es taucht die Frage auf, ob es Großbritannien möglich war, eine zweite Front in Europa gleich in den ersten Jahren des Großen Vaterländischen Krieges der Sowjetunion zu eröffnen oder nicht.

Nach Aussage Lord Beaverbrooks waren die militärischen Führer Großbritanniens zu jener Zeit „durchweg abgeneigt ..., zu irgendeiner offensiven Aktion überzugehen“. Doch es lag natürlich nicht allein am mangelnden Willen der Militärs. Hier spielten auch bestimmte politische Erwägungen zweifellos eine Rolle. In London gab es einflußreiche Kreise, die darauf spekulierten, daß sich die Sowjetunion und Deutschland in der Auseinandersetzung an der sowjetisch-deutschen Front gegenseitig so weit schwächten, daß Großbritannien danach beiden Seiten ohne weiteres seinen Willen diktieren konnte. Diese geheimen Gedanken sprach der damalige Minister für Flugzeugproduktion in der Regierung Churchill, John Moore-Brabazon, offen aus. Der beste Ausgang des Kampfes an der Ostfront, so erklärte er, wäre, was Großbritannien betreffe, die gegenseitige Erschöpfung Deutschlands und der UdSSR, wodurch England die Möglichkeit erhalten würde, die dominierende Stellung einzunehmen. Man sollte auch an den skandalösen Ausspruch des damaligen Senators und späteren Vizepräsidenten und dann auch Präsidenten der USA, Harry Truman, erinnern: „Wenn wir sehen, daß Deutschland gewinnt, so sollten wir Rußland helfen, und wenn [176:] Rußland gewinnt, so sollten wir Deutschland helfen, sollen sie nur auf diese Weise möglichst viele totschiagen.“

Wie spätere Ereignisse zeigten, übten derartige Ansichten nicht geringen Einfluß auf die Position der herrschenden Kreise Großbritanniens und der USA hinsichtlich der Eröffnung der zweiten Front in Europa aus.

Erst als Hitlerdeutschland nach dem japanischen Angriff auf Pearl Harbor den Vereinigten Staaten am 11. Dezember 1941 den Krieg erklärte, griff auch Washington in die Diskussion um die zweite Front ein. Präsident Roosevelt unterstrich wiederholt, daß er die baldigste Landung in Westeuropa für eine wichtige Aufgabe der westlichen Alliierten halte, doch gab es in den USA einflußreiche Kreise, die dieses Vorhaben in jeder Weise bremsten.

Im Frühjahr 1942 lag dennoch ein amerikanischer Plan für die Invasion in Nordfrankreich vor: Überquerung des Ärmelkanals an seiner schmalsten Stelle und Landung an der französischen Küste zwischen Calais und Le Havre, östlich der Seine-mündung. In einem Memorandum für Roosevelt betonte General Marshall, daß „ein erfolgreicher Angriff in diesem Gebiet ... für die russische Front das Maximum an Entlastung bedeuten“ würde. Aber schon damals war die Verwirklichung dieses Projekts, das anfangs den Decknamen „Roundup“ und später „Overlord“ trug, erst für das Frühjahr 1943 vorgesehen. Für das Jahr 1942 hingegen plante der amerikanische Generalstab die begrenzte Operation „Sledgehammer“ im Raum der Straße von Dover. Sie war jedoch nur für den Fall vorgesehen, daß

1. die Lage an der russischen Front verzweifelt wird, d. h. der Erfolg der deutschen Waffen so vollständig wird, daß der unmittelbare Zusammenbruch des russischen Widerstandes zu befürchten ist ... In diesem Fall müßte der Angriff als ein Opfer für das allgemeine Wohl betrachtet werden.
2. die deutsche Stellung in Westeuropa ernsthaft geschwächt ist.“

Wie wir sehen, siegte auch hier die Taktik des Abwartens. Während 1942 an der sowjetisch-deutschen Front erbitterte Kämpfe tobten, wog man in London und Washington mit [177:] einer Apothekerwaage den Zeitpunkt ab, zu dem es für die westlichen Alliierten am vorteilhaftesten war, einzugreifen und die zweite Front zu eröffnen.

Die Hauptsorge der Washingtoner Strategen war, im Falle der Zerschlagung Hitlerdeutschlands durch die Sowjetunion mit der Landung nicht zu spät zu kommen. Doch damit hätten die USA, so glaubte man damals jenseits des Ozeans, noch ausreichend Zeit.

Während der britisch-sowjetischen und der amerikanisch-sowjetischen Verhandlungen, die im Frühjahr 1942 in London und Washington stattfanden, forderte die Sowjetregierung erneut, daß die Invasion in Westeuropa beschleunigt werde. Roosevelt sprach sich dafür aus, und Churchill mußte nachgeben. Das am 12. Juni 1942 veröffentlichte britisch-sowjetische Kommuniqué wiederholte die zuvor in Washington vereinbarte Formulierung, daß „hinsichtlich der unaufschiebbaren Aufgabe, im Jahre 1942 eine zweite Front in Europa zu errichten, völlige Übereinstimmung erzielt wurde“.

Die schwierige Aufgabe der Abstimmung eines konkreten Termins für die Eröffnung der zweiten Front schien endlich gelöst zu sein. Doch die Westmächte hielten auch diesmal ihr Versprechen nicht ein. Im Sommer des gleichen Jahres 1942 revidierte Churchill den soeben gefaßten Beschluß und lehnte eine Landung in der Normandie ab. Bezeichnenderweise zeigte Roosevelt die ihm in solchen Fragen eigene Inkonsequenz oder übte, richtiger gesagt, Klassensolidarität mit dem Führer der Tories, indem er Churchill sofort zustimmte. Alsdann eilte der britische Premier nach Moskau, um der Sowjetunion zu „erläutern“, weshalb die Ausführung der Operation über den Ärmelkanal im Jahre 1942 „unmöglich“ wäre. Er wurde von Averell Harriman als persönlichem Vertreter Roosevelts begleitet. Beide versicherten und beschworen, daß die Invasion in Nordfrankreich im Jahre 1943 unbedingt stattfinden würde. Doch das Jahr 1943 näherte sich bereits seinem Ende, die Sowjetunion aber mußte immer noch allein gegen Hitlerdeutschland kämpfen, das über das Rüstungs- und das Menschenpotential fast ganz Europas verfügte.

Als die Teheraner Konferenz Ende November 1943 eröff-[178:]net wurde, war immer noch nicht bekannt, wann die zweite Front in Frankreich entstehen würde. Es war daher natürlich, daß die Sowjetunion neben der Erörterung eines weiten Kreises von Problemen, die auf der Tagesordnung der Teheraner Zusammenkunft standen, auch eine exakte Antwort auf die Frage nach der zweiten Front haben wollte.

Die Operation „Overlord“

Gleich auf der ersten Vollsitzung der Teheraner Konferenz galt die Aufmerksamkeit vor allem der Eröffnung der zweiten Front in Europa. Die Initiative ging, wie bereits gesagt wurde, von Stalin aus.

Präsident Roosevelt bezeichnete die Überquerung des Ärmelkanals als eine Operation, die sehr wichtig sei und insbesondere die Sowjetunion interessiere. Die westlichen Alliierten, so sagte Roosevelt, hätten die entsprechenden Pläne im Verlaufe der letzten anderthalb Jahre aufgestellt, könnten aber aus Mangel an Schiffsraum immer noch nicht den Termin für diese Operation festlegen.

„Wir wollen“, sagte der Präsident, „nicht nur den Kanal überqueren, sondern den Gegner auch in das Innere des Landes verfolgen. Der Ärmelkanal ist ein sehr unangenehmer Wasserstreifen; er macht es uns unmöglich, seine Überquerung vor dem 1. Mai zu beginnen, deshalb ging der in Quebec aufgestellte Plan davon aus, daß die Expedition über den Kanal etwa am 1. Mai 1944 durchgeführt würde.“

Unter Hinweis darauf, daß jede Landungsoperation Spezialboote erfordere, stellte Roosevelt die Frage nach der Rangordnung der einzelnen Operationen. Er sagte:

„Wenn wir große Landeoperationen im Mittelmeer ausführen wollen, muß die Kanalüberquerung möglicherweise um zwei oder drei Monate verschoben werden. Deshalb möchten wir gern den Rat unserer sowjetischen Kollegen in dieser Frage einholen sowie um Rat darum bitten, wie die im Bereich des Mittelmeeres stationierten Truppen am besten einzusetzen sind. Dabei muß berücksichtigt werden, daß dort zu [179:] diesem Zeitpunkt wenig Schiffe vorhanden sind. Wir wollen aber den Termin für die Invasion über den Kanal nicht weiter als bis Mai oder Juni verschieben. Gleichzeitig könnten die anglo-amerikanischen Truppen an vielen verschiedenen Stellen eingesetzt werden. Sie ließen sich in Italien, im Bereich des Adriatischen Meeres, im Bereich des Ägäischen Meeres und schließlich zur Unterstützung der Türkei, falls diese in den Krieg eintritt, verwenden. Das alles müs-

sen wir hier entscheiden. Wir möchten der Sowjetunion sehr gern helfen und einen Teil der jetzt noch an der sowjetischen Front stehenden deutschen Truppen binden. Wir bitten um den Rat unserer sowjetischen Freunde, wie wir ihre Lage am besten erleichtern können.“

Nach seinen Ausführungen fragte Roosevelt, ob Churchill etwas hinzufügen möchte.

Churchill schwieg eine Weile, bewegte lautlos seine Lippen und antwortete alsdann langsam:

„Ich bitte darum, mir zu gestatten, erst zu sprechen, nachdem sich Marschall Stalin geäußert hat. Gleichzeitig möchte ich bemerken, daß ich dem, was Präsident Roosevelt sagte, im Prinzip zustimme.“

Offenbar verzichtete der britische Premier zunächst auf die Darlegung seines Standpunktes, der sich faktisch wesentlich von dem des amerikanischen Präsidenten unterschied, um den sowjetischen Vertretern auf den Zahn zu fühlen und dann entsprechend zu argumentieren. Stalin durchschaute jedoch Churchills Manöver. In seinen Ausführungen über die zweite Front gab er zu verstehen, daß die sowjetische Seite mit einer Landung der Alliierten gerade in Nordfrankreich rechne, und zwar ohne weiteren Verzug, da nur eine solche Operation die Lage an der sowjetischen Front erleichtern könne.

„Vielleicht irre ich mich“, sagte Stalin, „aber wir Russen sind der Meinung, daß der italienische Kriegsschauplatz nur insoweit von Bedeutung ist, als er die freie Schifffahrt der Alliierten im Mittelmeer sichern muß. Nur in diesem Sinne ist der italienische Kriegsschauplatz wichtig. Das war und ist unsere Meinung. Wir Russen sind der Meinung, daß der italienische [180:] Kriegsschauplatz ungeeignet ist, um Deutschland von hier aus direkt anzugreifen ...“

Während Stalins Worte ins Englische übersetzt wurden, holte er eine gekrümmte Pfeife aus seiner Rocktasche, entnahm einer Schachtel einige Zigaretten, zerbrach sie ohne Hast, stopfte den Tabak in die Pfeife, setzte sie in Brand und blickte die Anwesenden aus leicht zusammengekniffenen Augen an. Als sein Blick dem Roosevelts begegnete, lächelte dieser und zwinkerte Stalin zu, womit er zu verstehen gab, daß er sich des Versprechens hinsichtlich der Pfeife erinnere. Möglicherweise hatte das auch einen tieferen Sinn: Roosevelt wollte Stalin seine Sympathie bekunden für die Art und Weise, wie dieser Churchill zugekommen war, der die Zweckmäßigkeit einer Landung der Alliierten in Frankreich in Zweifel zu ziehen beabsichtigte.

Die Übersetzung war beendet, Stalin legte seine Pfeife beiseite und fuhr fort:

„Wir Russen sind der Meinung, daß ein Schlag gegen den Feind in Nord- oder Nordwestfrankreich am erfolgreichsten wäre ... Die schwächste Stelle Deutschlands ... ist Frankreich. Diese Operation ist natürlich schwierig, und die Deutschen werden sich in Frankreich wütend verteidigen; trotzdem ist das die beste Lösung. Soweit meine Bemerkungen.“

Roosevelt dankte Stalin und fragte, ob Churchill zu seiner Stellungnahme bereit sei. Dieser nickte, räusperte sich und begann seine Ausführungen in der ihm eigenen Manier, die Worte sorgfältig wählend und abwägend. England und die Vereinigten Staaten, so sagte er, seien sich seit langem einig, Deutschland über Nord- oder Nordwestfrankreich anzugreifen, und dafür träfe man umfangreiche Vorbereitungen. Viele Zahlen und Fakten müßten angeführt werden, so fuhr der britische Premier fort, um zu zeigen, weshalb die Ausführung dieser Operation im Jahre 1943 nicht gelungen sei, aber jetzt sei es beschlossen, Deutschland im Jahre 1944 anzugreifen. Das Gebiet für den Angriff sei ausgewählt, und nun ständen die Anglo-Amerikaner vor der Aufgabe, die Voraussetzungen dafür zu schaffen, daß die Armee gegen Ende des Frühjahrs 1944 über den Kanal nach Frankreich gebracht werden könne. Die [181:] Kräfte, die zu diesem Zweck im Mai oder Juni verfügbar seien, bestünden aus 16 britischen und 19 amerikanischen Divisionen. Diesen Divisionen solle die Hauptmacht folgen, wobei man beabsichtige, im Zuge der Operation „Overlord“ in den Monaten Mai, Juni und Juli insgesamt rund eine Million Menschen über den Kanal zu bringen.

Nach diesen Versicherungen ging Churchill zu dem Problem des Einsatzes der anglo-amerikanischen Kräfte an anderen Abschnitten des europäischen Kriegsschauplatzes über. Er formulierte langsam, als denke er laut, und machte immer wieder den Vorbehalt, daß er seine Vorschläge nur als Disku-

ssionsfragen unterbreite. Aber hinter alldem verbarg sich die ganz bestimmte Absicht des britischen Premiers, Deutschland nicht vom Westen, sondern vom Süden und Südosten her anzugreifen, den Stoß gegen die „Weichteile Europas“ zu richten, wie Churchill zu sagen pflegte.

Der Premierminister verwies zunächst darauf, daß bis zur Ausführung der Operation „Overlord“ noch viel Zeit – rund sechs Monate – verbleibe, und stellte die Frage, wie man inzwischen die Kräfte der westlichen Alliierten im Mittelmeerraum am besten einsetzen könnte. Auch das wurde mit dem Wunsch motiviert, der Sowjetunion möglichst schnell zu helfen. Natürlich, so versicherte Churchill erneut, würde die Operation „Overlord“ rechtzeitig oder vielleicht mit geringer Verspätung durchgeführt. Mit dieser Bemerkung stellte Churchill so nebenbei den von Roosevelt genannten Termin für den Beginn der Operation über den Kanal in Zweifel.

Stalin und Roosevelt reagierten auf diesen Zug des britischen Vertreters nicht. Als Major Birse den letzten Satz seines Chefs übersetzt hatte, verlängerte Churchill in Erwartung von Einwänden etwas die Pause. Er nahm die Zigarre, die zur Hälfte zu Asche geworden war, aus dem Aschenbecher, führte sie vorsichtig an die Lippen, machte einen Zug und fuhr – da die erwarteten Einwände ausblieben – fort:

„Wir haben bereits sieben bewährte Divisionen aus dem Bereich des Mittelmeers sowie einen Teil der Landungsboote für die Operation ‚Overlord‘ abgezogen. Wenn man das und außerdem das schlechte Wetter in Italien berücksichtigt, so [182:] müssen wir sagen, wir sind etwas enttäuscht darüber, daß wir Rom bisher noch nicht eingenommen haben. Die Einnahme Roms ist unsere erste Aufgabe. Wir nehmen an, daß die Entscheidungsschlacht im Januar stattfinden und von uns gewonnen werden wird. Der unter dem Kommando von General Eisenhower stehende General Alexander – der Befehlshaber der 15. Armeegruppe – ist der Meinung, daß es durchaus möglich ist, die Schlacht um Rom zu gewinnen. Dabei wird es möglicherweise gelingen, mehr als 11 bis 12 Divisionen des Feindes zu umfassen und zu vernichten. Wir gedenken nicht, weiter in die Lombardei oder über die Alpen nach Deutschland vorzudringen. Wir beabsichtigen lediglich, etwas nördlich von Rom bis zur Linie Pisa-Rimini vorzustoßen. Danach könnten die Landung in Südfrankreich und die Überquerung des Kanals durchgeführt werden.“

An die sowjetische Delegation gewandt, fragte der britische Premierminister:

„Sind für die sowjetische Regierung unsere Aktionen im östlichen Mittelmeer von Interesse, die möglicherweise zu einer gewissen Aufschiebung der Operation über den Kanal führen könnten?“

Und er fügte rasch hinzu:

„In dieser Frage haben wir bisher noch keine bestimmte Entscheidung getroffen, wir sind aber hierhergekommen, um sie herbeizuführen.“

„Es gibt noch eine Möglichkeit“, mischte sich Roosevelt ein. „Vielleicht wäre es zweckmäßig, im Raum der nördlichen Adria zu landen, wenn die sowjetischen Armeen bis nach Odessa gekommen sind.“

„Wenn wir Rom genommen haben und Deutschland vom Süden her blockieren“, fuhr der britische Premierminister fort, „könnten wir zu Operationen in West- und Südfrankreich übergehen und außerdem den Partisanenarmeen helfen. Man könnte eine Kommission bilden, die diese Fragen untersucht und ein detailliertes Dokument ausarbeiten könnte.“

Hier bat Stalin, der den Ausführungen Churchills aufmerksam gefolgt war, ums Wort.

„Ich habe einige Fragen“, sagte er. „Soweit ich verstanden [183:] habe, sind 35 Divisionen für Landungsoperationen in Nordfrankreich vorhanden.“

„Ja, das stimmt“, antwortete Churchill.

„Vor der Invasion in Nordfrankreich“, fuhr Stalin fort, „soll eine Operation auf dem italienischen Kriegsschauplatz durchgeführt werden, um Rom einzunehmen. Danach soll in Italien zur Verteidigung übergegangen werden.“

Churchill nickte bestätigend.

Stalin fragte weiter:

„Soweit ich verstanden habe, sind außerdem noch drei Operationen vorgesehen, unter anderem eine Landung im Bereich des Adriatischen Meeres?“

„Diese Operationen können für die Russen vielleicht nützlich sein“, sagte Churchill. Sein Ton verriet Enttäuschung.

Er begann zu erklären, daß das größte Problem im Transport der erforderlichen Kräfte bestehe. Die Operation „Overlord“ werde mit 35 Divisionen anlaufen, danach würden diese durch Divisionen – 50 bis 60 an der Zahl – aus den USA verstärkt werden. In den nächsten sechs Monaten sei eine Verdopplung oder Verdreifachung der in England stationierten britischen und amerikanischen Luftstreitkräfte vorgesehen. Außerdem arbeite man schon jetzt ununterbrochen daran, in England Kräfte zu konzentrieren.

Aber Stalin ließ sich durch diese Ausführungen nicht beirren. Er fragte erneut:

„Habe ich richtig verstanden, daß außer den Operationen zur Einnahme Roms noch eine Operation im Bereich der Adria sowie eine Operation im Süden Frankreichs vorgesehen sind?“

Der britische Premierminister wich einer direkten Antwort aus und bemerkte, bei Beginn der Operation „Overlord“ solle der Angriff auf Südfrankreich abgeschlossen sein. Hierfür könnten Kräfte in Italien frei gemacht werden, aber diese Operation sei noch nicht im Detail ausgearbeitet. Was die Pläne einer Landung im Bereich der Adria betraf, so übergab Churchill diese Frage geflissentlich.

Stalin musterte ihn forschend und sagte finster:

„Meiner Meinung nach wäre es besser, allen Operationen im Jahre 1944 die Operation ‚Overlord‘ zugrunde zu legen. [184:] Wenn bei Durchführung dieser Operation gleichzeitig in Südfrankreich gelandet würde, könnten sich beide Gruppen in Frankreich vereinigen. Deshalb wären zwei Operationen vorteilhaft: die Operation ‚Overlord‘ und zu ihrer Unterstützung die Landung in Südfrankreich. Gleichzeitig wäre eine Operation im Bereich von Rom ein Ablenkungsmanöver. Durch eine Vereinigung in Nord- und Südfrankreich gelandeter Truppen könnte ein Anwachsen der Kräfte erreicht werden. Frankreich ist eine schwache Stelle für Deutschland ...“

Das Duell zwischen Stalin und Churchill ging weiter. Der Führer der britischen Torys wollte die Waffen nicht strecken. Er beharrte auf seiner Meinung und stellte die Sache so hin, als sei ihm bei seinen Vorschlägen für Operationen in Südosteuropa nur um den raschesten Sieg über den gemeinsamen Feind zu tun.

„Ich stimme den Erwägungen Marschall Stalins zu“, erklärte der britische Premier, „daß eine Zersplitterung der Kräfte unerwünscht wäre ... Ich befürchte, daß unsere Armee in der Zwischenzeit von sechs Monaten, in der wir Rom nehmen und uns auf größere Operationen in Europa vorbereiten könnten, untätig bleiben und keinen Druck auf den Feind ausüben würde. Ich befürchte, daß mir das Parlament in diesem Falle vorwerfen würde, ich würde den Russen nicht helfen.“

Das war schon eine direkte Herausforderung.

„Ich bin der Meinung“, entgegnete Stalin, „daß ‚Overlord‘ eine große Operation ist. Sie würde erheblich leichter werden und einen sicheren Nutzen bringen, wenn sie von Südfrankreich her unterstützt würde. Ich persönlich würde den äußersten Weg beschreiten, in Italien zur Verteidigung übergehen, auf eine Eroberung Roms verzichten, eine Operation in Südfrankreich beginnen und damit die deutschen Kräfte aus Nordfrankreich abziehen. Nach zwei bis drei Monaten würde ich dann in Nordfrankreich mit Operationen beginnen. Dieser Plan würde der Operation ‚Overlord‘ den Erfolg sichern. Beide Armeen könnten sich vereinigen, und das ergäbe einen Kraftzuwachs.“

Dieser Vorschlag mißfiel Churchill offensichtlich. Er wandte heftig ein, er könne noch mehr Argumente bringen, möchte [185:] aber nur feststellen, daß die Alliierten schwächer wären, nähmen sie

Rom nicht ein. Churchill schlug vor, diese Frage von den Militärfachleuten erörtern zu lassen, und erklärte kategorisch, der Kampf um Rom habe schon begonnen und ein Verzicht auf dessen Einnahme komme einer Niederlage gleich. Eine solche aber könne die britische Regierung dem Unterhaus in keiner Weise erklären. Die Operation „Overlord“ lasse sich , schließlich auch im August durchführen.

Die Atmosphäre erhitzte sich, und Roosevelt versuchte, sie zu entspannen.

„Wenn keine Operationen im Mittelmeer stattfinden“, sagte er, „könnten wir die Operation ‚Overlord‘ termingemäß durchführen. Finden jedoch im Mittelmeer Operationen statt, so wird das den Termin für den Beginn der Operation ‚Overlord‘ verschieben. Ich möchte die Operation ‚Overlord‘ nicht hinauszögern.“

Churchill saß finster da und sog an seiner Zigarre. Einige Minuten herrschte Schweigen. Als erster sprach wieder Stalin. Er betonte erneut, daß er die Landung in Frankreich für das zweckmäßigste halte, und zwar gleichzeitig oder fast gleichzeitig im Norden und im Süden. Die Erfahrungen aus den Operationen an der sowjetisch-deutschen Front besagten, so betonte er, daß die größte Wirkung ein gegen den Feind von zwei Seiten aus geführter Schlag habe, der diesen zwingt, seine Kräfte hin- und herzuwerfen. Die Alliierten könnten diese Erfahrungen bei der Landung in Frankreich berücksichtigen.

Dagegen war schwer etwas einzuwenden, doch Churchill wollte nicht nachgeben. „Ich bin der Meinung“, sagte er, „daß wir unabhängig von der Invasion in Süd- und in Nordfrankreich Störaktionen in Jugoslawien unternehmen ... können. Ich persönlich glaube, es wäre sehr negativ, wenn unsere Armee untätig im Mittelmeerraum verbliebe. Deshalb können wir nicht garantieren, daß ein für den 1. Mai festgelegter Termin genau eingehalten wird. Die Festsetzung eines solchen Termins wäre ein großer Fehler. Ich kann die Operationen im Mittelmeer nicht opfern, nur um den Termin vom 1. Mai zu halten. Natürlich müssen wir in dieser Angelegenheit ein [186:] bestimmtes Obereinkommen erzielen. Diese Fragen können unsere Militärfachleute erörtern.“

Churchill ließ die Tarnung fallen und gab zu verstehen, daß er für die Verwirklichung seiner Pläne im Mittelmeerraum zu kämpfen gedachte und hierfür auch den im Prinzip bereits vereinbarten Termin für den Beginn der Operationen in Nordfrankreich opfern würde. Es war klar, daß eine weitere Diskussion im gegebenen Stadium nur zu einer unerwünschten Verschärfung und zu gegenseitigen Ausfällen führen konnte.

„Gut“, sagte Stalin entschlossen. „Wir haben nicht geglaubt, daß rein militärische Fragen erörtert werden sollen, und haben deshalb keine Vertreter des Generalstabs mitgebracht, aber ich denke, Marschall Woroschilow und ich können das schon irgendwie einrichten ...“

An diesem ersten Abend in Teheran war ich mit meiner Arbeit erst sehr spät fertig. Aber ich verspürte keine Müdigkeit und ging ohne Eile durch die Alleen des Parks zu unserer Unterkunft. Der Mond schimmerte durch die Bäume, es duftete nach Herbstblumen, roch nach welkendem Laub, warmem Boden und in den Teichen wucherndem Tang. Ich trat an das Wasserbecken heran und setzte mich auf eine Marmorbank, die noch warm von der Sonne war. Die Nervenanspannung, die dieser Tag mit sich gebracht hatte, war noch nicht abgeklungen, und ich spürte, daß ich nicht würde einschlafen können.

Erst jetzt wurde ich mir voll und ganz der Bedeutung all dessen, was ich hier miterlebte, bewußt. Solange ich bei den Verhandlungen übersetzte, später das Protokoll niederschrieb und die Entwürfe für die Telegramme nach Moskau abfaßte, war ich ganz und gar in Anspruch genommen und machte mir keine Gedanken darüber, daß hier, in der Hauptstadt des Iran, fern von den Fronten, etwas für den weiteren Verlauf des Krieges, für den Sieg höchst Wichtiges geschah, etwas, das der weiteren Entwicklung des Weltgeschehens seinen Stempel aufdrücken sollte.

Widersprüche zwischen den Alliierten

Churchills Balkanabenteuer

In späteren Jahren versuchte Churchill wiederholt zu bestreiten, daß er statt der Operation „Overlord“ Pläne für die Invasion im östlichen Teil des Mittelmeerraumes, vor allem auf dem Balkan, geschmiedet hatte. Gewiß ließ er sich auch hierbei Zeit. Seine Pläne waren mit der Absicht verbunden, der Roten Armee im gegebenen Augenblick den Weg für den weiteren Vormarsch nach dem Westen zu versperren. Da dieser Plan scheiterte, versicherte Churchill später, etwas Derartiges habe es überhaupt nie gegeben. In seinen Memoiren kommt er bei verschiedenen Anlässen auf dieses Problem zurück und behauptet, falsch verstanden worden zu sein. Er bezeichnete diese Balkanpläne sogar als Legende. Unter anderem schreibt Churchill im fünften Band seiner Memoiren:

„Es sind viele irreführende Berichte über die Haltung, die ich mit dem vollen Einverständnis der britischen Stabschefs bei dieser Konferenz (der Teheraner Konferenz – *der Verf.*) eingenommen habe, in die Welt gesetzt worden. In Amerika ist es legendär geworden, daß ich mich bemüht hätte, die ‚Overlord‘ genannte Kanalüberquerung zu hintertreiben, und vergeblich versuchte, die Bundesgenossen zu einer Masseninvasion des Balkans oder zu einem großen Feldzug im östlichen Mittelmeer zu bereden, durch die das erstgenannte Unternehmen effektiv zu Fall gebracht worden wäre.“

Gerade diesen Kurs hat Churchill, wie die Verhandlungen in Teheran zeigten, tatsächlich gesteuert. Das eben ist sein Hauptziel gewesen. Nach seinem Mißerfolg mußte er der Landung in der Normandie zustimmen.

Der wahre Plan Churchills war auch Präsident Roosevelt völlig klar. Sein Sohn Elliot, der in jenen Tagen in Teheran weilte, veröffentlichte kurz nach dem Tode des Vaters die Nie-[188:]derschrift eines Gesprächs, das er mit ihm in der iranischen Hauptstadt hatte. Hinsichtlich der Eröffnung der zweiten Front in Europa sagte Roosevelt zu seinem Sohn, daß Churchill eine besondere Position gehabt habe.

„Jedesmal“, erläuterte Roosevelt, „wenn der Premierminister für eine Invasion über den Balkan eintrat, war allen Anwesenden völlig klar, was er in Wirklichkeit wollte. Er wollte vor allem sich in Mitteleuropa hineinkeilen, um die Rote Armee nicht nach Österreich und Rumänien, ja, wenn möglich, nicht einmal nach Ungarn zu lassen. Das begriff Stalin, das begriff ich, aber das begriffen auch alle übrigen ...“

„Aber das sagte er nicht?“

„Natürlich nicht“, antwortete Roosevelt. „Aber wenn Onkel Joe (so wurde Stalin von Roosevelt genannt – *der Verf.*) davon sprach, welche Vorzüge die Invasion im Westen vom militärischen Standpunkt aus habe und wie unzweckmäßig die Zersplitterung unserer Kräfte sei, hatte er ebenfalls die ganze Zeit auch die politischen Folgen im Auge. Ich bin davon überzeugt, auch wenn er darüber nicht ein Wort sagte.“

Der Vater legte sich wieder hin und verstummte.

„Ich glaube nicht ...“, begann ich zaghaft.

„Was?“

„Ich möchte sagen, daß Churchill ... Kurzum, er hatte nicht ...“

„Du meinst, daß er möglicherweise recht hat? Und daß es für uns in der Tat zweckmäßig sei, einen Schlag auch auf dem Balkan zu führen?“

„Nun ...“

„Elliot, unsere Stabschefs sind von einem überzeugt: Um möglichst viele Deutsche zu vernichten und dabei möglichst wenige amerikanische Soldaten zu verlieren, muß man eine große Invasion vorbereiten und mit allen uns zur Verfügung stehenden Kräften gegen die Deutschen losschlagen. Das

erscheint mir vernünftig ... Den Vertretern der Roten Armee erscheint das auch vernünftig. So ist es. Das ist der kürzeste Weg zum Sieg. Das ist alles. Leider denkt der Premierminister (Churchill - *der Verf.*) zuviel daran, was nach dem Krieg sein und in welcher Lage sich dann England befinden wird. Er [189:] fürchtet eine übermäßige Stärkung der Russen wie den Tod. Mag sein, daß die Russen ihre Positionen in Europa festigen werden, aber ob das schlecht sein wird, hängt von vielen Umständen ab. Ich bin von einem überzeugt: Wenn der Weg zum raschesten Sieg mit geringsten amerikanischen Verlusten über den Westen und nur über den Westen führt und keine Notwendigkeit besteht, unsere Landungsschiffe, unsere Menschen und unsere Technik für Operationen im Balkanraum zu opfern – und unsere Stabschefs sind davon überzeugt –, so braucht man darüber nicht mehr zu reden.‘

Vater lächelte finster.

„Ich sehe keinen Grund, weshalb das Leben amerikanischer Soldaten zur Verteidigung realer oder eingebildeter Interessen Englands auf dem europäischen Kontinent aufs Spiel gesetzt werden sollte. Wir führen Krieg, und unsere Aufgabe ist es, ihn möglichst schnell und ohne Abenteuer zu gewinnen. Ich glaube, ich hoffe, Churchill hat begriffen, daß wir ebendiese Meinung haben und daß sie sich nicht ändern wird ...“

Ich habe mir aus zwei Gründen erlaubt, ein so langes Zitat anzuführen. Erstens wird es dem Leser besser erkennen helfen, welche Ziele Churchill verfolgte, als er auf seinem Balkanabenteuer bestand. Zweitens zeigt es, daß Roosevelt den wahren Sinn der Pläne Churchills sehr wohl durchschaute. Aus dem, was der amerikanische Präsident darüber zu seinem Sohn in den Tagen der Teheraner Konferenz sagte, geht hervor, daß die Pläne der herrschenden Kreise Großbritanniens den Aufgaben zur Erringung des baldigsten Sieges über den gemeinsamen Feind nicht entsprachen. Offenbar billigte Roosevelt diese Linie Churchills in der Tat nicht. Man sollte aber beachten, daß es in Washington einflußreiche Kreise gab, die es ebenso wie Churchill mit der Eröffnung der zweiten Front nicht eilig hatten.

Die Beratung der Militärexperten

Das Treffen der Militärvertreter der drei Mächte fand am 29. November um 10 Uhr 30 statt. Die amerikanische Delegation wurde durch Admiral Leahy und General Marshall ver-[190:]treten, von den Briten waren die Generale Brooke und Portal anwesend, die sowjetische Seite repräsentierte Marschall Woroschilow.

Kliment Jefremowitsch Woroschilow hatte mich gebeten, bei dieser Beratung als Übersetzer zu fungieren, und so ging ich mit einem Notizblock und Bleistiften versehen kurz nach 10 Uhr zum Hauptgebäude des Botschaftskomplexes. In einem Zimmer neben dem großen Saal für die Vollsitzungen sollten die Militärexperten zusammenkommen.

Das Hauptgebäude war mit der Villa, in der die sowjetischen Delegierten wohnten, durch eine Allee verbunden. Hier erwartete ich Woroschilow. Das Wetter war sehr angenehm, man spürte in der Luft noch die nächtliche Frische, und die Sonne, die durch das dichte Laub drang, spielte auf den mit gelbem Kies bestreuten Wegen. Es war still und friedlich an diesem Treffpunkt der Führer der drei Mächte, deren in die Millionen gehenden Armeen an fernen Fronten einen titanischen Kampf führten.

Endlich ging die Tür der Villa auf und Stalin und Woroschilow traten heraus. Stalin sprach auf seinen Begleiter ein, dieser hörte schweigend zu und nickte nur von Zeit zu Zeit. Möglicherweise erhielt Woroschilow gerade die letzten Weisungen für das bevorstehende Treffen mit den Briten und Amerikanern, vielleicht war aber auch von etwas ganz anderem die Rede.

An diesem Morgen sah Stalin vortrefflich aus. Der forsche Gang und sein ganzes Äußeres verrieten, daß er voller Energie und Entschlossenheit war. Er lächelte bisweilen und klopfte Woroschilow auf die Schulter.

Stalin nickte mir im Vorübergehen zu, wünschte Woroschilow viel Erfolg und bog in eine Seitenallee ein.

Während wir auf das Hauptgebäude zingingen, fragte mich Kliment Jefremowitsch, ob ich mit der Übersetzung und der Niederschrift des Gesprächs allein fertig würde. Das Protokoll, so erläuterte

Woroschilow, müsse besonders sorgfältig abgefaßt werden: Stalin werde es lesen. Ich versicherte, mir Mühe zu geben, alles, wie es sich gehörte, zu erledigen. Woroschilow lächelte wohlwollend und sagte:

[191:] „Übrigens, Sie gefallen Genossen Stalin, doch seines Erachtens sind Sie schüchtern. Ich kann Ihnen nur raten, energischer, druckvoller zu werden, sonst kommen Sie nicht weit. Stalin mag das, und jetzt hängt vieles von Ihnen selbst ab.“

Ich murmelte etwas Unverständliches und bestätigte damit sicherlich, daß mir das „Druckvolle“ absolut fehlte. Außerdem kam Woroschilows Bemerkung völlig überraschend und verwirrte mich. Ich hatte nie bemerkt, daß Stalin mir besondere Beachtung schenkte. Er sprach mit mir nie über etwas, was nicht unmittelbar zu meiner Funktion als Übersetzer gehörte, und mein Eindruck war, daß er mich überhaupt nicht bemerkte. Außerdem war mir unbegreiflich, bei welcher Gelegenheit ich „druckvoll“ auftreten sollte. Und wäre das in der Tat nach seinem Geschmack gewesen? Ob so oder so, irgendwelche Folgen für mich hatte dieses Gespräch nicht ...

Wir gingen in das Sitzungszimmer. In der Mitte des Raumes stand ein langer Tisch mit rotem Tuch und, ebenso wie im großen Saal, den Staatsflaggen der drei Mächte. Zu beiden Seiten des Tisches – lange Stuhlreihen. Als wir eintraten, saßen die Amerikaner bereits auf ihren Plätzen. Sie waren offenbar zuvor bei Präsident Roosevelt, der im gleichen Gebäude wohnte, gewesen und aus seiner Zimmerflucht direkt hierhergekommen. Nach der Begrüßung begann der traditionelle Austausch der Neuigkeiten von den Fronten. Inzwischen kamen die Briten. Die Beratung konnte beginnen. Die Amerikaner und die Briten nahmen an einer Seite des Tisches Platz, wir an der anderen.

Die Beratung wurde von Admiral Leahy eröffnet, der auf dieser Zusammenkunft den Vorsitz führte. Leahy schlug dem britischen General Brooke vor, einen Überblick über den Kriegsschauplatz im Mittelmeerraum zu geben.

Als wollte er Churchills These vom Tag zuvor weiterentwickeln, erklärte Brooke, die wichtigste Aufgabe der Anglo-Amerikaner bestehe darin, überall dort Druck auf den Feind auszuüben, wo das möglich sei. Gleichzeitig sei es wünschenswert, den Strom der deutschen Divisionen aufzuhalten, der von den Deutschen nach Nordfrankreich geleitet werden könnte, denn hier wäre ihre zahlenmäßige Verstärkung uner-[192:]wünscht. Gewiß werde die Operation „Overlord“, sagte Brooke, eine große Zahl deutscher Divisionen binden, aber sie würde erst in sechs Monaten durchgeführt werden. Inzwischen müsse irgend etwas getan werden, um deutsche Divisionen zu binden. Er erinnerte daran, daß die Engländer starke Kräfte im Mittelmeerraum hätten, die sie so gut wie möglich einsetzen wollten. Nach dieser allgemeinen Bemerkung wandte sich Brooke an General Marshall:

„Ich bitte mich zu unterbrechen, wenn ich etwas sage, was nicht der Meinung der Amerikaner entsprechen sollte.“

General Marshall nickte.

„Fahren Sie bitte fort.“

Die von den Anglo-Amerikanern ausgearbeiteten Pläne, so sagte Brooke, sähen aktive Handlungen an allen Fronten vor, darunter auch im Mittelmeerraum. Die Engländer verfügten über Landungsboote, die man für Operationen in diesem Raum einsetzen könnte. Es wäre nur erforderlich, die Operation „Overlord“ um den Zeitraum zu verschieben, der für den Einsatz dieser Boote im Mittelmeer erforderlich wäre. Diese Operationen würden deutsche Truppen zurückhalten, die im anderen Falle von den Deutschen gegen die Operation „Overlord“ eingesetzt werden könnten.

Nach Darlegung verschiedener Varianten der Operationen, mit denen deutsche Truppen zum Zeitpunkt der Landung der Alliierten in Nordfrankreich gebunden werden sollten, kam Brooke auf die Schwierigkeiten solcher Operationen zu sprechen, bei denen Reserven bald für die eine, bald für die andere Gruppierung auf dem Seewege heranzuschaffen seien. Daher werde es nicht leicht sein, für jede Unterstützungsaktion rechtzeitig Truppen bereitzustellen. Den Deutschen dürfe es deshalb, solange die gelandeten Kräfte der Alliierten noch gering seien, nicht gelingen, ihre Truppen zu verstärken.

Der amerikanische General Marshall, der nach Brooke sprach, begann mit der Frage der Landungsboote, einem – wie er sagte – sehr schwierigen Problem. Es handle sich vor allem um Boote für den Transport von Panzern und motorisierten Einheiten. Gerade an solchen Booten fehle es, um die Operationen im Mittelmeer, von denen General Brooke gesprochen [193:] habe, erfolgreich durchzuführen. Der Vorzug der Operation „Overlord“ bestehe darin, daß bei Beginn der Operation nur eine kurze Entfernung überwunden werden müsse. Für die Folgezeit sei vorgesehen, die Truppen – insgesamt etwa 60 amerikanische Divisionen – direkt aus den USA nach Frankreich zu bringen. Für die Operationen im Mittelmeer seien noch keine bestimmten Beschlüsse gefaßt worden, da diese Frage in Teheran erörtert werden sollte.

Gegenwärtig sei zu klären, so fuhr Marshall fort, was in den nächsten drei und dementsprechend in den nächsten sechs Monaten zu tun sei. Ein Unternehmen in Südfrankreich zwei Monate vor der Operation „Overlord“ durchzuführen wäre sehr gefährlich. Aber gleichzeitig sei es durchaus richtig, daß die Operation in Südfrankreich zum Erfolg der Operation „Overlord“ beitragen würde. Daher müßte die Landung in Südfrankreich zwei bis drei Wochen vor der Eröffnung der zweiten Front in der Normandie erfolgen. Dabei sei zu beachten, daß eine Zerstörung aller Häfen durch die Deutschen ein ernstes Hindernis für diese Operationen sein würde. Man werde die Armeen längere Zeit hindurch über die offene Küste versorgen müssen. Abschließend betonte General Marshall noch einmal, für die Amerikaner bestehe das Problem nicht im Mangel an Truppen und Versorgungsgütern, sondern im Mangel an Landungsmitteln.

Somit lehnte General Marshall die britischen Pläne für die Landung der Alliierten im Mittelmeerraum zwar nicht ab, gab aber zu verstehen, daß der Mangel an Landungsmitteln im Falle der Verwirklichung dieser Operation zu einer beträchtlichen Verzögerung von „Overlord“ führen würde.

Woroschilow hörte sich die Ausführungen Brookes und Marshalls aufmerksam an, enthielt sich aber jeder Bemerkung. Er schlug den Briten und Amerikanern vor, über die Luftoperationen zu berichten. Zu diesem Thema sprach der britische General Portal. Bisher habe man den Hauptteil der Luftangriffe auf Deutschland, so stellte er fest, von England aus geführt, doch nun beginne man, die Luftangriffe auch vom Mittelmeerraum her zu führen. Er wies auf den noch bevorstehenden schweren Kampf hin, brachte aber die Überzeugung [194:] zum Ausdruck, daß der anglo-amerikanische Plan zur Zerstörung der deutschen Luftstreitkräfte dennoch von Erfolg gekrönt sein werde. Die Deutschen seien gegen massierte Angriffe, insbesondere auf Süddeutschland, die vom Mittelmeerraum her geflogen würden, sehr empfindlich. Er, Portal, verstehe, daß die sowjetische Luftwaffe fast völlig mit Erdkämpfen an der Front beschäftigt sei, es wäre aber gut, wenn das sowjetische Kommando einen bestimmten Teil der Luftwaffe für Bombenangriffe auf Ostdeutschland zur Verfügung stellen könnte. Das würde großen Einfluß auf die Lage an allen übrigen Fronten haben.

Admiral Leahy erkundigte sich nach Marschall Woroschilows Meinung zu den soeben erstatteten Berichten.

„Ich möchte vor allem zwei Fragen stellen“, sagte Woroschilow. „Erstens: Was wird getan, um das Problem der Transport- und Landungsmittel zu lösen? Zweitens: Wird der Operation ‚Overlord‘ die Priorität eingeräumt? Aus dem Bericht General Marshalls geht hervor, daß die Amerikaner die Operation ‚Overlord‘ als die Hauptoperation betrachten. Aber hält General Brooke als Chef des britischen Generalstabs diese Operation ebenfalls für die Hauptoperation? Glaubt er, daß diese Operation durch irgendeine andere im Mittelmeerraum oder irgendwo anders ersetzt werden könnte?“

Die Schärfe dieser Fragestellung löste im Saal einige Verwirrung aus. General Brooke begann, die vor ihm liegenden Schriftstücke zu sortieren. Er wollte einer Antwort offenbar ausweichen. General Marshall ergriff das Wort.

„Soweit es die Vereinigten Staaten betrifft“, sagte er, „wird alles getan, um die notwendigen Vorbereitungen bis zum Beginn der Operation ‚Overlord‘ abzuschließen. Insbesondere werden Landungsboote vorbereitet, von denen jedes bis zu vierzig Panzer transportieren kann.“

Als General Marshall den letzten Satz sprach, hob General Brooke den Finger und gab damit zu verstehen, daß er gleich nach dem amerikanischen Vertreter sprechen möchte. Admiral Leahy nickte ihm zu.

„Vor allem möchte ich auf die Frage Marschall Woroschilows antworten, wie die Engländer die Operation ‚Overlord‘ [195:] beurteilen“, erklärte Brooke. „Die Engländer messen dieser Operation große Bedeutung bei und betrachten sie als einen wesentlichen Teil dieses Krieges. Aber für die erfolgreiche Durchführung dieser Operation müssen bestimmte Voraussetzungen gegeben sein, die es den Deutschen unmöglich machen, die guten Straßen Nordfrankreichs zum Heranführen von Reserven zu nutzen ...“

Ohne die Frage, ob die Briten die Operation „Overlord“ als die Hauptoperation betrachteten, direkt zu beantworten, begann Brooke, sich darüber auszulassen, daß die für eine Landung in Nordfrankreich notwendigen Voraussetzungen an sich nach Meinung des britischen Kommandos im Jahre 1944 gegeben seien und daß die Engländer sich deshalb darauf vorbereiteten, diese Operation im Laufe des kommenden Jahres durchzuführen. Schwierigkeiten ergäben sich jedoch bei den Landungsbooten. Um zum 1. Mai 1944 bereit zu sein, sei es notwendig, schon jetzt den größten Teil der Landungsboote aus dem Mittelmeerraum abzuziehen, und das, so betonte Brooke, werde zum Stillstand der Operationen in Italien zu einem Zeitpunkt führen, da die Engländer eine maximale Zahl deutscher Divisionen durch ständige Kämpfe zu binden beabsichtigten. Diese Gefechte seien nicht nur notwendig, um deutsche Kräfte von der russischen Front abzuziehen, sondern auch, um später das Gelingen der Operation „Overlord“ zu sichern. Also dürfe man im gegenwärtigen Augenblick nicht alles für die Vorbereitung der Operation „Overlord“ einsetzen. Folglich sei es schwer zu sagen, wann es gelingen würde, die Invasion in Nordfrankreich zu beginnen.

Abschließend wies General Brooke auf Schwierigkeiten beim Bau von provisorischen schwimmenden Häfen hin. Gegenwärtig führe man entsprechende Versuche durch. Einige dieser Versuche seien weniger erfolgreich verlaufen als erwartet, aber auf jeden Fall gebe es auf diesem Gebiet Erfolge. Ob so oder so, das Gelingen oder Mißlingen der Operation „Overlord“ hänge in bedeutendem Maße vom Vorhandensein dieser Häfen ab. Auf diese Weise fügte General Brooke den von den Briten ohnehin aufgetürmten Hindernissen für die rechtzeitige Verwirklichung der Operation „Overlord“ neue hinzu.

[196:] Die Erläuterungen des britischen Vertreters befriedigten Woroschilow nicht, und er wiederholte seine Frage an General Brooke:

„Ich möchte wissen, ob die Engländer die Operation ‚Overlord‘ als die Hauptoperation betrachten.“

Der britische General drückte sich erneut vor einer direkten Antwort. Er sagte:

„Ich habe diese Frage erwartet und muß sagen, daß ich weder der Operation in Nordfrankreich noch der in Südfrankreich Mißerfolge wünsche. Unter bestimmten Bedingungen sind diese Operationen jedoch zum Scheitern verurteilt.“

Als Woroschilow sah, daß er von den Briten keine klare Antwort erhalten würde, legte er den sowjetischen Standpunkt zu diesem Problem dar. Er erinnerte an die in der ersten Vollsitzung der Konferenz abgegebene Erklärung des Leiters der sowjetischen Delegation, daß der sowjetische Generalstab in den Operationen im Mittelmeerraum Operationen von zweitrangiger Bedeutung sehe und daß es zweckmäßig sei, nur solche Operationen in Südfrankreich durchzuführen, die für den Erfolg der Operation „Overlord“ von entscheidender Bedeutung seien. Die Erfahrungen des Krieges und die Erfolge der anglo-amerikanischen Truppen in Nordafrika, die bereits durchgeführten Landungsoperationen in Italien, die Aktionen der anglo-amerikanischen Luftstreitkräfte gegen Deutschland, die Organisiertheit der Truppen der USA und des Vereinigten Königreichs, die leistungsfähige Technik der USA, die Seemacht der Alliierten und insbesondere ihre Herrschaft im Mittelmeer – das alles, sagte Woroschilow, zeige, daß „Overlord“ erfolgreich sein könne, wenn man es nur wolle. Nur der Wille sei notwendig.

Ferner erinnerte Woroschilow an die Vorschläge der sowjetischen Seite, die Operation über den Kanal durch Aktionen der alliierten Truppen von Südfrankreich her zu unterstützen. Zu diesem Zweck

könne man in Italien zur Verteidigung übergehen und die frei werdenden Kräfte in Südfrankreich landen, um damit den Feind von zwei Seiten anzugreifen. Diese Landung könne entweder zwei bis drei Monate vor der Operation [197:] „Overlord“ oder gleichzeitig oder sogar etwas später als diese ausgeführt werden, aber sie sei unbedingt notwendig.

„Wir betrachten die Operation über den Kanal“, fuhr Woroschilow fort, „als eine schwierige Operation. Wir wissen, daß diese Operation schwieriger ist als die Überquerung von Flüssen. Trotzdem können wir aber auf der Grundlage unserer Erfahrungen, die wir bei der Überquerung so großer Flüsse wie Dnepr, Desna und Sosh – deren rechtes Ufer steil ist und von den Deutschen gut befestigt war – gesammelt haben, sagen, daß die Operation über den Kanal Erfolg verspricht, wenn sie ernsthaft in Angriff genommen wird. Die Deutschen hatten auf dem rechten Ufer der genannten Flüsse moderne, starke Eisenbetonbefestigungen gebaut, die mit starker Artillerie ausgerüstet waren, und konnten das linke, flache Ufer in großer Tiefe unter Feuer nehmen und unsere Truppen an der Annäherung hindern. Trotzdem gelang es unseren Truppen, nach konzentriertem Artillerie- und Granatwerferbeschuß sowie nach starken Angriffen durch unsere Luftwaffe diese Flüsse zu überqueren und den Feind zu schlagen. Ich bin davon überzeugt, daß eine gut vorbereitete und vor allem von starken Luftwaffenverbänden unterstützte Operation ‚Overlord‘ ein voller Erfolg sein wird. Die alliierte Luftwaffe muß sich selbstverständlich, noch bevor die Aktionen der Bodentruppen beginnen, die volle Luftüberlegenheit sichern.“

In seiner Antwort an Woroschilow erklärte General Brooke in versöhnlichem Ton, daß die Engländer und Amerikaner die Operationen im Mittelmeer ebenfalls als Operationen von zweitrangiger Bedeutung betrachteten. Da aber in diesem Raum starke Truppen konzentriert seien, könnten und müßten dort Operationen durchgeführt werden, um die Hauptoperation zu unterstützen. Diese Operationen seien mit der gesamten Kriegführung und insbesondere mit dem Gelingen der Operationen in Nordfrankreich aufs engste verbunden.

Alsdann kam Brooke auf das Problem der Überquerung von Wasserläufen zu sprechen. Die Engländer hätten, so sagte er, die Aktionen der Roten Armee zur Überquerung der Flüsse mit großem Interesse und viel Begeisterung verfolgt und seien der Meinung, daß die Russen bei diesen Landungsoperationen [198:] große Erfolge erzielt hätten. Aber die Operation über den Kanal erfordere Spezialmittel und bedürfe einer detaillierten Vorbereitung. Die Engländer und Amerikaner untersuchten schon seit einigen Jahren alle notwendigen Einzelheiten. Erhebliche Schwierigkeiten ergäben sich auch daraus, daß die französische Küste abschüssig sei und viele Untiefen aufweise. Deshalb sei es an vielen Stellen schwer, mit Booten direkt an die Küste heranzukommen.

General Marshall machte ebenfalls auf Schwierigkeiten aufmerksam, die mit der Landung in Nordfrankreich verbunden waren. Er stimmte den optimistischen Äußerungen Woroschilows über die Kanalüberquerung nicht zu. Marshall sagte, er sei seinerzeit in Operationen zu Lande und in der Flußüberquerung ausgebildet worden. Aber als er es mit Landungsoperationen von See her zu tun bekommen habe, habe er völlig umlernen müssen. Während bei Flußüberquerungen eine Niederlage lediglich ein Mißerfolg sei, bedeute eine Niederlage bei Landungsoperationen von See her eine Katastrophe.

Woroschilow antwortete Marshall: Seiner Meinung nach seien bei einer solchen Operation wie „Overlord“ die Organisation, die Planung und eine durchdachte Taktik das wichtigste. Wenn die Taktik der gestellten Aufgabe entspreche, sei ein Mißerfolg der ersten Einheiten eben nur ein Mißerfolg, aber keine Katastrophe. Die Luftwaffe müsse die Luftüberlegenheit erringen und die Artillerie des Gegners zerschlagen; nach intensiver Artilleriesvorbereitung würden dann nur die vordersten Einheiten vorgeschickt. Wenn diese aber festen Fuß gefaßt hätten und sich ein Erfolg abzeichne, müßten die Hauptkräfte landen.

Im Endergebnis blieb jeder bei seiner Meinung. Doch die Militärvertreter waren nicht allein in der Frage der Landungsoperationen außerstande, eine gemeinsame Sprache zu finden. Ungelöst blieb auch die wichtigere Frage – die des Termins für die Eröffnung der zweiten Front in Nordfrankreich.

Als am Nachmittag die Delegationen der drei Mächte zu einer Vollsitzung zusammentraten, hatten die Militärvertreter nichts Tröstliches zu berichten.

Das Königsschwert für Stalingrad

Vor der Vollsitzung der Konferenz am 29. November fand eine Zeremonie statt, die sich zu einer Demonstration der Einheit der Verbündeten im Kampf gegen den gemeinsamen Feind gestaltete. Diese Demonstration kam zur rechten Zeit. Sie entspannte ein wenig die Konferenzatmosphäre und erinnerte gleichsam daran, daß vor der Antihitlerkoalition noch sehr große und komplizierte Aufgaben standen, die nur bei einträchtigem und koordiniertem Vorgehen gelöst werden konnten.

Betont feierlich wurde im Namen König Georgs VI. und des britischen Volkes ein eigens für diesen Zweck geschmiedetes Schwert an die Einwohner von Stalingrad überreicht. Der große schimmernde Zweihänder in der inkrustierten Scheide, von den kunstfertigsten Waffenschmieden Großbritanniens gefertigt, war als Achtungstribut für die Helden Stalingrads gedacht, jener Stadt, wo der faschistischen Bestie das Rückgrat gebrochen wurde.

Der Saal füllte sich lange vor Beginn der Zeremonie. Hier befanden sich bereits alle Delegationsmitglieder sowie die höchsten Offiziere der Armeen, Flotten und Luftstreitkräfte, als die „großen Drei“ eintraten.

Stalin trug den hellgrauen Waffenrock mit den Marschallschulterstücken. Auch Churchill erschien in Uniform. Ab diesem Tag legte der britische Premier in Teheran immer seine Uniform an, was nach allgemeiner Ansicht eine Art Reaktion auf Stalins Kleidung war. Anfangs hatte Churchill einen gestreiften blauen Anzug getragen, aber als er Stalin in Uniform sah, forderte er sofort den graublauen Waffenrock des ranghöchsten Offiziers der Royal Air Force an: Diese Uniform kam gerade noch zur Zeremonie der Schwertüberreichung zurecht. Roosevelt war wie gewöhnlich in Zivil.

Die Ehrenwache bildeten Offiziere der Roten Armee und der britischen Streitkräfte. Ein Orchester intonierte die sowjetische und die britische Hymne. Alle standen stramm. Als die Musik verklungen war, trat feierliche Stille ein. Churchill näherte sich langsam dem großen, schweren Behälter auf dem [200:] Tisch und öffnete ihn. Das Schwert lag in der Scheide auf, einem bordeauxroten Samtkissen. Churchill hob es mit beiden Händen hoch und sagte, an Stalin gewandt:

„Seine Majestät König Georg VI. hat mir befohlen, Ihnen zur Weitergabe an die Stadt Stalingrad dieses Schwert zu überreichen, das nach einem von Seiner Majestät ausgewählten und gebilligten Entwurf angefertigt worden ist. Dieses Ehrensword ist ein Werk englischer Meister, deren Vorfahren seit Generationen Schwerter schmiedeten. Die Klinge des Schwertes trägt die Aufschrift: ‚Ein Geschenk König Georgs VI. an Menschen mit stählernen Herzen, an die Bürger von Stalingrad als Zeichen der Achtung, die ihnen das englische Volk entgegenbringt.‘“

Nun trat Churchill vor und übergab das Schwert Stalin, hinter dem eine sowjetische Ehrenwache mit Maschinenpistolen stand. Stalin nahm das Schwert entgegen und zog die Klinge aus der Scheide. Sie schimmerte in kaltem Glanz. Er führte die Klinge an die Lippen und küßte sie. Dann sprach er, das Schwert haltend, leise:

„Im Namen der Bürger von Stalingrad möchte ich unseren tiefempfundenen Dank für das Geschenk König Georgs VI. zum Ausdruck bringen. Die Bürger von Stalingrad werden dieses Geschenk hoch zu schätzen wissen, und ich bitte Sie, Herr Premierminister, seiner Majestät dem König ihren Dank zu übermitteln.“

Eine Pause trat ein. Stalin ging um den Tisch herum zu Roosevelt und zeigte ihm das Schwert. Dieser las die Aufschrift auf der Klinge und sagte:

„In der Tat, die Bürger von Stalingrad haben Herzen von Stahl.“

Er reichte Stalin das Schwert zurück. Dann übernahm es Woroschilow und brachte es in Begleitung der Ehrenwache ins Nebenzimmer.

Danach gingen alle auf die Terrasse, um sich den Fotografen zu stellen. Es war warm und windstill. Stalin und Churchill blieben in der Mitte der Terrasse stehen, vor der hohen Tür, die in den großen

Sitzungssaal führte. Auch Roosevelt wurde im Rollstuhl an diese Stelle geschoben. Es wurden Sessel ge-[201:]bracht. Hinter den „großen Drei“ nahmen die Minister, Marschälle, Generale, Admirale und Botschafter Aufstellung. Für die Bild- und Filmberichtersteller war der große Augenblick gekommen. Sie liefen geschäftig hin und her, um die beste Position zu finden. Nachher zog sich das Gefolge zurück, und die „großen Drei“ blieben allein. Diese Aufnahme ging um die Welt und ist heute ein historisches Dokument.

Ein Oberbefehlshaber wird gesucht

Gleich nach der Schwertübergabe begann eine Sitzung, auf der sich die Feierstimmung rasch verflüchtigte. Das Kardinalproblem, wann die zweite Front in Europa eröffnet werden würde, war ja nach wie vor nicht gelöst. Stalin wandte sich an den britischen und den amerikanischen Vertreter:

„Wenn es erlaubt ist, möchte ich um die Beantwortung der Frage bitten, wer die Operation ‚Overlord‘ befehligen wird.“

„Diese Frage ist noch nicht entschieden“, antwortete Roosevelt.

„Dann wird aus der Operation ‚Overlord‘ nichts werden“, sagte Stalin düster, als würde er laut denken. „Wer trägt denn die moralische und militärische Verantwortung für die Vorbereitung und die Durchführung der Operation ‚Overlord‘? Wenn das nicht bekannt ist, ist die Operation ‚Overlord‘ nur Geschwätz.“

Es schien, als wäre ein Schatten der Verlegenheit über die Gesichter auf der gegenüberliegenden Tischseite gehuscht. Nach längerem Schweigen sagte Roosevelt:

„Für die Vorbereitung der Operation ‚Overlord‘ ist der englische General Morgan verantwortlich.“

„Und wer trägt die Verantwortung für die Durchführung der Operation ‚Overlord‘?“ ließ der sowjetische Vertreter nicht locker.

„Wir kennen alle, die an der Durchführung dieser Operation teilnehmen werden“, erklärte der amerikanische Präsident, „mit Ausnahme des Oberbefehlshabers.“

[202:] Mit dieser Erklärung war das Problem natürlich nicht gelöst. Die von der sowjetischen Delegation aufgeworfene Frage war von grundsätzlicher Bedeutung. Denn ohne einen Befehlshaber, ohne einen verantwortlichen militärischen Führer läßt sich ein Unternehmen, ob groß oder klein, nicht durchführen, schon gar nicht ein so gewaltiges wie die Landung riesiger, mit schwerer Kampftechnik ausgerüsteter Truppenmassen in Nordfrankreich.

Daher wurde mit der Frage nach dem Oberbefehlshaber die ganze Fragwürdigkeit der anglo-amerikanischen Haltung aufgedeckt.

„Es kann also eintreten“, fuhr Stalin im gleichen düsteren Ton fort, „daß General Morgan die Vorbereitung der Operation für abgeschlossen hält, während der Befehlshaber, der die Durchführung dieser Operation zu verantworten hat, nach seiner Ernennung dessen Meinung nicht teilt. Für die Vorbereitung und die Durchführung dieser Operation muß ein Mann verantwortlich sein.“

„Die vorher erforderlichen Vorbereitungen wurden General Morgan übertragen“, entgegnete Churchill.

„Wer hat sie General Morgan übertragen?“ fragte Stalin rasch.

Churchill antwortete, General Morgan habe diesen Auftrag vor einigen Monaten vom anglo-amerikanischen Vereinigten Stab mit Präsident Roosevelts und seiner, Churchills, Zustimmung erhalten. General Morgan solle die Operation „Overlord“ gemeinsam mit dem amerikanischen und dem britischen Stab vorbereiten, doch sei ein Oberbefehlshaber noch nicht ernannt. Die britische Regierung habe sich bereit erklärt, ihre Kräfte dem Kommando eines amerikanischen Oberbefehlshabers für die Operation „Overlord“ zu unterstellen, da die USA die Verantwortung für die Konzentration und Ergänzung der Truppen trügen und den größeren Teil derselben stellten. Die Frage der Ernennung des Oberbefehlshabers könne man in einer so breiten Sitzung wie der heutigen nicht entscheiden. Das sollten die drei Regierungschefs in engem Kreis unter sich ausmachen.

Während Churchill sprach, schrieb Roosevelt einen Zettel [203:] und ließ ihn dem britischen Premierminister bringen. Der überflog ihn und sagte:

„Wie mir der Präsident soeben mitteilt, und ich unterstütze das, wird die Ernennung des Oberbefehlshabers von den Verhandlungen abhängen, die wir hier führen.“

„Ich möchte richtig verstanden werden“, erläuterte Stalin. „Die Russen beanspruchen nicht, an der Ernennung des Oberbefehlshabers teilzuhaben, sie möchten jedoch wissen, wer Oberbefehlshaber sein wird. Die Russen wünschen, daß er möglichst schnell ernannt werden möge und sowohl für die Vorbereitung als auch für die Durchführung der Operation ‚Overlord‘ verantwortlich sein wird.“

„Wir stimmen dem, was Marschall Stalin sagte, voll und ganz zu“, rief Churchill aus. Es war für ihn offenbar eine Erleichterung, daß der sowjetische Partner keinen Anspruch darauf erhob, an der Erörterung dieser Frage teilzunehmen. „Und ich glaube, der Präsident wird meiner Meinung sein, daß wir den Oberbefehlshaber in zwei Wochen ernennen und seinen Namen bekanntgeben werden.“

Bei dem Gespräch, das Stalin am nächsten Tag mit Churchill hatte, wurde die Frage des Oberbefehlshabers für die Operation „Overlord“ berührt. Der britische Premierminister schloß sich der Meinung an, daß die Ernennung des Oberbefehlshabers höchst wichtig sei, und fügte hinzu, bis August sei man der Ansicht gewesen, daß die Operation „Overlord“ von einem britischen Offizier befehligt werden müsse, doch als Roosevelt vor kurzem in Quebec mit ihm zusammengekommen sei, habe der Präsident einen anderen Vorschlag gemacht: die Leitung der Operation „Overlord“ einem amerikanischen und die der Operationen im Mittelmeer einem britischen Offizier zu übertragen. Die britische Regierung habe dem zugestimmt, da die Amerikaner bei der Operation „Overlord“ bereits zu Beginn ein Übergewicht an Truppen haben würden, das im Laufe der Zeit noch zunehmen würde.

„Bedeutet das, daß im Mittelmeerraum an die Stelle Eisenhowers ein englischer Befehlshaber treten wird?“ fragte Stalin.

Churchill bejahte das und fügte hinzu, sobald die Ameri-[204:]kaner ihren Befehlshaber ernannt hätten, würde er den britischen Befehlshaber im Mittelmeerraum ernennen.

„Die Verzögerung bei der Ernennung des amerikanischen Befehlshabers“, fügte der britische Premierminister vielsagend hinzu, „hängt mit internen Erwägungen und den Ansichten einiger hochgestellter Persönlichkeiten in den Vereinigten Staaten zusammen.“

Das war nur die halbe Wahrheit, denn das Problem der Ernennung des Oberbefehlshabers rief nicht nur unter den Washingtoner Politikern Differenzen hervor, sondern auch zwischen den Briten und den Amerikanern. Etwa im Sommer 1943 war nämlich in Washington die Meinung aufgekommen, die Unternehmen im Mittelmeerraum und in Nordfrankreich müßten einem einzigen – und zwar einem amerikanischen – Kommando unterstellt werden. Zu jenem Zeitpunkt wurde auch ein Kandidat für den Posten des Oberbefehlshabers aller Operationen in Aussicht genommen, nämlich der Stabschef der USA-Armee, General George Marshall. Aber gerade diese Kandidatur war umstritten. Einflußreiche militärische Kreise wie auch einige namhafte Persönlichkeiten im Kongreß der USA waren der Ansicht, Washington werde für einen Mann mit so großer militärischer und politischer Erfahrung wie General Marshall schwerlich Ersatz finden. Diese Kreise wollten seiner Versetzung nach Europa nur zustimmen, wenn eine Möglichkeit gefunden würde, ihn auch seinen Posten in Washington behalten zu lassen.

Präsident Roosevelt und sein nächster Anhang nahmen jedoch an, die Briten würden nur im Fall der Ernennung General Marshalls zum Oberbefehlshaber damit einverstanden sein, beide Kriegsschauplätze, den Mittelmeerraum und Westeuropa, unter den Befehl eines Offiziers zu stellen. Roosevelts Ansicht nach war das um so wichtiger, als zu jener Zeit Churchills Tendenz, großangelegte militärische Operationen vor allem im östlichen Teil des Mittelmeerraums zu entfalten, bereits recht deutlich hervorgetreten war. Die damit zusammenhängenden innenpolitischen Probleme hatten zur Folge, daß die Frage des Oberbefehlshabers in den Herbstmonaten 1943 nicht entschieden werden konnte.

[205:] Erschwerend trat hinzu, daß die britische Regierung , entschieden gegen ein gemeinsames Kommando unter amerikanischer Führung war. Zwar unterstützte London die Idee der Ernennung

Marshall, aber lediglich zum Oberbefehlshaber von „Overlord“. Daher hatte man sich – auch nachdem die amerikanische Idee eines gemeinsamen Oberkommandos in Quebec, wo sich Churchill und Roosevelt im August 1943 trafen, endgültig fallengelassen und beschlossen worden war, die anglo-amerikanischen Kräfte im Mittelmeerraum unter britischen Befehl zu stellen – nicht endgültig darauf einigen können, wer Oberbefehlshaber von „Overlord“ werden sollte.

Mit ihrem Nachgeben in dieser Frage zeigten die Amerikaner, daß sie bereit waren, Churchill bei seinen Abenteuern im östlichen Mittelmeerraum gewähren zu lassen. Was mit diesen Abenteuern erreicht werden sollte, war klar: erstens den Krieg durch Operationen in zweitrangiger Stoßrichtung in die Länge zu ziehen, zweitens den Balkan und ganz Südeuropa, das zu jener Zeit eine große Partisanenbewegung nicht nur antifaschistischen, sondern auch antiimperialistischen Charakters erfaßt hatte, unter britische Kontrolle zu bringen.

All diese Umtriebe waren natürlich nicht dazu angetan, den Krieg zu einem baldigen Ende zu bringen und der Sowjetunion wirksam zu helfen.

Der Oberbefehlshaber von „Overlord“ wurde in Teheran nicht bestimmt. Vier Tage nach dem Ende der Dreierkonferenz, am 5. Dezember 1943, ernannte Roosevelt jedoch General Dwight Eisenhower zum Befehlshaber der für die Operation „Overlord“ vorgesehenen anglo-amerikanischen Truppen.

Die Atmosphäre erhitzt sich

Die Konferenzteilnehmer kamen immer wieder auf das Thema „Overlord“ zurück, doch brachte sie das der Hauptfrage – dem Termin für die Invasion in Nordfrankreich und ihrer Rangordnung unter den anderen Operationen – nicht einen Schritt näher.

Churchill gab seine Versuche nicht auf, an die Stelle von [206:] „Overlord“ ein Unternehmen im Mittelmeerraum oder auf dem Balkan zu setzen. In einer Vollsitzung erklärte er aufs neue, die Briten verfügten im Mittelmeerraum über eine bedeutende Armee und wollten, daß diese dort im Laufe des ganzen Jahres aktiv kämpfe und nicht untätig bleibe. Darum bitte er die Russen, das gesamte Problem sowie die verschiedenen Alternativen zu prüfen, die Großbritannien ihnen hinsichtlich des besten Einsatzes der im Mittelmeerraum stationierten Truppen vorschlage. Der britische Premier nannte einige Fragen, die nach seiner Meinung im einzelnen untersucht werden müßten: erstens, wie man die Operation „Overlord“ unter Einsatz der im Mittelmeerraum stationierten Kräfte unterstützen könne. Die Engländer wünschten sich dort nur eine ausreichende Anzahl Landungsmittel, um zwei Divisionen befördern zu können. Damit könne man das Vorrücken der britisch-amerikanischen Truppen auf der Apenninenhalbinsel zur Vernichtung gegnerischer Truppen beschleunigen. Es gebe noch eine andere Möglichkeit für den Einsatz dieser Kräfte, Sie würden zur Besetzung der Insel Rhodos ausreichen, falls die Türkei in den Krieg eintrete. Die dritte Möglichkeit für die Verwendung dieser Kräfte bestehe darin, sie, die Verluste abgezogen, in sechs Monaten zur Unterstützung der Operation „Overlord“ in Südfrankreich einzusetzen. Keine der genannten Möglichkeiten sei ausgeschlossen. Wichtig sei jedoch die Frage des Zeitpunktes. Der Einsatz dieser beiden Divisionen, ganz gleich, für welche der drei genannten Operationen im Mittelmeerraum sie Verwendung finden würden, habe eine Verzögerung der Operation „Overlord“ oder den Abzug eines Teils der Landungsmittel aus dem Bereich des Indischen Ozeans zur Folge.

„Darin besteht unser Dilemma“, rief Churchill pathetisch aus und hob die Arme. „Um uns für einen Weg zu entscheiden, möchten wir den Standpunkt Marschall Stalins zur allgemeinen strategischen Lage hören, denn die Kriegserfahrungen unserer russischen Verbündeten versetzen uns in Begeisterung ...“

Aber es gebe ein weiteres Problem, fuhr der Leiter der britischen Delegation fort, das eher politischen als militärischen [207:] Charakter trage. Es handle sich um den Balkan. Dort ständen 21 deutsche Divisionen, die Garnisontruppen nicht eingerechnet. Von diesen Divisionen seien 54.000 Mann auf den Ägäischen Inseln konzentriert. Außerdem befänden sich auf dem Balkan noch mindestens 12 bulgarische Divisionen.

Churchill wies auf die Bedeutung der auf dem Balkan stehenden feindlichen Truppen hin und begann zu versichern, daß Großbritannien weder Interesse am Balkan noch ehrgeizige Ziele habe. Es wolle lediglich die 21 deutschen Divisionen auf dem Balkan binden und sie nach Möglichkeit vernichten.

„Wir sind bestrebt, mit unseren russischen Verbündeten Hand in Hand zu arbeiten“, versicherte Churchill.

Diese Versicherungen klangen nicht sehr überzeugend. Als Antwort darauf erklärte der sowjetische Vertreter erneut, von den militärischen Problemen sei die Operation „Overlord“ als die wichtigste und entscheidende Frage anzusehen.

„Natürlich benötigen die Russen Unterstützung“, fuhr Stalin fort. „Ich möchte erklären, daß wir, was unsere Unterstützung anbetrifft, von denen Hilfe erwarten, die verpflichtet sind, vorgesehene Operationen durchzuführen. Und wir hoffen auf wirkliche Unterstützung.“

Vor allem, so betonte er, dürfe der Zeitpunkt der Operation „Overlord“ nicht hinausgeschoben werden, und der Monat Mai müsse als äußerster Termin für die Durchführung dieser Operation gewahrt bleiben. Vorzusehen sei ferner die Unterstützung der Operation „Overlord“ durch eine Landung in Südfrankreich. Nach Meinung der russischen Delegation wäre es am besten, alle diese Fragen im Verlauf der Teheraner Konferenz zu lösen, und die sowjetische Seite sehe auch keinen Grund, weshalb das nicht möglich sein sollte.

Roosevelt, der Stalin aufmerksam zugehört hatte, sagte, er messe den Terminen große Bedeutung bei; falls über die Operation „Overlord“ Einstimmigkeit herrsche, müsse man sich auch über den Termin ihrer Durchführung einigen. Nach seiner – Roosevelts – Meinung könne man die Operation „Overlord“ in der ersten Maiwoche oder etwas später durchführen. Eine Verzögerung könne durch ein, zwei Operationen im Mittelmeerraum verursacht werden, bei denen Landungsmittel [208:] und Flugzeuge eingesetzt werden müßten. Sollte eine Expedition im östlichen Teil des Mittelmeers stattfinden und erfolgreich verlaufen, müßten zusätzliche Versorgungsgüter und Truppen dort hingeschickt werden. Dann könne die Operation „Overlord“ nicht zum festgesetzten Termin begonnen werden. Daher müßten die Stäbe, fuhr der amerikanische Präsident fort, die Pläne für die Operation auf dem Balkan so ausarbeiten, daß diese der Operation „Overlord“ nicht schadeten.

„Richtig“, unterstützte Stalin den Präsidenten und fügte hinzu: „Es wäre gut, könnte die Operation ‚Overlord‘ im Mai, sagen: wir am 10., 15. oder 20. Mai, durchgeführt werden.“

„Diese Verpflichtung kann ich nicht eingehen“, entgegnete Churchill.

Stalin zuckte mit den Schultern, als wollte er zu verstehen geben, daß er eine Fortsetzung des Gesprächs unter diesen Umständen für schwierig halte. Ihn reizte offensichtlich die ausweichende Position des britischen Premiers. Aber er hatte sich in der Gewalt und sagte in dem ruhigen Ton eines Lehrers, der einem begriffsstutzigen Schüler eine Frage zu erklären sucht:

„Sollte die Operation ‚Overlord‘ erst im August stattfinden, wie Churchill gestern bemerkte, wird sie infolge des in dieser Zeit herrschenden ungünstigen Wetters scheitern. Die geeignetsten Monate für ‚Overlord‘ wären April und Mai.“

Bekanntlich war Stalin zuweilen reizbar und unduldsam. Schon die geringste Widerrede konnte bei ihm eine sehr stürmische Reaktion auslösen. Doch während der Teheraner Konferenz hatte er sich in der Hand. Selbst in kritischsten Momenten war er beherrscht, korrekt. Und das unterschied ihn vorteilhaft von Churchill, der sehr oft die Nerven verlor und sich zuweilen überhaupt nicht in der Gewalt hatte.

Der ruhige Ton Stalins verfehlte seine Wirkung nicht.

„Offenbar“, sagte Churchill in versöhnlichem Ton, „gehen unsere Ansichten gar nicht so sehr auseinander, wie es scheinen mag. Ich bin bereit, alles in der Macht der britischen Regierung Stehende zu tun, um die Operation ‚Overlord‘ möglichst bald durchführen zu können. Ich glaube [209:] jedoch nicht, daß man die vielen Möglichkeiten im Mittelmeer so rigoros ungenutzt verstreichen lassen

sollte, als hätten sie keine Bedeutung, nur weil ihre Wahrnehmung die Realisierung der Operation ‚Overlord‘ zwei bis drei Monate hinauszögern würde ... Die zahlenmäßig starken britischen Truppen dürfen meiner Meinung nach nicht sechs Monate lang untätig sein. Sie müssen gegen den Feind eingesetzt werden. Mit Unterstützung der amerikanischen Verbündeten hoffen wir, die deutschen Divisionen in Italien zu vernichten. Wir können in Italien nicht länger abwarten. Das würde unseren ganzen Feldzug zum Scheitern verurteilen. Wir müssen unseren russischen Freunden zu Hilfe kommen.“

So kehrte Churchill erneut zu seiner These von der Durchführung von Operationen im Mittelmeerraum zurück und stellte überdies die Sache so dar, als sei eben das die beste Hilfe für die Sowjetunion. Stalin bemerkte sarkastisch:

„Nach Churchills Worten zu urteilen, würden die Russen von den Engländern fordern, untätig zu sein.“

Churchill überhörte die Ironie und ließ sich weiterhin darüber aus, daß es möglichst viele deutsche Divisionen in Italien und auf dem Balkan zu binden gelte und daß Passivität an der italienischen Front den Deutschen gestatten würde, ihre Divisionen zum Nachteil für die Operation „Overlord“ wieder nach Frankreich zu bringen. Die Engländer, so versicherte Churchill, seien jederzeit bereit, alle Einzelheiten mit den Alliierten zu erwägen, ausschlaggebend sei jedoch die Anzahl der Landungsmittel. Wenn die Landungsmittel zum Schaden der Operation „Overlord“ im Mittelmeer oder im Indischen Ozean verblieben, sei der Erfolg der Operation „Overlord“ und der Operation in Südfrankreich in Frage gestellt.

„Für die Operation in Südfrankreich werden wir eine größere Anzahl von Landungsmitteln benötigen. Ich bitte, das zu berücksichtigen“, schloß der britische Premier seine Ausführungen vielsagend.

Unter diesen Umständen mutete der Vorschlag, die Beratungen in der Kommission der Militärexperten fortzusetzen, wie ein Winkelzug an, um die ganze Angelegenheit überhaupt zu Grabe zu tragen. Denn allen war klar: Die Zeit, die die [210:] Oberhäupter der Regierungen der Teheraner Konferenz widmen konnten, war begrenzt. Daher erwiderte Stalin, als Roosevelt erneut vorschlug, die Militärkommission mit der Erörterung der ungelöst gebliebenen Fragen zu beauftragen, entschieden:

„Eine Militärkommission ist nicht notwendig. Wir können alle Fragen hier auf der Konferenz lösen. Notwendig ist, die Frage des Zeitpunkts, des Oberbefehlshabers und der Notwendigkeit einer Hilfsoperation in Südfrankreich zu klären.“

Stalin fügte hinzu, daß für die sowjetischen Vertreter die Zeit des Aufenthalts in Teheran begrenzt sei. Die sowjetische Delegation könne bis zum 1. Dezember bleiben, müsse aber am 2. Dezember abreisen. Es sei doch zuvor vereinbart worden, daß die Konferenz nicht länger als drei bis vier Tage dauern würde.

Roosevelt beharrte dennoch darauf, alle Fragen der Militärkommission zu übergeben, doch Stalin war damit nicht einverstanden.

„Die Russen“, erläuterte er, „möchten den Termin für den Beginn der Operation ‚Overlord‘ erfahren, um ihren Schlag gegen die Deutschen vorbereiten zu können.“

Churchill unterstützte den Vorschlag des Präsidenten hinsichtlich der Militärkommission.

„Zur Festlegung des Termins für die Operation ‚Overlord‘“, so „fuhr er fort, „möchte ich sagen: Sollte entschieden werden, die strategischen Fragen in der Militärkommission zu untersuchen ...“

Stalin unterbrach Churchill schroff:

„Wir fordern keine Untersuchung.“

Roosevelt spürte, daß sich die Atmosphäre erhitzte, und beeilte sich einzugreifen:

„Wir wissen alle“, bemerkte er, „daß zwischen uns und den Engländern keine großen Meinungsverschiedenheiten bestehen. Ich bin gegen eine Verzögerung der Operation ‚Overlord‘, während Herr Churchill mehr die Wichtigkeit der Operationen im Mittelmeer hervorhebt. In diesen Fragen dürfte sich die Militärkommission auskennen.“

„Wir können diese Fragen selbst entscheiden“, wiederholte [211:] Stalin beharrlich, „denn wir besitzen mehr Rechte als die Militärkommission. Wenn ich eine Frage stellen dürfte, dann möchte ich gern von den Engländern erfahren“, wandte sich Stalin an Churchill, „ob sie an die Operation ‚Overlord‘ glauben oder nur davon reden, um die Russen zu beruhigen.“

Churchill antwortete: „Sobald die auf der Moskauer Konferenz festgelegten Voraussetzungen gegeben sind, werden wir uns, davon bin ich fest überzeugt, bei Beginn der Operation ‚Overlord‘ verpflichtet fühlen, alle nur möglichen Kräfte gegen die Deutschen einzusetzen.“

Die Voraussetzungen, auf die sich Churchill berief, waren auf der Moskauer Konferenz der Außenminister der drei Mächte, die kurz vor dem Teheraner Treffen stattgefunden hatte, formuliert worden. In welchem Falle sollte die Landung in Nordfrankreich durchgeführt werden? In Frankreich durften sich im Augenblick der Invasion nicht mehr als 12 einsatzfähige deutsche Divisionen befinden, in den ersten 60 Tagen nach der Landung durften die Deutschen keine Möglichkeit haben, mehr als 15 Divisionen zur Verstärkung ihrer Truppen nach Frankreich zu verlegen.

Mit dem Hinweis auf diese Voraussetzungen gab Churchill zu verstehen, daß die Operation „Overlord“ unter bestimmten Umständen überhaupt nicht stattfinden würde. Damit war die Frage der Operation „Overlord“ nach langen Debatten wieder in die Sackgasse geraten. Es schien sinnlos zu sein, die Verhandlungen fortzusetzen.

Stalin erhob sich schroff und sagte zu Molotow und Woroschilow:

„Gehen wir, hier haben wir nichts mehr zu suchen. Wir haben viel an der Front zu tun.“

Churchill rutschte unruhig auf seinem Sessel hin und her, wurde rot und murmelte, man habe ihn „nicht richtig verstanden“.

Um die Atmosphäre irgendwie zu entspannen, sagte Roosevelt verbindlich:

„Wir verspüren bereits großen Hunger. Deshalb würde ich vorschlagen, unsere Sitzung zu unterbrechen, um an dem Essen teilzunehmen, das Marschall Stalin uns zu Ehren gibt.“

[212:]

Lachs für den Präsidenten'

In dem kleinen Salon neben dem Sitzungssaal war für neun Personen gedeckt. Vom weißen Tischtuch hoben sich die Miniaturflaggen der drei Mächte als bunter Farbfleck ab. Zwischen die Gedecke hatte man rote Nelken gestreut. Als ich den Salon betrat, waren nur die Bediensteten da. Ich ging um den Tisch herum, um zu prüfen, ob die Kärtchen mit den Namen der Teilnehmer des Essens richtig lagen. Stalin gegenüber sollte der Präsident der Vereinigten Staaten sitzen, rechts von Stalin Churchill, links ich als Übersetzer, mir gegenüber, rechts vom Präsidenten, Molotow, links vom Präsidenten Charles Bohlen, rechts von Churchill Major Birse. Die übrigen Plätze waren für Harry Hopkins und Anthony Eden bestimmt. Neben jedem Gedeck lag eine Karte mit der Speisefolge in russischer und englischer Sprache. Das Menü war das übliche: Vorspeise, Bouillon, Beefsteak, Halbgefrorenes und Kaffee. An Getränken standen herbe kaukasische Weine, Mineralwasser, Limonade und sowjetischer Sekt bereit. Als alle versammelt waren, aber noch nicht Platz genommen hatten, servierte man Wodka, Weinbrand und Wermut. Stalin brachte einen kurzen Begrüßungstoast aus.

Roosevelt äußerte sich lobend über die kaukasischen Weine und sagte, seit einiger Zeit würden in Kalifornien herbe Weine bereitet, überhaupt nehme der Weinbau im Süden der pazifischen Küste der USA einen raschen Aufschwung. Es wäre nicht schlecht, es dort mit einigen kaukasischen Sorten zu versuchen, meinte der Präsident. Stalin stimmte ihm zu, führte aus dem Gedächtnis Zahlen über die Produktion der kaukasischen Weinsorten an, sprach eingehend über die Bodenbeschaffenheit der verschiedenen Gebiete Georgiens und erzählte von den Experimenten mit der „Chwantschkara“*, die trotz aller Bemühungen in anderen Regionen nicht gedeihen wollte, da die Klima- und Bodenverhältnisse, unter denen diese Trauheusorte reifte, sonst nirgends vorhanden waren.

* Lieblicher Rotwein, der aus dem nördlichen Georgien. *KWF*

Churchill bemerkte, er persönlich ziehe Kognak vor und habe bereits Überlegungen hinsichtlich des Imports armenischer Weinbrände nach Großbritannien angestellt. Roosevelt [213:] gab leichteren Getränken den Vorzug, besonders dem sowjetischen Sekt: Ob die Sowjetunion nicht einverstanden sei, fragte der Präsident, diesen wunderbaren Schaumwein in die Vereinigten Staaten zu exportieren. Stalin bejahte, die Kapazität der sowjetischen Sektkellereien übersteige schon jetzt den Inlandsbedarf, nach dem Krieg aber könne die Produktion bedeutend erweitert werden, was eine umfangreiche Ausfuhr auch in die Vereinigten Staaten möglich machen werde. Das Essen verlief in einer ungezwungenen Atmosphäre, nur für mich begann es nicht ganz glücklich. Vor offiziellen Essen pflegte ich in unserer Dienstkantine etwas zu mir zu nehmen, denn ich wußte aus Erfahrung, daß bei Empfängen gewöhnlich lebhaftes Gespräche geführt wurden, die eine prompte und genaue Übersetzung erforderten. Kam die Unterhaltung auf ein ernstes Thema, so mußte sie auch noch rasch protokolliert werden. Unter solchen Umständen ist gar nicht daran zu denken, daß auch der Übersetzer essen kann, obwohl natürlich auch ihm nach der Karte aufgetragen wird. In der Regel geht alles wieder unberührt in die Küche zurück.

Dieses Mal hatte die Vollsitzung bis wenige Minuten vor dem Essen gedauert, zu dem Stalin seine Verhandlungspartner geladen hatte. Ich hatte zudem noch eine kurze Niederschrift des eben abgeschlossenen Gesprächs anfertigen müssen – das war eine eherne Regel. Kurz, ich war nicht mehr in die Kantine für das technische Personal gekommen.

Kaum hatten alle am Tisch Platz genommen, begann ein lebhaftes Gespräch. Die Vorspeise, die man mir servierte, wurde wieder weggetragen, ebenso die Fleischbrühe mit der Pastete. Ich hatte nichts angerührt, da ich die ganze Zeit übersetzte und mir Notizen machte. Endlich kam das Beefsteak, und da hielt ich es nicht mehr aus: Ich benutzte eine kleine Pause, um ein großes Stück Fleisch abzuschneiden und mir rasch in den Mund zu schieben. Doch in diesem Augenblick stellte Churchill Stalin eine Frage. Sie mußte unverzüglich übersetzt werden, ich aber hatte den Mund voll und schwieg. Eine peinliche Stille trat ein. Stalin sah mich fragend an. Ich wurde knallrot vor Verlegenheit, konnte kein Wort über die Lippen bringen und versuchte vergebens, den Bissen hinunterzuwürgen. Ich muß [214:] ein ziemlich dummes Gesicht gemacht haben. Alle Blicke waren auf mich gerichtet, was mich noch verlegener werden ließ. Es wurde geschmunzelt, schließlich brachen alle in lautes Gelächter aus.

Jeder berufsmäßige Übersetzer weiß, daß ich mir einen schweren Fehler geleistet hatte: Ich war mit einer wichtigen Arbeit betraut worden, und ich hatte die Verantwortung für mein Versehen zu tragen. Ich verstand das selbst sehr gut, hoffte aber, alles werde mit einem Scherz enden. Stalin war jedoch höchst erbost. Er blitzte mich an, beugte sich zu mir hin und zischte durch die Zähne:

„Da haben Sie sich die richtige Zeit zum Essen ausgesucht! Ihre Aufgabe ist es, zu übersetzen, zu arbeiten. Und da stopfen Sie sich den Mund voll, eine Schande ...“

Mit einer letzten Anstrengung brachte ich den Bissen ungekaut hinunter und übersetzte rasch, was Churchill gesagt hatte. Natürlich rührte ich nichts mehr an, zudem war mir auch der Appetit vergangen.

Während dieses Essens wurde gastronomischen Themen viel Aufmerksamkeit geschenkt. Roosevelt interessierte sich für die Besonderheiten der kaukasischen Küche, und da war Stalin natürlich ein Kenner. Dann erinnerte er daran, daß Roosevelt beim vorigen Frühstück der Lachs besonders gut geschmeckt hatte.

„Ich habe angeordnet“, fuhr Stalin fort, „daß ein solches Fischchen hergebracht wird, und will es Ihnen jetzt zum Geschenk machen, Herr Präsident.“

„Wunderbar“, rief Roosevelt, „das ist eine rührende Aufmerksamkeit. Es ist mir direkt peinlich, daß ich Ihnen mit meinem Lob für den Lachs ungewollt so viel Scherereien bereitet habe.“

„Nicht im geringsten“, erwiderte Stalin. „Im Gegenteil, es war mir eine Freude, das für Sie tun zu können.“

Er wandte sich an mich und sagte:

„Richten Sie im Nebenzimmer aus, man möge den Fisch bringen, der heute mit dem Flugzeug gekommen ist.“

Ich erfüllte den Auftrag und kehrte an den Tisch zurück. Roosevelt sprach indessen von den umfassenden Möglichkeiten, [215:] die sich nach dem Krieg für den Ausbau der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion bieten würden.

„Gewiß“, fuhr der Präsident fort, „der Krieg hat Rußland gewaltige Zerstörungen zugefügt. Ihnen, Marschall Stalin, stehen große Wiederaufbauarbeiten bevor. Und dabei können die Vereinigten Staaten mit ihrem großen Wirtschaftspotential Ihrem Lande eine beträchtliche Hilfe leisten. Ich nehme an, wir können der Sowjetunion nach unserem gemeinsamen Sieg über die Achsenmächte einen Kredit von mehreren Milliarden Dollar gewähren. Natürlich ist das vorerst nur ein ganz allgemeiner Ausblick. All das muß noch in den entsprechenden Sphären erörtert werden, aber im großen und ganzen halte ich es für völlig real.“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für dieses Angebot, Herr Präsident“, sagte Stalin. „Unser Volk hat unter großen Entbehrungen zu leiden. Sie können sich kaum die Verheerungen in den Gebieten vorstellen, in denen der Feind gehaust hat. Der durch den Krieg angerichtete Schaden ist gewaltig, und gewiß begrüßen wir die Hilfe eines so reichen Landes wie der Vereinigten Staaten, natürlich, wenn sie zu annehmbaren Bedingungen gewährt wird.“

„Ich bin sicher, wir werden uns darüber einigen können. Jedenfalls werde ich mich persönlich darum kümmern“, antwortete Roosevelt.

In diesem Augenblick trat der diensthabende Offizier der Wache ein und fragte, ob das Präsent gebracht werden könne. Er erhielt eine bejahende Antwort und ging wieder, worauf Stalin sagte:

„Gleich kommt das Fischchen.“

Alle wandten sich der Tür zu, durch die wenige Augenblicke später vier stämmige Burschen in Uniform eintraten. Sie trugen einen Fisch von zwei Meter Länge und einem halben Meter Durchmesser. Den Abschluß der Prozession bildeten zwei philippinische Köche und ein Mitarbeiter des amerikanischen Sicherheitsdienstes. Der Wunderfisch wurde zu Roosevelt getragen, der ihn einige Minuten lang bestaunte. Inzwischen bat mich der amerikanische Sicherheitsbeauftragte, ich möchte mich [216:] bei seinen sowjetischen Kollegen erkundigen, was mit dem Lachs schon gemacht worden sei, unter welchen Bedingungen und wie lange er sich aufbewahren lasse, ohne daß die Gesundheit des Präsidenten gefährdet werde. Er notierte sich die Antwort und verschwand. Ihm folgte die ganze Prozession mit dem Lachs, der uns mit seiner im Takt der Schritte wippenden Schwanzflosse gleichsam zuwinkte.

Als alle ins Nebenzimmer gegangen waren, wo der Kaffee serviert wurde, brachte Churchill das Gespräch auf die morgendliche Zeremonie der Überreichung eines Schwertes König Georgs VI. für Stalingrad. Er äußerte, daß dieser Akt des britischen Monarchen die in Kämpfen geborene britisch-sowjetische Freundschaft symbolisiere.

„Stalingrad“, erklärte Churchill, „ist zum Symbol des Mutes und der Standhaftigkeit des russischen Volkes, zugleich zum Symbol größter menschlicher Leiden geworden. Dieses Symbol wird in den Jahrhunderten fortleben. Den künftigen Generationen sollte es ermöglicht werden, die ganze Größe des Sieges an der Wolga mit eigenen Augen zu sehen, alle Schrecken des Vernichtungskrieges, der dort getobt hat, nachzufühlen. Es wäre gut, die grauenhaften Ruinen der legendären Stadt nicht anzurühren, sondern neben ihr eine neue, moderne Stadt zu errichten. Die Ruinen von Stalingrad würden wie die Trümmer von Karthago für alle Zeiten ein Denkmal menschlicher Standhaftigkeit und menschlicher Leiden bleiben. Sie würden Pilger aus aller Welt anlocken und den kommenden Generationen eine Mahnung sein.“

Roosevelt gefiel Churchills Idee, und er sagte, es hätte wohl einen Sinn, die Ruinen von Stalingrad als Mahnmahl für die Nachkommen zu erhalten, doch sei das natürlich vor allem Sache der Russen.

Alle blickten auf Stalin. Die Brauen gerunzelt, schlürfte er den Kaffee aus einer kleinen Schale. Dann stellte er sie langsam auf den Tisch, zündete sich eine Zigarette an, machte einen Zug und sagte:

„Ich glaube nicht, daß man die Trümmer Stalingrads als eine Art Museum stehen lassen sollte. Die Stadt wird neu erbaut werden. Vielleicht lassen wir einen Teil von ihr unver-[217:]ändert: einen Häuserblock oder einige Gebäude als Denkmal des Großen Vaterländischen Krieges. Die ganze Stadt aber wird wie Phönix aus der Asche erstehen, und das wird an sich schon ein Denkmal für den Sieg des Lebens über den Tod sein.“

Bald darauf zog sich Roosevelt, der erklärte, müde zu sein, in seine Zimmer zurück. Ihm folgten die anderen Amerikaner. Zurück blieben Stalin, Molotow, Churchill, Eden und die Übersetzer. Sie tranken noch Kaffee und rauchten Zigarren, die ihnen Churchill anbot. Erneut wurden die Perspektiven des Krieges erörtert, man schätzte, in welcher Zeit Hitler zur bedingungslosen Kapitulation gezwungen werden konnte. Churchill bemerkte, er sei sich des baldigen Sieges der Alliierten gewiß, und fügte hinzu:

„Ich glaube, Gott ist mit uns. Jedenfalls habe ich alles getan, damit er unser treuer Alliiertes wird.“

Stalin hob den Kopf, sah Churchill spöttisch an und sagte:

„Nun, auf meiner Seite ist natürlich der Teufel, weiß doch jeder, daß der Teufel ein Kommunist ist, Gott aber zweifellos ein ehrenwerter Konservativer.“

Der britische Premier rechtfertigt sich

Am nächsten Tag fand kurz nach 12 Uhr 30 ein Treffen zwischen Churchill und Stalin statt. Als erster ergriff Churchill das Wort. Er erinnerte daran, daß er – mütterlicherseits – ein halber Amerikaner sei und erklärte, daß er die Amerikaner sehr möge. Daher bitte er, das, was er jetzt sagen werde, nicht als eine Herabsetzung der Amerikaner aufzufassen. Aber es gebe einige Dinge, die man besser unter vier Augen besprechen sollte. Erstens sei zu beachten, daß die Zahl der britischen Streitkräfte im Mittelmeerraum die der dort stationierten amerikanischen Truppen bei weitem übersteige, etwa um das Drei- bis Vierfache. Daher das besondere Interesse der britischen Regierung, daß die große britische Armee im Mittelmeerraum nicht länger untätig bleibe.

„Gegenwärtig ist die Lage so“, fuhr Churchill fort, „daß [218:] man zwischen dem Termin der Operation ‚Overlord‘ und den Operationen im Mittelmeer wählen muß. Aber das ist nicht alles. Die Amerikaner wünschen, daß die Engländer im März kommenden Jahres eine Landungsoperation im Golf von Bengalen durchführen.“

Das steckte also hinter Churchills gestriger überraschender Erwähnung irgendwelcher Landungsoperationen im Bereich des Indischen Ozeans. Es kam so heraus, als würden gerade sie jetzt zu einem Hindernis für eine rechtzeitige Durchführung von „Overlord“.

Er stehe, so sagte Churchill weiter, der Operation im Golf von Bengalen nicht besonders aufgeschlossen gegenüber. Die Sache sähe natürlich anders aus, wenn es sowohl für diese Operation als auch für Aktionen im Mittelmeerraum genügend Landungsmittel gäbe. Dann könnte er, Churchill, im Mittelmeer tun, was er wollte, die Amerikaner desgleichen, und die Operation „Overlord“ trotzdem termingemäß durchführen. In der gegenwärtigen Situation aber, so versicherte Churchill, handle es sich nicht sosehr um die Wahl zwischen den Operationen im Mittelmeer und der Operation „Overlord“ als vielmehr um die Wahl zwischen der Landung im Golf von Bengalen und dem Zeitpunkt der Landung in Nordfrankreich.

Churchill erklärte, er habe beschlossen, all das zur Sprache zu bringen, damit Marschall Stalin der Sinn des gestrigen Streits in Gegenwart der Amerikaner klar werde.

„Marschall Stalin denkt vielleicht“, sagte der britische Premier, „daß ich der Operation ‚Overlord‘ nicht genügend Interesse entgegenbringe. Das ist nicht der Fall. Es liegt am Problem der Landungsmittel und an der Position der Amerikaner, die zuviel Aufmerksamkeit auf die Operationen im Bereich des Indischen Ozeans konzentrieren.“

Stalin hörte Churchill aufmerksam an, ging auf die Einzelheiten seiner Ausführungen nicht ein, sondern warnte den britischen Premier vor den ernststen Folgen, zu denen eine weitere Verzögerung der Operation „Overlord“ führen könnte.

„Ich muß sagen“, bemerkte Stalin, „daß die Rote Armee mit der Landung in Nordfrankreich rechnet. Ich fürchte, daß aus der Operation, falls sie nicht im Mai stattfindet, überhaupt [219:] nichts werden wird, da einige Monate später mit schlechtem Wetter gerechnet werden muß und die gelandeten Truppen nicht ausreichend versorgt werden können. Falls diese Operation nicht durchgeführt werden sollte, würde das – darauf muß ich schon jetzt aufmerksam machen – eine große Enttäuschung zur Folge haben und die Stimmung verschlechtern. Das Ausbleiben dieser Operation kann das sehr ungute Gefühl des Alleinseins aufkommen lassen. Daher wollen wir erfahren, ob die Operation ‚Overlord‘ durchgeführt werden wird oder nicht. Findet sie statt, so ist es gut, findet sie aber nicht statt, wollen wir das vorher wissen, um Stimmungen vorzubeugen, die das Ausbleiben dieses Unternehmens auslösen würde. Das ist eine sehr wichtige Frage.“

Trotz der Eindringlichkeit dieser Warnung wich der britische Premier auch diesmal einer direkten Antwort aus. Er beließ es erneut bei der Bemerkung, die Operation werde nur unter der Voraussetzung durchgeführt werden, daß der Feind zum Zeitpunkt der Landung nicht mehr Truppen einsetzen könne als die Anglo-Amerikaner.

„Mir ist um die Landung selbst nicht bange“, erklärte Churchill, „aber ich fürchte das, was dreißig, vierzig Tage danach geschieht.“

Darauf antwortete Stalin, daß die Rote Armee gleich nach erfolgter Landung in Nordfrankreich ihrerseits zur Offensive übergehen werde. Wäre bekannt, ob die Landung im Mai oder Juni stattfinde, könnten die Russen nicht nur einen Schlag, sondern mehrere Schläge gegen den Feind vorbereiten. Vorläufig aber sei die Lage so, daß die Deutschen ihre Truppen an die Ostfront werfen, und das werde auch weiterhin der Fall sein, solange sie nicht ernsthaft vom Westen aus bedroht würden.

„Die Deutschen befürchten sehr, daß wir an die Grenzen Deutschlands vordringen könnten“, fuhr Stalin fort. „Sie wissen, daß uns weder der Kanal noch das Meer von ihnen trennt. Vom Osten kann man bis nach Deutschland vorrücken. Andererseits ist den Deutschen bekannt, daß sie im Westen durch den Kanal geschützt sind und daß dann auch noch französisches Gebiet durchquert werden muß, bevor Deutschland erreicht [220:] wird. Die Deutschen werden sich nicht entschließen, ihre Truppen nach Westen zu werfen, besonders dann nicht, wenn die Rote Armee angreift, und sie wird angreifen, wenn sie auf die Unterstützung der Alliierten durch die Operation ‚Overlord‘ rechnen kann.“

Mit diesen Worten wurde angedeutet, daß die Anglo-Amerikaner, selbst im Falle einer gelungenen Landung, noch viel zu tun hätten, um das Territorium Deutschlands zu erreichen, während die sowjetischen Truppen deutsches Territorium als erste betreten könnten, falls die Alliierten sich zuviel Zeit ließen.

Das machte auf Churchill merklichen Eindruck, und als Stalin erneut fragte, ob er vom Premier nicht doch den Termin für den Beginn der Operation „Overlord“ erfahren könne, wich dieser nicht mehr aus und sagte in ernstem Ton, die Antwort werde während des Frühstücks mit dem Präsidenten gegeben werden, zu dem sie sich dann beide begeben würden.

Ein Nazispion in der britischen Botschaft

Die Teheraner Beschlüsse und „Cicero“

Als die Führer der drei Mächte zum Frühstück zusammenkamen, fiel sogleich Roosevelts Hochstimung auf. Ein Lächeln spielte auf seinem Gesicht, er wirkte insgesamt irgendwie festlich. An die Anwesenden gewandt, erklärte er mit betonter Feierlichkeit:

„Meine Herren, ich habe Marschall Stalin eine für ihn angenehme Neuigkeit mitzuteilen. Heute haben die Vereinigten Stäbe unter Teilnahme des britischen Premierministers und des amerikanischen Präsidenten folgenden Beschluß gefaßt: ‚Die Operation ›Overlord‹ ist für Mai 1944 geplant und wird mit Unterstützung einer Landung in Südfrankreich durchgeführt werden. Die Stärke dieser Hilfsoperation wird von der Anzahl der Landungsmittel abhängen, die zu dieser Zeit zur Verfügung stehen werden.““

Die sowjetischen Vertreter nahmen die Erklärung äußerlich ruhig auf. Ich glaube jedoch, daß im Innern jeder von uns tief bewegt war: Die Antwort, um die sich die sowjetische Delegation so beharrlich bemüht hatte, war endlich da. Und obwohl es bis zur Verwirklichung dieser Verpflichtung noch weit war, schien es, als würde allein schon der Beschluß unserem Volk einen Teil der schrecklichen Last, die es zu tragen hatte, abnehmen und den Kämpfern gegen den Faschismus neue Kräfte verleihen. Stalins Erregung verrieten nur seine ungewöhnliche Blässe und seine Stimme, die noch dumpfer klang, als er, den Kopf ein wenig geneigt, sagte:

„Ich bin mit dieser Entscheidung zufrieden.“

Eine Zeitlang herrschte Schweigen. Dann sagte Churchill, daß das genaue Datum des Beginns der Operation von der Mondphase abhängen. Stalin bemerkte, er verlange natürlich nicht, daß man ihm ein genaues Datum nenne; selbstverständ-[222:]lich bedürfe es eines Spielraums von ein bis zwei Wochen im Laufe des Mai. Er fügte hinzu:

„Ich möchte Churchill und Roosevelt versichern, daß die Russen zum Beginn der Landungsoperationen in Frankreich einen mächtigen Schlag gegen die Deutschen vorbereiten werden.“

Roosevelt dankte dem sowjetischen Vertreter für dieses Versprechen, denn somit würden die Deutschen daran gehindert werden, ihre Truppen nach dem Westen zu verlegen.

So endete auf der Teheraner Konferenz die Erörterung des Problems der Eröffnung einer zweiten Front in Nordfrankreich.

Die dort eingegangenen anglo-amerikanischen Verpflichtungen wurden bekanntlich nochmals in Form eines Aufschubs revidiert: Die Operation „Overlord“ begann nicht im Mai, sondern am 6. Juni 1944. Möglicherweise wäre sie sogar noch länger aufgeschoben worden, wenn nicht die sowjetischen Truppen die Nazis an der ganzen Front nach Westen zurückgedrängt und sich bereits dem Territorium Deutschlands genähert hätten. Aus Furcht vor dem Zuspätkommen entschlossen sich die Anglo-Amerikaner endlich zur Invasion.

Das sowjetische Kommando leitete seinerseits mit Beginn der Operation „Overlord“ eine große Offensive der Roten Armee gegen die faschistische Wehrmacht ein. Am 6. Juni 1944, sofort nach Eingang der Mitteilung aus London, richtete Stalin an Churchill und Roosevelt gleichlautende Telegramme, in denen es hieß: „Die entsprechend der Vereinbarung der Teheraner Konferenz vorbereitete Sommeroffensive der sowjetischen Truppen wird Mitte Juni an einem wichtigen Frontabschnitt eröffnet werden. Die allgemeine Offensive der sowjetischen Truppen wird in Etappen eingeleitet werden. Zu diesem Zweck werden die Armeen nacheinander zu Angriffsoptionen übergehen. Ende Juni und im Laufe des Monats Juli werden sich diese Angriffsoptionen zu einer allgemeinen Offensive der sowjetischen Truppen entwickeln ...“

Die Sowjetunion erfüllte voll und ganz die Verpflichtungen, die sie gegenüber den Alliierten eingegangen war ...

Nachdem die Frage der Operation „Overlord“ entschieden [223:] war, widmeten die Konferenzteilnehmer dem Problem der absoluten Geheimhaltung dieser Vereinbarung große Aufmerksamkeit.

Churchill bemerkte, so oder anders dürften dem Gegner die Vorbereitungen der Alliierten bald, bekannt sein, er werde sie an der Verstärkung des Zugverkehrs, an der Aktivität in den Häfen usw. erkennen. Die militärischen Stäbe der Alliierten, so schlug Churchill vor, sollten sich überlegen, ob es nicht möglich sei, diese Vorbereitungen zu tarnen und den Gegner irrezuführen.

In diesem Zusammenhang wies Stalin auf die sowjetischen Erfahrungen hin.

„In solchen Fällen“, sagte er, „täuschen wir den Gegner, indem wir Panzer- und Flugzeugattrappen aufstellen und Scheinflugplätze einrichten. Dann setzen wir diese Panzer- und Flugzeugattrappen mit Traktoren in Bewegung. Die Aufklärung meldet diese Bewegungen dem Gegner, wobei die Deutschen der Meinung sind, es handle sich hier um die Vorbereitung eines Schlages. Zur gleichen Zeit herrscht dort, wo wir tatsächlich eine Offensive vorbereiten, völlige Ruhe. Alle Transporte erfolgen nachts. Wir stellen an einigen Stellen 5000 bis 8000 Panzerattrappen und bis zu 2000 Flugzeugattrappen auf und errichten viele Scheinflugplätze. Daneben täuschen wir den Gegner mit Hilfe des Funks. In den Gebieten, in denen kein Angriff geplant ist, werden Aufrufe von einer Station zur anderen durchgegeben. Der Gegner peilt diese Sender an, und es entsteht bei ihm der Eindruck, daß sich hier starke Verbände befinden. Mitunter Tag und Nacht bombardieren feindliche Flugzeuge diese Gegenden, die in Wirklichkeit völlig leer sind.“

Churchill reagierte auf diese Ausführungen mit der pathetischen Erklärung: Im Krieg sei die Wahrheit so kostbar, daß selbst die Lüge zu ihrem Schutz aufgeboden werden müsse.

Und er fügte, nun schon sachlicher, hinzu:

„Auf jeden Fall werden wir Maßnahmen zur Irreführung des Feindes ergreifen.“

Die Konferenzteilnehmer vereinbarten, nur einen möglichst kleinen Personenkreis von den Teheraner Beschlüssen in [224:] Kenntnis zu setzen und weitere Maßnahmen zu treffen, damit keine Informationen durchsickerten.

Von sowjetischer Seite wurden solche Maßnahmen getroffen. Wir erhielten sogar die Weisung, den Inhalt des letzten Gesprächs nicht, wie üblich, zu diktieren, sondern nur handschriftliche Aufzeichnungen über die genauen Invasionstermine und die anderen Beschlüsse zu machen, die Protokolle aber erst in Moskau in der üblichen Weise abzufassen. Aus Sicherheitsgründen mußten wir unsere Niederschriften der Teheraner Beschlüsse der diplomatischen Post übergeben. Sie wurden in besonders starke schwarze Umschläge gesteckt und in mehrfach versiegelten Segeltuchsäcken von bewaffneten diplomatischen Kurieren nach Moskau gebracht. Ähnliche Maßnahmen trafen wohl auch die Anglo-Amerikaner. Dennoch gelang es nicht, die wichtigsten Beschlüsse der Teheraner Konferenz vor dem Feind geheimzuhalten.

Wie nach dem Krieg bekannt wurde, informierte Anthony Eden, aus Teheran nach London zurückgekehrt, den britischen Botschafter in Ankara, Sir Hughe Knatchbull-Hugessen, eingehend über die Beschlüsse der Teheraner Konferenz. Seine verschlüsselten Telegramme enthielten Angaben nicht nur über die Besprechungen, die sich auf die Türkei bezogen, was natürlich war, sondern auch über andere wichtige Fragen, darunter über die „Overlord“-Termine. Über Elyesa Bazna, Sir Hughes Kammerdiener, einen besoldeten Agenten der Deutschen, gerieten alle diese Mitteilungen in die Hände der Nazis.

Bazna, der wegen der Fülle wichtiger Informationen, die er dem Geheimdienst der SS lieferte, den Decknamen „Cicero“ erhielt, fotografierte regelmäßig die Geheimdepeschen, die der britische Botschafter bekam, und übergab sie L. C. Moyzisch, dem SS-Beauftragten in Ankara. Sir Hughe war unglaublich fahrlässig; oft ließ er den kleinen schwarzen Koffer mit den Dokumenten unbeaufsichtigt in seinem Schlafzimmer stehen. So bekam „Cicero“ die Geheimdokumente mühelos in die Hand.

Im Jahre 1950 erschienen Moyzischs Memoiren. Darin berichtet der Autor, wie er nach einer ganzen Nacht im Laboratorium, wo er die Filme entwickelte, die er von „Cicero“ er-[225:]halten hatte, plötzlich feststellte, daß er die Protokolle der Konferenzen von Kairo und Teheran in der Hand hielt. Und Bazna schreibt in seinem etwas später erschienenen Buch, aus den von ihm für die Deutschen fotografierten Dokumenten „ließ sich erkennen, was Roosevelts, Stalins und Churchills Absichten waren“.

Der damalige deutsche Botschafter in der Türkei, von Papen, schreibt, die Informationen von „Cicero“ über die auf der Teheraner Konferenz gefaßten Beschlüsse seien aus zwei Gründen sehr wertvoll gewesen. Einmal seien dadurch die Absichten der Alliierten hinsichtlich des politischen Status Deutschlands nach seiner Niederlage enthüllt und den Deutschen die Differenzen unter den Alliierten gezeigt worden. Noch wichtiger aber sei gewesen, daß „Ciceros“ Informationen die Deutschen genau über die operativen Pläne des Gegners aufgeklärt hätten.

Allerdings werteten die Nazispitzen diese unschätzbaren Informationen allem Anschein nach nicht vollständig aus. Einerseits waren sie sich nicht sicher, ob ihnen die Briten diese Dokumente nicht absichtlich in die Hände gespielt hatten, um sie irrezuführen. Andererseits scheuten sich die Nazis, sich der Bedeutung der von „Cicero“ übermittelten Informationen bewußt, den Personenkreis, dem sie zugänglich gemacht wurden, zu erweitern, um deren Quelle nicht zu verschütten. Darum sah die Führung der Wehrmacht offenbar davon ab, diese Dokumente für ihre operative Planung auszuwerten; möglicherweise wußte sie auch nichts von ihnen. Jedenfalls kam die britisch-amerikanische Landung in der Normandie im Morgengrauen des 6. Juni 1944 für die deutschen Befehlsstellen überraschend.

Auch „Cicero“ selbst brachten diese Informationen nichts ein: Die 300.000 Pfund Sterling, die er von den Nazis für seine Dienste erhielt, waren Falschgeld.

Nach dem Erscheinen des Buchs von Moyzisch erfolgte am 18. Oktober 1950 im britischen Unterhaus eine Anfrage, die sich auf das Durchsickern streng vertraulicher Informationen aus der britischen Botschaft in Ankara an die Deutschen während des Krieges bezog. Dabei wurde der Außenminister der [226:] damaligen Labourregierung, Ernest Bevin, auch um Auskunft darüber gebeten, ob eine Untersuchung vorgenommen worden sei, was ihr Ergebnis gewesen sei und was man für Weisungen erlassen habe, damit sich Derartiges nicht wiederholen könne.

Bevin antwortete darauf, daß während des Krieges keinerlei solche Dokumente aus der Botschaft Seiner Majestät in Ankara entwendet worden seien. Aber eine Untersuchung habe gezeigt, daß es dem Kammerdiener des Botschafters möglich gewesen sei, eine Anzahl höchst vertraulicher Dokumente in der Botschaft zu fotografieren und die Filme den Deutschen zu verkaufen. Er wäre dazu nicht imstande gewesen, wenn sich der Botschafter an die Regierungsvorschriften für die Aufbewahrung von Geheimdokumenten gehalten hätte. Seitdem seien neue Weisungen an alle in Frage kommenden Personen ergangen, und man habe weitere Maßnahmen ergriffen, um zu verhüten, daß es noch einmal zu einem solchen Durchsickern komme.

Darauf wurde Bevin auf die Tatsache hingewiesen, daß die im besagten Buch veröffentlichten Erklärungen bei der Öffentlichkeit beträchtliche Besorgnis verursacht hätten, und gefragt, warum das Außenministerium sie nicht dementiert habe, wenn die „Overlord“-Pläne tatsächlich nicht gestohlen worden seien.

Bevin antwortete hierauf, daß das Dokument an sich nicht gestohlen worden sei. Er gebe jedoch zu, daß man es fotografiert habe, was dasselbe sei.

Auf diese Weise hat London offiziell bestätigt, daß die Nazis geheimste Dokumente einschließlich der wichtigsten Beschlüsse der Teheraner Konferenz erhielten.

Das Problem der Türkei

Die Frage, wie die Türkei veranlaßt werden könnte, auf seiten der Alliierten in den Krieg einzutreten, wurde von Churchill gleich auf der ersten Vollsitzung der Teheraner Konferenz am 28. November aufgeworfen.

Der britische Premier war der Meinung, daß der Eintritt der Türkei in den Krieg es ermöglichen würde, den Verbin-[227:]dungsweg durch die Dardanellen und den Bosphorus zu öffnen und die Sowjetunion über das Schwarze Meer zu versorgen. Man könnte auch die türkischen Flugplätze für den Kampf gegen den gemeinsamen Feind nutzen.

„Bis jetzt“, fuhr Churchill fort, „konnten wir nur 4 Geleitzüge in die nördlichen Häfen Rußlands schicken, da es an Begleitschiffen mangelte. Wenn der Weg über das Schwarze Meer frei würde, könnten wir regelmäßig Versorgungslieferungen in die südlichen russischen Häfen bringen.“

Stalin unterbrach Churchill und erklärte, daß die genannten Geleitzüge ohne Verluste angekommen und unterwegs keinem Feind begegnet seien.

Churchill überhörte diese Bemerkung und brachte eine Reihe von Fragen vor, die seiner Meinung nach im Zusammenhang mit dem Problem der Türkei erörtert werden sollten:

„Wie werden wir die Türkei zum Kriegseintritt bewegen können? Was soll sie tun? Soll sie Bulgarien angreifen und Deutschland den Krieg erklären? Soll sie Angriffsoperationen durchführen, oder soll sie nicht nach Thrakien vorstoßen? Wie würden sich die Russen gegenüber den Bulgaren verhalten, die noch nicht vergessen haben, daß Rußland sie von den Türken befreite? Welchen Einfluß würde das auf die Rumänen haben, die schon jetzt nach Wegen suchen, um aus dem Kriege auszutreten? Wie würde das auf Ungarn wirken? Würde das nicht dazu führen, daß zwischen vielen Ländern große politische Veränderungen vor sich gehen werden?“

Churchill überschüttete die Anwesenden mit seinen Fragen, machte alsdann eine vielsagende Pause, blickte in die Runde, bewegte lautlos die Lippen und beendete seine Ausführungen mit den Worten:

„All das sind Fragen, in denen unsere russischen Freunde natürlich ihren eigenen Standpunkt vertreten ...“

Danach wurden einige andere Probleme erörtert, und zur Türkei kehrte man ein wenig später zurück, als Stalin seinerseits Churchill fragte:

„Was soll in dem Fall unternommen werden, wenn die Türkei in den Krieg eintritt?“

„Dazu kann ich sagen: Es wären nicht mehr als 2 oder 3 [228:] Divisionen erforderlich, um die Inseln an der Westküste der Türkei zu besetzen“, antwortete Churchill. „Dann könnten Versorgungsschiffe in die Türkei gelangen, und der Weg ins Schwarze Meer wäre frei. Aber als erstes würden wir den Türken 20 Flugzeugstaffeln und einige Luftabwehrregimenter schicken. Das ist möglich, ohne die anderen Operationen zu beeinträchtigen.“

Das Oberhaupt der Sowjetregierung hörte sich diese Erklärung an und äußerte alsdann seine Zweifel, die Türkei auf die Seite der Alliierten ziehen zu können.

„Welchen Druck wir auch auf sie ausüben, sie wird sich nicht am Krieg beteiligen“, sagte Stalin. „Das ist meine Meinung.“

„Soweit wir verstanden haben“, präzisierte Churchill, „hat die Sowjetregierung großes Interesse daran, daß die Türkei zur Teilnahme am Krieg bewogen wird. Es kann natürlich sein, daß es uns nicht gelingen wird, die Türkei zum Kriegseintritt zu bewegen, aber wir müssen in dieser Hinsicht alles nur Mögliche tun.“

„Ja, wir müssen versuchen, die Türkei zum Kriegseintritt zu bewegen“, stimmte Stalin zu. „... Es wäre natürlich gut, wenn sich die Türkei am Krieg beteiligen würde.“

Der britische Premierminister fragte, ob man das Problem der Türkei nicht den Militärexperten übergeben sollte. Stalin erwiderte:

„Das ist eine politische und auch eine militärische Frage. Die Türkei ist ein Verbündeter Großbritanniens und unterhält freundschaftliche Beziehungen zur UdSSR und zu den USA. Die Türkei darf nicht länger zwischen uns und Deutschland hin und her pendeln.“

Roosevelt, der den Standpunkt der USA zum Problem der Türkei noch nicht geäußert hatte, ergriff nun das Wort.

„Natürlich bin ich dafür, die Türkei zum Kriegseintritt zu bewegen“, sagte er, „aber an der Stelle des türkischen Präsidenten würde ich dafür einen Preis fordern, der nicht ohne Beeinträchtigung der Operation ‚Overlord‘ bezahlt werden könnte.“

Stalin bemerkte daraufhin, man müsse dennoch versuchen, [229:] die Türkei zum Kampf zu bewegen, denn sie habe viele Divisionen, die untätig seien.

Auf der bereits geschilderten Beratung der Militärexperten am 29. November kam die Frage der Türkei ebenfalls zur Sprache. Bei der Berichterstattung über die militärische Situation, wie sie sich den Anglo-Amerikanern darbot, stellte der britische General Brooke fest, daß der Eintritt der Türkei in den Krieg, selbst wenn man rein politische Erwägungen beiseite ließe, vom militärischen Standpunkt aus sehr wünschenswert wäre und den Alliierten große Vorteile bringen würde. Der Seeweg durch die Dardanellen würde frei, was große Bedeutung in bezug auf das mögliche Ausscheiden Rumäniens und Bulgariens aus dem Krieg hätte. Außerdem könnten die Anglo-Amerikaner über das Schwarze Meer Verbindung zur Sowjetunion herstellen und auf diesem Wege Versorgungslieferungen nach Rußland bringen. Und schließlich würde die Schaffung von Luftstützpunkten in der Türkei es den Alliierten ermöglichen, wichtige Objekte der Deutschen, insbesondere die Erdölvorkommen Rumäniens, aus der Luft anzugreifen.

Die Verkürzung des Transportweges bei Versorgungslieferungen über das Schwarze Meer würde einen Teil des Schiffsraumes freisetzen. Um den Weg ins Schwarze Meer zu öffnen, brauchte man nur einige Inseln entlang der türkischen Küste, angefangen mit der Insel Rhodos, zu besetzen. Diese Operation wäre nicht schwierig und würde keine großen Kräfte erfordern. Im weiteren erläuterte der britische General, daß die Engländer im Mittelmeer über spezielle Landungsboote verfügten, die man für diese Operationen einsetzen könnte. Entsprechend der von Churchill vertretenen Grundlinie unterstrich Brooke, daß zur Verwirklichung dieses Planes nur erforderlich wäre, die Operation „Overlord“ hinauszuschieben.

Als die Briten sahen, daß die sowjetische Seite Interesse am baldigen Kriegseintritt der Türkei zeigte, versuchten sie, die Lösung auch dieser Frage von einem Aufschub der Invasion in Nordfrankreich abhängig zu machen. Natürlich wandte sich Marschall Woroschilow, der sowjetische Vertreter auf der Beratung der Militärexperten, entschieden gegen eine solche Variante.

[230:] In der zweiten Vollsitzung kehrten die Konferenzteilnehmer erneut zur Frage der Türkei zurück. Churchill sagte, daß England als Verbündeter der Türkei die Verantwortung übernehme, Ankara bis Weihnachten zum Kriegseintritt zu bewegen oder zu veranlassen.

„Wünscht der Präsident sich uns anzuschließen, oder möchte er die führende Rolle übernehmen“, fuhr Churchill fort, „werden wir einverstanden sein. Zur Realisierung des auf der Moskauer Konferenz gefaßten Beschlusses brauchen wir jedoch die volle Unterstützung Marschall Stalins. Im Namen der britischen Regierung kann ich erklären; daß sie bereit ist, die Türkei zu warnen, den Vorschlag über ihren Kriegseintritt nicht anzunehmen, weil das ernsthafte politische Folgen für sie haben und sich auf ihre Rechte hinsichtlich des Bosphorus und der Dardanellen auswirken könnte.“

Der britische Premierminister erinnerte daran, daß er zuvor einige, hauptsächlich politische Fragen gestellt hatte. Er wolle insbesondere wissen, wie die Sowjetregierung zu Bulgarien stehe. Sei sie geneigt, Bulgarien als ihren Feind zu betrachten, falls die Türkei Deutschland den Krieg erklären und Bulgarien in die Türkei einfallen würde? Das würde eine starke Wirkung auf Bulgarien haben.

Der britische Premier schlug vor, daß der britische und der sowjetische Außenminister sowie ein vom Präsidenten der Vereinigten Staaten ernannter Vertreter diese Frage und andere politische Probleme prüften und eine Antwort vorlegten, wie man die Türkei zum Kriegseintritt veranlassen könnte und welche Folgen sich daraus ergeben würden.

Übrigens fügte Churchill sofort hinzu, diese Folgen würden seiner Meinung nach gewaltig, wenn nicht gar entscheidend sein. Die Kriegserklärung der Türkei an Deutschland wäre als ein mächtiger Schlag zu werten. Bei richtiger Ausnutzung der Situation müsse das auch Bulgarien neutralisieren. Was die anderen Balkanstaaten angehe, fuhr Churchill fort, so suche Rumänien schon jetzt ein Land, vor dem es kapitulieren könne, während in Ungarn ebenfalls Verwirrung herrsche.

„Für uns“, schlußfolgerte Churchill, „ist es Zeit zu ernten.“ In seinen weiteren Ausführungen über die Perspektiven des [231:] Kriegseintritts der Türkei bemerkte Churchill, man müsse, falls Ankara sich dazu entschließen sollte, vor allem die türkischen Luftstützpunkte in Anatolien nutzen und die Insel Rhodos besetzen. Für diese Operation reiche eine Angriffsdivision aus. Habe man Rhodos besetzt und

verfüge über die türkischen Stützpunkte, so könne man die deutschen Garnisonen von den anderen Inseln des Ägäischen Meeres vertreiben und den Seeweg durch die Dardanellen frei machen.

„Tritt die Türkei jedoch nicht in den Krieg ein“, sagte Churchill, „soll uns das nicht traurig stimmen. Ich werde dann nicht um die Bereitstellung von Truppen zur Eroberung der Insel Rhodos und der anderen im Ägäischen Meer gelegenen Inseln nachsuchen. Allerdings würde das auch Deutschland keinen Kummer bereiten, denn es könnte diesen Raum weiterhin beherrschen ... Ich schlage vor, diese Frage gründlich zu untersuchen. Die eventuelle Weigerung der Türkei, in den Krieg einzutreten, wäre für uns ein Nachteil ... Ich wünsche, daß wir bei Kriegseintritt der Türkei so schnell wie möglich die untätigen Truppen und Flugzeuge, die in Ägypten stehen, einsetzen.“

Die vom britischen Premierminister geäußerten Überlegungen lösten keine besondere Diskussion aus und wurden zur Kenntnis genommen.

Man kehrte zum Thema Türkei erst am letzten Konferenztage, dem 1. Dezember, zurück, bei einem Frühstück, an dem die Delegationsleiter und deren nächste Mitarbeiter teilnahmen.

Als alle am Tisch Platz genommen und einige Bemerkungen allgemeiner Natur ausgetauscht hatten, sagte Harry Hopkins, er möchte einige Gedanken zum türkischen Problem äußern. Die an die Türkei zu richtende Aufforderung zum Kriegseintritt, so bemerkte er, hänge mit der Frage zusammen, welche Unterstützung Großbritannien und die Vereinigten Staaten der Türkei geben könnten. Außerdem müsse der Kriegseintritt der Türkei mit der allgemeinen Strategie der Alliierten koordiniert werden.

„Mit anderen Worten“, mischte sich Roosevelt ein, „Inönü wird uns fragen, ob wir die Türkei unterstützen werden. Ich meine, diese Frage müßte einmal untersucht werden.“

[232:] Der sowjetische Vertreter erinnerte an die Erklärung Churchills, daß die britische Regierung die Türkei mit 20 bis 30 Flugzeugstaffeln und 2 bis 3 Divisionen unterstützen würde. Der britische Premier, der auf einer vorangegangenen Sitzung tatsächlich von der Bereitstellung von 2 bis 3 Divisionen im Falle des Kriegseintritts der Türkei gesprochen hatte, machte nun aus irgendeinem Grunde einen Rückzieher.

„Die 2 bis 3 Divisionen haben wir nicht zugesichert“, erwiderte er. „Unsere in Ägypten stationierten 17 Flugzeugstaffeln werden vom britisch-amerikanischen Kommando gegenwärtig nicht eingesetzt. Sie könnten bei Kriegseintritt der Türkei zu ihrer Verteidigung eingesetzt werden. Außerdem hat sich England einverstanden erklärt, der Türkei 3 Regimenter der Luftabwehr zur Verfügung zu stellen. Das ist alles, was die Engländer der Türkei versprochen haben. Von Truppen war nicht die Rede. Die Türkei verfügt allein über 50 Divisionen. Die Türken sind gute Kämpfer, es fehlt ihnen jedoch an modernen Ausrüstungen. Die 2 bis 3 Divisionen, von denen Marschall Stalin sprach, hat die britische Regierung zur Besetzung der Ägäischen Inseln bei Kriegseintritt der Türkei, nicht aber für die Unterstützung der Türkei vorgesehen.“

Churchill verstummte und begann in seiner Westentasche irgend etwas zu suchen. Er holte eine Zigarre heraus, beschnitt sie sorgfältig und wollte sie gerade anrauchen, als Roosevelt ihn fragte:

„Stimmt es, daß die Operation gegen Rhodos eine große Anzahl von Landungsmitteln erfordern würde?“

„Die im Mittelmeer befindlichen Landungsmittel würden für diese Operation ausreichen“, antwortete der britische Premier.

„Meine Schwierigkeit besteht darin, daß der amerikanische Stab“, fuhr Roosevelt fort, „noch nicht geprüft hat, wieviel Landungsmittel für die Operation in Italien, für die Vorbereitung der Operation ‚Overlord‘ in England und für den Indischen Ozean erforderlich sein werden. Ich muß deshalb mit Versprechungen für die Türkei vorsichtig sein. Solche Versprechungen, fürchte ich, könnten die Realisierung unserer gestrigen Übereinkunft beeinträchtigen“, schloß Roosevelt [233:] vielsagend, wobei er auf die Entscheidung über die Termine der Landung in Nord- und in Südfrankreich anspielte.

Als Stalin sah, daß eine weitere Erörterung des Türkei-Problems zu neuen unerwünschten Streitereien um die Operation „Overlord“ und möglicherweise auch zu Versuchen führen könnte, den Termin ihrer Realisierung erneut zu revidieren, schlug er vor, die Diskussion zu beenden.

„Ich denke, damit ist die Frage abgeschlossen“, sagte er. Doch Churchill hatte diesen Vorschlag nicht gehört oder nicht hören wollen, denn er ließ sich weiterhin über die britischen Versprechungen für die Türkei aus. England habe, so erklärte er, nur das angeboten, was es geben könne.

„Vielleicht werden auch die Amerikaner etwas dazu beitragen?“ fragte Churchill. „Wir haben den Türken Luftabwehreinheiten, aber keine Truppen versprochen, weil wir keine haben. Was die Landungsmittel betrifft, so werden wir sie im März benötigen. Ich nehme an, daß wir sie in der Zeit nach der Einnahme Roms und vor dem Beginn der Operation ‚Overlord‘ werden beschaffen können.“

„Ich möchte mich mit den Militärexperten beraten“, sagte Roosevelt. „Ich hoffe, daß Churchill recht hat, aber meine Berater sagen mir, daß beim Einsatz von Landungsmitteln nach der Einnahme Roms bis zum Beginn der Operation ‚Overlord‘ Schwierigkeiten auftreten könnten. Nach ihrer Meinung müßten wir die Landungsboote für die Operation ‚Overlord‘ unbedingt beschafft haben.“

„Ich sehe keine Schwierigkeiten“, entgegnete Churchill. „Wir haben der Türkei keinerlei Vorschläge unterbreitet, und ich weiß nicht, ob İnönü sie überhaupt annehmen würde. In Kairo wird er sich über die Lage informieren. Ich kann den Türken 20 Flugzeugstaffeln zur Verfügung stellen. Truppen werde ich ihnen nicht geben. Ich glaube nicht, daß sie welche benötigen werden. Allerdings kann ich nicht einmal sagen, ob İnönü nach Kairo kommen wird oder nicht.“

„Ob İnönü etwa erkrankt?“ fragte Stalin ironisch.

„Er könnte leicht erkranken“, bestätigte Churchill. „Sollte İnönü nicht bereit sein, sich mit mir und dem Präsidenten in Kairo zu treffen, dann werde ich eben mit einem Kreuzer zu [234:] ihm nach Adana fahren. Aber İnönü wird kommen, und ich werde ihm das Unangenehme ausmalen, das sich bei einer eventuellen Weigerung der Türkei, am Krieg teilzunehmen, ergeben würde. Im entgegengesetzten Fall werde ich ihm natürlich alles Angenehme schildern. Über die Ergebnisse der Unterredung mit İnönü werde ich Sie hinterher informieren.“

Hopkins mischte sich erneut in das Gespräch. Da die Frage einer Unterstützung der Türkei im Krieg von den amerikanischen Militärfachleuten nicht erörtert worden sei, bezweifle er die Zweckmäßigkeit, İnönü nach Kairo einzuladen, solange die Militärexperten diese Frage nicht geprüft hätten.

„Demnach“, unterbrach ihn Stalin, „schlägt Hopkins vor, İnönü nicht einzuladen?“

„Ich sage nicht, daß man von einer Einladung İnönüs absehen sollte“, erwiderte Hopkins. „Aber meiner Meinung nach wäre es nützlich, vorher zu wissen, welche Hilfe wir den Türken erweisen könnten.“

Churchill unterstützte Hopkins mit der Erklärung, daß die Alliierten sich über die mögliche Hilfe für die Türken einigen müßten. Darauf bemerkte Roosevelt, daß er Churchills Vorschlag zustimme, für die Verteidigung der Türkei 20 Flugzeugstaffeln und eine Anzahl Bombenflugzeuge bereitzustellen.

„Wir bieten der Türkei“, wiederholte Churchill, „eine begrenzte Luftdeckung und Luftabwehr an. Ein Einfall in die Türkei ist jetzt, während des Winters, unwahrscheinlich. Wir schlagen vor, die Türkei weiter mit Ausrüstungen zu versorgen. Die Türkei erhält zum größten Teil amerikanische Ausrüstungen. Wir bieten jetzt der Türkei die unschätzbare Möglichkeit, der Einladung der Sowjetregierung zur Teilnahme an der Friedenskonferenz nachzukommen.“

Auf die Frage des sowjetischen Vertreters, an welchen Ausrüstungen es der Türkei mangle, antwortete der britische Premier, die Türken hätten Gewehre und keine schlechte Artillerie, ihnen fehlten aber Panzerabwehrgeschütze, Flugzeuge und Panzer.

„Wir haben in der Türkei Militärschulen eingerichtet“, fuhr Churchill fort, „aber die Türken nutzen sie wenig. Sie können [235:] nicht mit Funkgeräten umgehen, da ihnen die Erfahrungen fehlen, doch sie sind gute Kämpfer.“

„Wenn die Türkei den Alliierten ihre Flugplätze überläßt“, sagte Stalin, „ist es durchaus möglich, daß Bulgarien die Türkei nicht überfällt, die Deutschen aber einen Angriff der Türkei fürchten. Die Türkei wird die Deutschen nicht angreifen, sondern wird sich mit ihnen einfach nur im Kriegszustand befin-

den. Dafür erhalten die Alliierten aber die Flugplätze und Häfen der Türkei. Eine solche Wendung der Ereignisse wäre nicht schlecht.“

„Ich habe den Türken gesagt“, warf Eden ein, „daß sie den Alliierten ihre Luftstützpunkte zur Verfügung stellen könnten, ohne in den Kampf selbst einzugreifen ... Numan (Menemencioğlu, der türkische Außenminister – *der Verf.*) wollte meinem Standpunkt nicht zustimmen. Er sagte, daß Deutschland darauf reagieren würde und die Türkei es vorzöge, aus freiem Willen in den Krieg einzutreten, anstatt hineingezogen zu werden.“

„Das ist richtig ...“, sagte Churchill. „Bitten Sie die Türkei, uns ihre Flugstützpunkte zu überlassen, um dadurch ihre Neutralität zu wahren, dann antworten Ihnen die Türken, daß sie einen wirklichen Krieg vorzögen; sprechen Sie aber vom tatsächlichen Eintritt der Türken in den Krieg, entgegnen sie, daß sie keine Ausrüstungen hätten. Wenn die Türken unseren Vorschlag negativ beantworten sollten, müssen wir eben mit anderen Geschützen auffahren. Wir müssen ihnen sagen, daß sie in dem Fall nicht an der Friedenskonferenz teilnehmen könnten. Was England anbetrifft, so werden wir unsererseits wissen lassen, daß uns die türkischen Angelegenheiten nicht interessieren. Außerdem werden wir der Türkei keine Ausrüstungen mehr liefern.“

„Ich möchte ganz genau festlegen“, bemerkte Eden, „welche Forderungen wir der Türkei in Kairo stellen müssen. Mir ist klar, daß wir von den Türken verlangen müssen, am Krieg gegen Deutschland teilzunehmen.“

„Gerade gegen Deutschland ...“, bekräftigte Stalin und hob in der für ihn charakteristischen Weise den rechten Zeigefinger.

[236:] Die türkische Frage wurde noch einmal auf der Vollsitzung der Konferenz am runden Tisch gestreift. Churchill machte den Vorschlag, zur Unterstützung der sowjetischen Flotte mehrere britische Unterseeboote im Schwarzen Meer zu stationieren. Dabei bemerkte er, daß, wenn die Türkei zwar den Kriegseintritt scheue, aber ihre Neutralität weit auffasse, sie vielleicht einigen Unterseebooten und den erforderlichen Versorgungsschiffen die Durchfahrt durch den Bosphorus und die Dardanellen ins Schwarze Meer gestatten würde. Gleichzeitig unterstrich Churchill, daß Großbritannien weder Interesse am Schwarzen Meer habe, noch dort Ansprüche stelle.

Stalin antwortete recht trocken, daß die sowjetische Seite für jede Hilfe dankbar sei, wich aber einer Vertiefung dieses Themas aus. Da er die Diskussion abschließen wollte; fragte er:

„Ist die Frage erschöpft?“

„Ja!“ antwortete Churchill.

Es meldete sich niemand mehr, und man ging zu einem anderen Thema über.

Damit war die Erörterung des türkischen Problems beendet. Wenige Tage später flog der türkische Präsident Ismet İnönü nach Kairo. Vom 4. bis 6. Dezember fanden dort Gespräche zwischen ihm, Churchill und Roosevelt statt. Das Treffen zeitigte keine praktischen Ergebnisse. Die Türkei wich dem Eintritt in den Krieg gegen Nazideutschland weiterhin aus und enthielt sich jeglicher Schritte, die Hitlers Unzufriedenheit hätten erregen können. Erst als sich der Sieg der Antihitlerkoalition deutlich abzeichnete, hielt man in Ankara die Zeit zum Handeln für gekommen. Am 2. August 1944, das heißt fast zwei Monate nach Eröffnung der zweiten Front in Nordfrankreich, gab die türkische Regierung den Abbruch der diplomatischen und wirtschaftlichen Beziehungen zu Deutschland bekannt. Bezeichnenderweise belieferten die Briten und Amerikaner die Türkei – obgleich sich Churchill in Teheran verpflichtet hatte, jeglichen Verkehr mit der Türkei abubrechen, sofern sie den Kriegseintritt ablehnen sollte – fast die ganze Zeit über mit Kriegsmaterial. Es gibt allen Grund für die Annahme, daß Churchill, der immer noch der Roten Armee auf dem Balkan zuvorzukommen hoffte, in Wirklichkeit an [237:] einem „vorzeitigen“ Kriegseintritt der Türkei nicht sehr interessiert war. Er spekulierte darauf, die Millionenarmee der Türkei später für Operationen auf dem Balkan einsetzen zu können.

Diesen Plänen war jedoch keine Verwirklichung beschieden. Die sowjetischen Truppen rückten rasch nach Westen vor, und die türkischen Politiker packte die Furcht, daß sie zu spät kommen könnten.

Am 23. Februar 1945 erklärte die Türkei endlich Deutschland und Japan den Krieg. Zu diesem Zeitpunkt waren Bulgarien und Rumänien bereits vollständig und Jugoslawien nahezu befreit, und die Front befand sich rund tausend Kilometer von der türkischen Grenze entfernt. Die türkische Armee konnte auf dem europäischen Kriegsschauplatz nirgends mehr mit dem Feind in Berührung kommen. Die Kriegserklärung an Japan kostete die Türkei erst recht nichts.

Hassan Saka, der damalige Außenminister der Türkei, begründete im Parlament den Beschluß seiner Regierung über den Kriegseintritt offen damit, die Kriegserklärung der Türkei bis zum 1. März 1945 würde – wie ihm der britische Botschafter mitgeteilt hätte – der türkischen Regierung die Teilnahme an der ersten Konferenz der Vereinten Nationen in San Francisco ermöglichen.

Die Geburtstagsfeier

Zu dem festlichen Empfang, der am Abend des 30. November anlässlich des Geburtstages von Churchill – er wurde an diesem Tag 69 Jahre alt – in der britischen Botschaft gegeben wurde, erschienen die Gäste kurz nach acht. Stalin trug die Galauniform eines Marschalls. Mit ihm kamen Molotow und Woroschilow. Stalin beglückwünschte Churchill und überreichte ihm eine Karakulmütze* und eine große Porzellangruppe nach Motiven russischer Volksmärchen. Roosevelt erschien im Frack. Er hielt seine Geburtstagsgeschenke in der Hand: eine antike persische Schale und einen Isfahan-Tepich**.

Die Gäste traten durch das Portal ein, das durch regungslose bärtige indische Soldaten in riesigen Turbanen flankiert wurde.

[238:] Der Tag war heiß gewesen; aber nun strömte aus dem alten Park angenehme Kühle. Als wir ankamen, war im Salon bereits eine „glänzende“ Gesellschaft versammelt: Die Militärs prangten in goldbestickten Uniformen, die befrackten Diplomaten waren bemüht, mit ihren schneeweißen Hemden nicht weniger zu leuchten. Die einzige Dame in dieser Gesellschaft war Churchills Tochter, Sarah Churchill-Oliver. Sie stand neben dem lächelnden Geburtstagskind und reagierte auf die ihrem Vater geltenden Grüße und Glückwünsche wie die Assistentin eines Artisten in der Zirkusmanege, die besonders eifrig den Beifall des Publikums für ihren Partner quitiert.

Bald darauf gingen alle aus dem Salon in die Speisehalle, wo lange, mit allen möglichen Delikatessen beladene Tische standen. Auf dem Haupttisch ragte ein riesiger Geburtstagskuchen mit 69 brennenden Kerzen empor.

Stalin brachte den ersten Trinkspruch aus:

„Auf meinen Kampffreund Churchill!“

Dann ging er auf das Geburtstagskind zu, stieß mit ihm an, faßte es um die Schulter, drückte seine Hand. Und als die Gläser geleert waren, wandte er sich mit den gleichen Worten an den Präsidenten der Vereinigten Staaten:

„Auf meinen Kampffreund Roosevelt!“

Es wiederholte sich die gleiche Prozedur des Anstoßens und des Händedrückens.

Churchill wollte nichts schuldig bleiben, differenzierte aber etwas die Anrede.

„Auf den mächtigen Stalin! Auf meinen Freund, den Präsidenten Roosevelt!“

Danach sagte Roosevelt, an Churchill und Stalin gewandt:

„Auf unsere Einheit im Krieg und im Frieden!“

Churchill fand Gefallen daran, auf russische Art und Weise Toaste auszubringen, und die Amerikaner unterstützten ihn dabei. Schließlich verbrachten die Gäste die meiste Zeit stehend, da ein Trinkspruch dem anderen folgte und alle sich nach jeder Ansprache von ihren Plätzen erhoben. Überdies machte

* Kopfbedeckung aus dem Fell des Jungtiers des Karakulschafs. *KWF*

** Von Hand geknüpften Perserteppiche Irans. *KWF*

sich Churchill die Art Stalins zu eigen, an jeden, auf den der Trinkspruch ausgebracht wurde, heranzutreten und [239:] mit ihm anzustoßen. So wandelten sie beide mit Gläsern in der Hand gemächlich durch den Raum. Es herrschte eine gehobene Stimmung. Im Saal wurde es warm und laut.

In die Trinksprüche, wie unbedeutend sie auch sein mochten, schien jeder Teilnehmer des Treffens seinen besonderen Sinn hineinzulegen.

Ebenso wie bei den Sitzungen der Konferenz erachtete es Roosevelt auch hier für notwendig, an die Nachkriegswelt, an die Bedeutung der Einheit und Zusammenarbeit der Großmächte nicht nur für jetzt, sondern auch für die Zukunft zu erinnern. Hier, am Geburtstagstisch Churchills, schien es, als hätten die Aufgaben des Kampfes gegen den gemeinsamen Feind, die diese Menschen inmitten eines erbitterten Krieges in die iranische Hauptstadt geführt hatten, gleichsam eine neue Atmosphäre in den Beziehungen zwischen ihnen und zwischen ihren Ländern geschaffen. In diesem Saal schien eine große Familie versammelt zu sein, die stets beisammen bleiben würde. Doch diese Atmosphäre wurde sehr bald durch den Chef des britischen Generalstabs, General Alan Brooke, gestört.

Der General klopfte mit dem Messer an sein Glas, erhob sich und begann, darüber zu sprechen, wer von den Alliierten in diesem Krieg wohl am meisten gelitten hätte. Die größten Opfer, so erklärte er, hätten die Engländer gebracht, ihre Verluste wären schwerer als die eines jeden anderen Volkes, England hätte länger und mehr als andere gekämpft und Größeres für den Sieg geleistet.

Im Saal trat peinliche Stille ein. Die meisten spürten natürlich die Taktlosigkeit der Ausführungen General Brookes. Wußten doch alle: Die Hauptmasse der hitlerfaschistischen Truppen war an der sowjetisch-deutschen Front gebunden und die Rote Armee befreite um den Preis unglaublicher Opfer und Anstrengungen Schritt für Schritt das sowjetische Territorium, das die Okkupanten in eine einzige Brandstätte verwandelt hatten. Stalins Gesicht verfinsterte sich. Er stand sofort auf und blickte streng in die Runde. Es schien, als würde im nächsten Augenblick ein Sturm losbrechen. Aber er riß sich zusammen und sagte ruhig:

„Ich möchte davon sprechen, was – nach Meinung der so-[240:]wjetischen Seite – Präsident Roosevelt und die Vereinigten Staaten von Amerika für den Sieg geleistet haben. In diesem Krieg sind Maschinen das wichtigste. Die Vereinigten Staaten haben bewiesen, daß sie 8000 bis 10.000 Flugzeuge monatlich produzieren können. England produziert jeden Monat 3000 Flugzeuge, vorwiegend schwere Bomber. Folglich sind die Vereinigten Staaten ein Land der Maschinen. Diese im Rahmen des Leih- und Pachtgesetzes gelieferten Maschinen helfen uns den Krieg gewinnen. Eben darauf möchte ich mein Glas erheben ...“

Roosevelt antwortete sofort:

„Ich schätze hoch die Macht der Roten Armee. Die sowjetischen Truppen setzen nicht nur die amerikanische und englische, sondern auch die ausgezeichnete sowjetische Kriegstechnik ein. Während wir hier den Geburtstag des britischen Premierministers feiern, bedrängt die Rote Armee weiterhin die nazistischen Horden. Auf die Erfolge der sowjetischen Waffen!“

Der Zwischenfall war erledigt, doch die ungezwungene Atmosphäre vom Beginn des Abends war dahin.

Polen und seine Grenzen

Das Problem Polen wurde erst auf der letzten Vollsitzung der Konferenz, am 1. Dezember, eingehend behandelt. Es war Roosevelt, der es als erster streifte. Er brachte die Hoffnung zum Ausdruck, daß die Sowjetregierung mit der polnischen Exilregierung in London in Verhandlungen eintreten und die Beziehungen zu ihr wiederaufnehmen werde.

Die Sowjetunion hatte damals allen Grund, der polnischen Exilregierung zu mißtrauen, da diese seit Jahren eine zügellose Antisowjethetze betrieb. Ebendiese Feindseligkeit der polnischen Exilregierung hatte Moskau gezwungen, die bald nach dem Überfall Hitlerdeutschlands auf die UdSSR wiederaufgenommenen Beziehungen zu dieser Regierung im April 1943 abubrechen. Deswegen machte Stalin in seiner Antwort an Roosevelt vor allem darauf aufmerksam, daß die in Polen be-[241:]findlichen

Vertreter der polnischen Exilregierung mit den Deutschen in Verbindung standen und Partisanen ermordeten.

„Sie können sich nicht vorstellen, wie sie dort hausen“, sagte Stalin.

„Das ist eine sehr bedeutende Frage“, mischte sich hier Churchill ein. „Wir haben Deutschland den Krieg erklärt, weil es Polen überfallen hat. Es hat mich seinerzeit verwundert, daß Chamberlain sich in München nicht für die Tschechen eingesetzt hat, im April 1939 aber plötzlich Polen Garantien zusicherte ... Gleichzeitig aber hat mich dieser Umstand auch gefreut. Wegen Polen und in Erfüllung unseres Versprechens haben wir Deutschland den Krieg erklärt, obwohl wir, mit Ausnahme unserer Seestreitkräfte, unvorbereitet waren. Wir haben auch große Anstrengungen unternommen, um Frankreich zu veranlassen, in den Krieg einzutreten. Frankreich hat eine Niederlage erlitten. Wir aber wurden, dank unserer Insellage, zu aktiven Kämpfern. Wir messen der Ursache unseres Kriegseintritts große Bedeutung bei. Der historische Unterschied zwischen unserem und dem russischen Standpunkt hinsichtlich Polens ist mir klar. Wir aber legen großes Gewicht auf Polen, da uns der Überfall auf Polen zu unseren heutigen Anstrengungen veranlaßte. Ich habe auch die Haltung Rußlands zu Kriegsbeginn sehr gut verstanden und, angesichts unserer Schwäche zu Kriegsbeginn, auch die Tatsache begriffen, daß Frankreich seine in München gegebenen Garantien nicht realisiert hat. Ich verstehe, daß die Sowjetregierung damals nicht ihr Leben in diesem Kampf aufs Spiel setzen konnte. Heute ist die Lage jedoch anders. Und ich bin sicher, daß wir, würde man uns nach der Ursache unseres Kriegseintritts fragen, antworten werden, weil wir Polen die Zusicherung gegeben haben. Ich möchte auf mein Beispiel von den drei Streichhölzern zurückkommen, von denen eins Deutschland, das andere Polen und das dritte die Sowjetunion darstellt. Diese drei Streichhölzer sollen nach Westen vorgeschoben werden, um eine der Hauptaufgaben der Alliierten, die Sicherung der Westgrenze der Sowjetunion, zu lösen.“

„Ich möchte sagen“, erwiderte der sowjetische Delegierte, „daß Rußland nicht weniger, sondern mehr als die anderen [242:] Mächte an guten Beziehungen mit Polen interessiert ist, da Polen zu den Nachbarländern Rußlands gehört. Wir sind für eine Wiederherstellung, für eine Stärkung Polens. Aber wir unterscheiden zwischen Polen und der polnischen Exilregierung in London. Wir haben die Beziehungen zu dieser Regierung nicht aus irgendeiner Laune heraus abgebrochen, sondern deshalb, weil die polnische Regierung sich Hitler bei dessen Verleumdungen gegen die Sowjetunion angeschlossen hat. Die Presse hat darüber berichtet.“

Während seine letzten Worte übersetzt wurden, entnahm Stalin der vor ihm liegenden weinroten Safianmappe ein Flugblatt aus recht grobem gelbem Papier, das schon durch viele Hände gegangen und stark abgegriffen war. Dargestellt war darauf ein Januskopf, der auf der einen Seite das Profil Hitlers, auf der anderen das Stalins zeigte. Stalin hielt das Flugblatt hoch, damit alle es sehen konnten, und sagte:

„So etwas verbreiten die Agenten der Exilregierung in Polen. Wollen Sie es sich anschauen?“

Mit diesen Worten übergab Stalin das Blatt Churchill. Der nahm es angewidert mit zwei Fingern, verzog sein Gesicht und reichte das Blatt wortlos an Roosevelt weiter, der die Achseln zuckte und es kopfschüttelnd Stalin zurückgab. Dieser ließ etwas Zeit verstreichen und fuhr dann fort:

„Welche Garantien aber haben wir, daß die polnische Exilregierung in London nicht wieder dasselbe tun wird? Wir möchten die Zusicherung haben, daß die Vertreter der polnischen Regierung keine Partisanen hinrichten und die polnische Exilregierung tatsächlich zum Kampf gegen die Deutschen auffordern und nicht irgendwelche Machenschaften in die Wege leiten wird. Zu einer Regierung, die zum aktiven Kampf gegen die Deutschen auffordert, werden wir gute Beziehungen unterhalten. Ich glaube jedoch nicht, daß die jetzige polnische Exilregierung in London so ist, wie sie sein müßte. Wir wären zu Verhandlungen mit ihr bereit, wenn sie sich mit den Partisanen solidarisch erklärte und wir die Garantien hätten, daß ihre Vertreter nicht mit den Deutschen in Polen in Verbindung stehen werden. Churchill sprach von drei Streichhölzern. Ich möchte fragen, was das bedeutet.“

[243:] Churchill erklärte, er meine das Grenzproblem: und es wäre gut, hier die Vorstellungen der Russen von Polens künftigen Grenzen zu erfahren. Dann könnte er, Churchill, oder Eden diese Gedankengänge den Polen übermitteln.

„Nach unserer Meinung“, fuhr Churchill fort, „müßte man Polen zweifellos auf Kosten Deutschlands zufriedenstellen. Wir würden den Polen erläutern, daß das ein guter Plan sei und sie keinen besseren zu erwarten hätten. Danach könnten wir die Frage der Wiederaufnahme von Beziehungen stellen. Ich möchte jedoch betonen, daß wir ein starkes, unabhängiges Polen wünschen, das freundschaftliche Beziehungen zu Rußland unterhält.“

Stalin legte daraufhin den Standpunkt der Sowjetregierung zu dieser Frage dar.

„Es geht darum, daß die ukrainischen Gebiete“, sagte er, „zur Ukraine und die belorussischen zu Belorußland kommen müssen, das heißt, die Grenze zwischen uns und Polen muß der Grenze von 1939 entsprechen, die durch die sowjetische Verfassung festgelegt ist. Das ist der Standpunkt der Sowjetregierung zu dieser Grenze, den sie auch für richtig hält.“

Molotow erläuterte, daß man diese Linie die Curzon-Linie zu nennen pflege. Diese Linie war in einer im Dezember 1919 veröffentlichten Deklaration der Entente über die Ostgrenze Polens fixiert worden und wurde nach dem damaligen britischen Außenminister Lord George Curzon benannt.

„Nein“, erwiderte Eden, „an ihr wurden wesentliche Veränderungen vorgenommen.“

Molotow meinte, Eden sei nicht richtig informiert.

Darauf legte Churchill eine Karte auf den Tisch, von der er sagte, sie zeige die Curzon-Linie wie auch die Linie von 1939. Auf dieser Karte war auch die Oder-Linie eingezeichnet. Eden begann, mit dem Finger über die Karte fahrend, zu erklären, daß der südliche Teil der Curzon-Linie nie genau festgelegt worden sei; damals sei angenommen worden, daß die Curzon-Linie östlich von Lwow verlaufen werde.

Stalin erwiderte, auf Churchills Karte sei die Linie falsch eingezeichnet. Lwow müsse auf dem Territorium der Sowjetunion verbleiben, die Grenzlinie aber westlich von dieser [244:] Stadt verlaufen. Er fügte hinzu, Molotow sei im Besitz einer genauen Karte mit der Curzon-Linie und ihrer detaillierten Beschreibung. Was Polen betreffe, so müsse es tatsächlich ein industriell entwickelter, großer, der Sowjetunion freundlich gesinnter Staat sein, betonte Stalin.

Inzwischen hatte Molotow nach der erwähnten Karte geschickt. Ein paar Minuten später wurde ihm eine große schwarze Mappe gebracht. Molotow öffnete sie, entfaltete die Karte auf dem Tisch und zeigte die auf ihr eingetragene Curzon-Linie, worauf er einen von Lord Curzon unterzeichneten Funkanspruch verlas, der eine genaue Angabe der Punkte enthielt, durch die die Linie lief. Nachdem man diese Punkte auf der Karte ermittelt hatte, war alles klar. Churchill konnte darauf nichts erwidern. Zu Stalin gewandt, sagte er:

„Zwischen den Konferenzteilnehmern bestehen offenbar keine wesentlichen Differenzen über die Westgrenze der Sowjetunion einschließlich des Problems von Lwow.“

Roosevelt fragte, ob eine Umsiedlung von Personen polnischer Nationalität nach Polen möglich sei, wenn sie dies wünschen sollten. Stalin bejahte diese Frage. Darauf erklärte Churchill, er werde den Polen raten, die hier ausgearbeiteten Vorschläge anzunehmen. Er habe ein Dokument zur polnischen Frage vorbereitet, das er hier verlesen wolle, allerdings mit dem Vorbehalt, daß er nicht bitte, die darin enthaltenen Vorschläge in ihrer jetzigen Form zu akzeptieren, da er sich selbst noch nicht endgültig entschlossen habe. Darauf verlas er folgenden Text:

„Im Prinzip wurde festgelegt, daß sich das Gebiet des polnischen Staates und des polnischen Volkes von der sogenannten Curzon-Linie bis zur Oder erstrecken soll, einschließlich Ostpreußens und der Provinz Oppeln. Die endgültige Festlegung der Grenze macht jedoch eine genaue Prüfung und eine mögliche Aussiedlung der Bevölkerung aus einigen Gebieten erforderlich.“

Stalin erklärte sich mit der von Churchill vorgeschlagenen Formel im wesentlichen einverstanden.

Projekte für die Nachkriegsordnung der Welt

Streit um die Kriegsverbrecher

Ich möchte über eine inoffizielle Begegnung berichten; auf der es zu einem ernstlichen Zusammenstoß zwischen dem sowjetischen und dem britischen Vertreter kam. Es war ein gemeinsames Mittagessen der drei Oberhäupter und ihrer nächsten Berater, das anfangs sehr friedlich verlief. Viele Trinksprüche wurden ausgebracht: auf das Wohl der Konferenzteilnehmer, auf die Erfolge verschiedener Waffengattungen, auf den Sieg über den gemeinsamen Feind, auf die Zusammenarbeit nach dem Kriege. Es gab auch ganz konkrete politische Toasts. So wurde beispielsweise von sowjetischer Seite unter anderem folgender Trinkspruch ausgebracht:

„Ich erhebe das Glas auf die künftigen Leih- und Pachtlieferungen. Mögen sie termingemäß, ohne Verspätung eintreffen – so wie jetzt!“

Gegen Ende des Mittagessens erhob sich Stalin von seinem Platz und kam auf die faschistischen Kriegsverbrecher zu sprechen.

„Ich schlage einen Toast darauf vor“, sagte er, „daß allen deutschen Kriegsverbrechern so schnell wie möglich Gerechtigkeit geschehe und daß sie alle streng bestraft werden. Wir müssen sie in gemeinsamem Vorgehen bestrafen, sobald sie uns in die Hände fallen. Möge keiner von ihnen der Strafe entgehen, möge sich keiner von ihnen, und sei es am Rande der Welt, verstecken können. Ich glaube, daß es nicht wenige solcher Naziverbrecher geben wird ...“

Die Übersetzung ins Englische war kaum zu Ende, als Churchill wie von einer Tarantel gestochen aufsprang. Er hatte nach jedem Toast gewissenhaft ein Glas Kognak geleert und war bereits in recht erregtem Zustand. Nun schob der britische Premier das Glas heftig beiseite, dieses fiel um, und der Ko-[246:]gnak ergoß sich über den Tisch, wurde zu einem großen gelben Fleck auf der Decke. Churchill sah das nicht – er hatte sich kaum noch in der Gewalt. Sein Gesicht und sein Hals waren hochrot, die Augen blutunterlaufen. Die Arme wild schwenkend, rief er aus:

„Diese Ansicht widerspricht von Grund auf unserem englischen Rechtsempfinden! Die Engländer werden eine solche Massenbestrafung niemals dulden. Ich bin entschieden der Meinung, daß kein Mensch, sei er ein Nazi oder was auch immer, ohne Gericht und Untersuchung hingerichtet werden darf, welche Beweise gegen ihn auch vorliegen mögen!“

Alle blickten auf Stalin. Er reagierte auf die ungestüme Rede des britischen Premiers ganz gelassen, ihn schien die Nervosität Churchills sogar etwas zu amüsieren. Er lächelte kaum merklich.

Stalin begann, Churchills Argumente sachlich und recht ausführlich zu entkräften, womit er diesen in noch größere Wut versetzte. Niemand habe die Absicht, so betonte der sowjetische Vertreter, die Naziverbrecher ohne Gericht und Untersuchung zu bestrafen. Jeder Fall müsse sorgfältig untersucht werden, aber es sei schon jetzt offenkundig, daß sich unter den Hitlerfaschisten angesichts der von ihnen massenhaft begangenen Greuelthaten Zehntausende von Verbrechern befänden, sagte Stalin. Dann wandte er sich an Roosevelt, der diese Szene schweigend beobachtet hatte, und fragte ihn nach seiner Meinung.

„Ich werde, wie mir scheint, in diesem Streit wie gewöhnlich den Vermittler spielen müssen“, sagte der Präsident. „Es ist völlig klar, daß man einen Kompromiß zwischen Ihrer Position, Marschall Stalin, und der Position meines guten Freundes, des Premierministers, finden muß.“

Die sowjetischen Vertreter und die Amerikaner schätzten die Antwort des Präsidenten richtig ein und lachten. Die Briten jedoch, die auf ihren Delegationsleiter starrten, saßen wortlos, mit finsternen Mienen da. Churchill ließ sich in den Sessel fallen, aber man spürte, daß seine Wut noch nicht verbraucht war.

„Lassen Sie uns diese Diskussion beenden“, sagte Hopkins. [247:] „Bis Deutschland sind es noch viele Meilen und bis zum Sieg über die Nazis noch viele Monate ...“

Doch Stalin fragte weiterhin jeden Anwesenden nach seiner Meinung. Schließlich war auch Elliot Roosevelt, der ebenfalls an dem Essen teilnahm, an der Reihe. Er stand auf und sagte etwas verlegen, aber recht entschieden:

„Ist diese Frage nicht allzu akademisch? Denn wenn unsere Armeen vom Westen heranrücken und die Russen die Offensive vom Osten fortsetzen, wird sich das ganze Problem von selbst lösen – so ist es doch? Die russischen, amerikanischen und englischen Soldaten werden die meisten dieser Verbrecher im Kampf erledigen ...“

Stalin gefiel diese Antwort. Er ging mit einem Glas in der Hand um den Tisch herum, blieb vor Elliot stehen, umarmte ihn und rief lächelnd aus:

„Eine vortreffliche Antwort! Ich schlage einen Toast auf Ihre Gesundheit vor, Elliot!“

Da explodierte Churchill erneut. Er beugte sich, den Finger drohend erhoben, über den Tisch vor und knurrte Elliot an:

„Wollen Sie etwa die Beziehungen zwischen den Alliierten verderben? Begreifen Sie, was Sie gesagt haben? Wie konnten Sie es nur wagen, so etwas zu sagen? ...“

Elliot ließ sich verwirrt in den Sessel fallen und verbarg sein Gesicht so spaßig in den Händen, daß alle Anwesenden lachen mußten. So löste sich die Spannung.

Bald darauf gingen alle zum Kaffeetrinken ins Nebenzimmer. Doch Churchill trat an diesem Abend nicht an die sowjetischen Delegierten heran. Sein finsternes Gesicht überzog sich mit roten Flecken, und er paffte noch energischer als sonst seine Zigarre.

Churchills stürmische Reaktion auf den Vorschlag zur Bestrafung der faschistischen Kriegsverbrecher war kein Zufall. An sich konnte diese Forderung keine Überraschung für den britischen Premier sein. Stand doch seine Unterschrift unter der Erklärung der Regierungsoberhäupter der drei Großmächte der Antihitlerkoalition, die auf der Moskauer Außenministerkonferenz der UdSSR, der USA und Großbritanniens [248:] vom 19. bis 30. Oktober 1943 angenommen und am 3. November 1943 veröffentlicht worden war.

In der „Erklärung über die Verantwortlichkeit der Hitleranhänger für begangene Greuelthaten“, die auch durch die Unterschriften Roosevelts und Stalins besiegelt war, hieß es: „So werden Deutsche, die an Massenerschießungen von italienischen Offizieren oder an der Hinrichtung von französischen, holländischen, belgischen und norwegischen Geiseln oder kretischen Bauern teilnehmen oder jene, die an Blutbädern Anteil haben, die unter dem polnischen Volk oder in den jetzt vom Feind gesäuberten Gebieten der Sowjetunion angerichtet wurden, damit rechnen müssen, daß sie an den Schauplatz ihrer Verbrechen zurückgebracht und an Ort und Stelle von den Völkern, denen sie Gewalt angetan haben, abgeurteilt werden. Mögen sich diejenigen, die ihre Hände bisher nicht mit unschuldigem Blut besudelt haben, davor hüten, sich zu den Reihen der Schuldigen zu gesellen, denn die drei Alliierten Mächte werden sie ganz gewiß bis ans äußerste Ende der Welt verfolgen und sie ihren Anklägern ausliefern, damit ihnen Gerechtigkeit geschehe.“

Eigentlich hätte nach dieser Erklärung der Vorschlag zur Bestrafung der hitlerfaschistischen Kriegsverbrecher auf keine Einwände stoßen dürfen. Handelte es sich doch gerade um die Bestrafung der Nazi-verbrechen, nicht aber um Rache an Unschuldigen. Doch offenbar hielt Churchill die Erklärung der drei Mächte für eine lediglich propagandistische Geste und dachte in seinem Innersten ganz anders. Außerdem begann Churchill in dem Maße, wie die sowjetischen Truppen weiter nach Westen vorrückten und dem Territorium des „Dritten Reichs“ immer näher kamen, sich Gedanken darüber zu machen, wie man die hitlerfaschistischen Banditen bei der Realisierung der ihm bereits durch den Kopf schwirrenden Pläne zur Schaffung eines neuen „Cordon sanitaire“ um das Sowjetland ausnutzen könnte.

[249:]

Der anglo-amerikanische Plan der Zerstückelung Deutschlands ...

Vom Teheraner Treffen bis zum Sieg über Hitlerdeutschland war es noch sehr weit. Die sowjetischen Armeen hatten noch Hunderte von Kilometern in schweren Kämpfen zurückzulegen, zahlreiche breite

Ströme zu überqueren, viele Städte im Sturmangriff zu nehmen. Und noch sollten Tausende sowjetischer, amerikanischer und britischer Soldaten sowie zahlreiche Kämpfer der Widerstandsbewegung in diesem titanischen Ringen ihr Leben lassen. Es standen schwere Schlachten an der Ostfront, die Landung der Alliierten in der Normandie, die blutigen Kämpfe in den Ardennen, die Befreiung Frankreichs und der anderen von den Nazis besetzten Länder bevor.

In Teheran war allen klar, daß bis zu dem Augenblick, da die Truppen der Alliierten vom Osten, Westen, Norden und Süden her die deutsche Grenze überschritten und zum letzten Sturm gegen den gemeinsamen Feind antraten, noch viel Zeit vergehen würde. Aber keiner zweifelte daran, daß dieser Augenblick kam. Alle waren vom Sieg der Antihitlerkoalition überzeugt.

Es war daher ganz natürlich, daß auf der Teheraner Konferenz wiederholt die Frage aufgeworfen wurde, wie die Alliierten nach dem Sieg mit Deutschland verfahren sollten. Daß die Mächte der faschistischen „Achse“ bedingungslos kapitulieren mußten, darüber gab es keine Differenzen, darüber waren sich alle einig. Aber es galt auch, darüber nachzudenken, was zu unternehmen war, damit Deutschland, das die Menschheit zu Lebzeiten einer Generation zweimal in den Abgrund eines Weltkrieges gestürzt hatte, niemals mehr eine Aggression zu beginnen vermochte.

Zum erstenmal wurde diese Frage am 28. November abends erörtert. Es war ein ziemlich aufreibender Tag gewesen, und Roosevelt, der abgespannt wirkte, hatte sich gleich nach Tisch bei seinen Kollegen entschuldigt und sich zurückgezogen. Churchill, Stalin, Eden und Molotow gingen ins Nebenzimmer, in dem Kaffee gereicht wurde.

Während Churchill seine Zigarre in Brand setzte, bemerkte er, die Alliierten müßten Deutschland einen so wuchtigen [250:] Schlag versetzen, daß es niemals mehr andere Völker bedrohen könne. Stalin stimmte dem zu, bemerkte jedoch, Deutschland werde, falls man keine besonderen Maßnahmen trafe, sein Potential bald wiederhergestellt haben und wieder eine Gefahr für den Frieden sein. Churchill vertrat eine andere Ansicht. Infolge der gewaltigen Verluste an der sowjetischen Front wie auch der Bombenangriffe der alliierten Luftwaffe auf Deutschland seien seine Reserven an Menschen und sein Rüstungspotential schon jetzt weitgehend erschöpft, und gegen Kriegsende – so meinte Churchill – werde Deutschland solchen Schlägen ausgesetzt und dermaßen zerstört sein, daß es unter keinen Umständen bald wiederhergestellt sein könne.

„Ich sehe, Sie sind ein großer Optimist“, sagte Stalin lächelnd. Er stellte die Tasse auf den Tisch, wischte sich mit einem weißen Taschentuch über den Schnurrbart und fügte ernst hinzu: „Leider kann ich diesen Optimismus nicht teilen. Die spezifischen Verhältnisse Deutschlands mit seinem Junkertum und seinen großen Rüstungskonzernen sind so beschaffen, daß es den Frieden noch mehr als einmal gefährden kann. Aber natürlich könnten wir versuchen, diese Verhältnisse zu ändern.“

Churchill merkte, daß Stalin damit auf die Frage der Gesellschaftsordnung im Nachkriegsdeutschland anspielte, und gab dem Gespräch jäh eine andere Wendung. An diesem Abend kam man nicht mehr auf die deutsche Frage zurück.

Als Stalin am nächsten Tag Roosevelt allein gegenüberaß, erzählte er ihm von dem Gespräch mit Churchill.

„Nachdem Sie uns verlassen hatten“, sagte Stalin, „hatte ich mit Churchill eine Unterredung darüber, wie der Frieden in der Zukunft erhalten werden soll. Churchill nimmt das auf die leichte Schulter. Er glaubt, daß sich Deutschland nicht so schnell wieder erholen könne. Damit bin ich nicht einverstanden, ich nehme an, daß Deutschland schnell wieder aufgebaut sein wird. Dazu wird es nur 15 bis 20 Jahre brauchen. Wenn Deutschland durch nichts in Schranken gehalten wird, befürchte ich, daß es bald seine frühere Stärke wiedererlangt ...“

Roosevelt hörte ihm zu, ohne ihn zu unterbrechen. Stalins Gedanken weckten sein Interesse. Er nickte nur gelegentlich, [251:] zustimmend oder seinen Gesprächspartner ermunternd, und trommelte mit den Fingern der rechten Hand leicht auf die Lehne seines Rollstuhls.

Stalin führte indessen aus, wie schwer es zu erreichen sei, daß Deutschland nicht wieder andere Völker bedrohen könne.

„Welche Verbote wir Deutschland auch auferlegen, die Deutschen werden immer eine Möglichkeit finden, diese zu umgehen. Wenn wir den Bau von Flugzeugen verbieten, können wir nicht gleichzeitig die Möbelfabriken schließen, und bekanntlich können Möbelfabriken schnell auf die Produktion von Flugzeugen umgestellt werden. Wenn wir Deutschland verbieten, Granaten und Torpedos zu produzieren, so können wir nicht gleichzeitig die Uhrenfabriken schließen; jede Uhrenfabrik kann aber schnell auf die Produktion der wichtigsten Teile von Granaten und Torpedos umgestellt werden. Deshalb wird sich Deutschland erneut erheben und eine Aggression beginnen.“

Diesmal erwähnte Stalin die sozialen Verhältnisse Deutschlands nicht. Die Reaktion Churchills mochte ihm gezeigt haben, daß er in der Frage der sozialen Struktur Deutschlands bei den Anglo-Amerikanern auf Widerstand stoßen würde. Jedenfalls sprach er jetzt nur von strategischen Maßnahmen, die den Alliierten helfen könnten, das besiegte Deutschland in Schranken zu halten.

„Um eine Aggression abzuwenden“, führte Stalin aus, „werden die vorgesehenen Organe nicht ausreichen. Man muß die Möglichkeit haben, die wichtigsten strategischen Punkte zu besetzen, damit Deutschland sie nicht in seine Hand bekommen kann. Solche Punkte müssen nicht nur in Europa, sondern auch im Fernen Osten besetzt werden, damit Japan keine neue Aggression beginnen kann. Es muß ein besonderes Organ geschaffen werden, das berechtigt wäre, strategisch wichtige Punkte zu besetzen. Im Falle der Gefahr einer Aggression von seiten Deutschlands oder Japans müssen diese Punkte unverzüglich besetzt werden, um Deutschland und Japan einzukreisen und sie niederzuhalten.“

„Ich bin zu hundert Prozent mit Marschall Stalin einverstanden“, sagte Roosevelt. „Ich kann ebenso unnachgiebig sein [252:] wie Marschall Stalin. Natürlich können die Deutschen ihre Betriebe auf die Rüstungsproduktion umstellen, in diesem Fall jedoch ist schnelles Handeln geboten, und wenn entschlossene Maßnahmen getroffen werden, wird Deutschland zum Aufrüsten nicht genug Zeit haben.“

„Dann ist alles gesichert“, antwortete Stalin lächelnd.

Während der Vollsitzung vom 1. Dezember kamen die Konferenzteilnehmer nochmals auf die Deutschlandfrage zurück. Roosevelt sagte, es liege ein Vorschlag vor, Deutschland zu zerstückeln, und diese Frage müsse eingehender erörtert werden.

Nach dem amerikanischen Präsidenten nahm Churchill das Wort. Er war offenbar im Bilde, worum es ging, und unterstützte Roosevelt energisch:

„Ich bin für eine Aufteilung Deutschlands. Aber ich möchte die Frage hinsichtlich der Aufteilung Preußens durchdenken. Ich bin für eine Abtrennung Bayerns und anderer Länder von Deutschland.“

Churchills Vorschlag kam etwas überraschend, und im Saal herrschte eine Zeitlang Schweigen. Dann ergriff Roosevelt wieder das Wort:

„Um unsere Diskussion voranzubringen, möchte ich den von mir selbst vor zwei Monaten aufgestellten Plan zur Aufteilung Deutschlands in fünf Staaten darlegen.“

Churchill unterbrach ihn: „Preußen ist, so möchte ich betonen, die Wurzel allen Übels in Deutschland.“

Roosevelt nickte zustimmend und fuhr fort:

„Wir müssen zuerst eine Gesamtvorstellung haben und dann über einzelne Komponenten sprechen. Ich meine, Preußen müßte möglichst geschwächt und verkleinert werden. Preußen müßte der erste selbständige Teil Deutschlands sein. Teil zwei sollte Hannover und die nordwestlichen Gebiete Deutschlands, Teil drei – Sachsen und das Gebiet um Leipzig, Teil vier – die Provinz Hessen (Darmstadt, Kassel) und die Gebiete südlich des Rheins sowie die alten westfälischen Städte, Teil fünf – Bayern, Baden und Württemberg umfassen. Jeder dieser fünf Teile würde einen unabhängigen Staat darstellen. Außerdem müßten die Gebiete entlang des Kieler Kanals und [253:] Hamburg aus Deutschland herausgelöst werden. Diese Gebiete müssen den Vereinten Nationen oder den vier Mächten zur Verwaltung übergeben werden. Das Ruhr- und das Saargebiet müßten entweder der

Kontrolle der Vereinten Nationen oder aber den Kuratoren ganz Europas unterstellt werden. Das wäre mein Vorschlag, der jedoch nur als ein Entwurf zu betrachten ist.“

In jenen Tagen, da noch fast ganz Europa unter dem faschistischen Joch ächzte, klang Roosevelts Vorschlag, Deutschland zu zerstückeln, irgendwie unreal. Zudem ließ er sofort Zweifel aufkommen, ob das deutsche Volk in der Mitte des 20. Jahrhunderts dazu gezwungen werden könnte, sich mit dem Wiederaufleben der Zwergstaaten aus der Zeit der Kurfürsten abzufinden. Hatte der amerikanische Präsident nicht allzu kühn die Karte Deutschlands zu einem Schnittbogen gemacht?

Aber Churchill, dieser vielerfahrene und verschlagene Politiker, schien Roosevelts Idee beizupflichten.

„Sie haben insgesamt eine Fülle dargelegt“, sagte er zum Präsidenten. „Meines Erachtens gibt es zwei Fragen – eine destruktive und eine konstruktive. Ich habe zwei Vorstellungen: Die erste ist die Isolierung Preußens vom übrigen Deutschland und die zweite die Abtrennung der süddeutschen Provinzen Bayern, Baden, Württemberg, der Pfalz, von der Saar bis einschließlich Sachsen. Ich würde Preußen harte Bedingungen auferlegen. Die Südpvinzen könnte man einfach, von Preußen abspalten und einer Donauföderation angliedern. Die Menschen, die in der Donauebene leben, sind nicht die Ursache des Krieges. Ich würde mit den Preußen auf jeden Fall härter verfahren als mit den übrigen Deutschen. Die Süddeutschen werden keinen neuen Krieg anzetteln.“

Damit hatte Churchill ein neues Element in die Diskussion über die Nachkriegsgeschicke Deutschlands gebracht. Bei seinem Eintreten für eine Zerstückelung Deutschlands und die Niederhaltung Preußens ging Churchill zugleich darauf aus, ein neues Gebilde von der Art der Habsburger Flickemonarchie zu schaffen. So und nicht anders war sein Vorschlag für eine Donauföderation aufzufassen. Eine solche Föderation [254:] sollte nach den Vorstellungen des britischen Premierministers selbstverständlich unter der Kontrolle der Westmächte stehen und Westeuropa von der Sowjetunion isolieren. Dieser Plan war unverkennbar das Gegenstück zu Churchills Idee von einer anglo-amerikanischen Truppenlandung auf dem Balkan mit der Zielstellung, der UdSSR in Südosteuropa „zuvorzukommen.“

Stalin nahm diesen Plan ausgesprochen ablehnend auf.

„Der Plan, neue Vereinigungen von Staaten zu schaffen, gefällt mir nicht“, sagte er in eisigem Ton. „Sollte die Aufteilung Deutschlands beschlossen werden, so sind jedoch keine neuen Vereinigungen notwendig, selbst wenn es 5 oder 6 Staaten und 2 Gebiete sein sollten, wie Roosevelt die Aufteilung Deutschlands vorschlägt. Diesen Plan Roosevelts zur Schwächung Deutschlands könnte man prüfen. Churchill wird es bald mit großen Mengen von Deutschen zu tun haben, genau wie wir. Dann wird er sehen, daß in der deutschen Armee nicht nur Preußen, sondern auch Deutsche aus allen anderen deutschen Provinzen kämpfen. Nur die Österreicher, die sich in die Gefangenschaft begeben werden, werden schreien: Ich bin Österreicher, und unsere Soldaten werden sie aufnehmen. Was die Deutschen aus den übrigen deutschen Provinzen betrifft, so kämpfen sie alle mit der gleichen Erbitterung. Wie wir auch immer an die Frage der Aufteilung Deutschlands herangehen werden, wir brauchen keine neue lebensunfähige Vereinigung der Donaustaaten. Ungarn und Österreich müssen voneinander getrennt bestehen. Österreich ist, solange es nicht angetastet wurde, ein selbständiger Staat gewesen.“

Roosevelt stimmte Stalin besonders darin zu, daß zwischen den Deutschen aus den einzelnen deutschen Provinzen kein Unterschied bestehe. Vor fünfzig Jahren habe es noch einen Unterschied gegeben, sagte der Präsident, aber heute seien alle deutschen Soldaten gleich.

Danach ergriff Churchill wieder das Wort:

„Ich möchte nicht so verstanden werden, als sei ich gegen eine Aufteilung Deutschlands“, erklärte er. „Aber es wird, so meine ich, die Zeit kommen, da sich die Deutschen wieder vereinigen werden, falls wir Deutschland in einzelne Teile spal-[255:]ten und keine Verbindung aus diesen Teilen schaffen sollten, wie Marschall Stalin ausführte.“

„Es gibt keine Maßnahmen, die die Möglichkeit einer Vereinigung Deutschlands ausschließen würden“, entgegnete der sowjetische Delegationschef.

„Zieht Marschall Stalin ein zersplittertes Europa vor?“ fragte Churchill spitz.

„Was hat das mit Europa zu tun?“ parierte Stalin prompt. „Ich weiß nicht, ob es notwendig sein wird, 4, 5 oder 6 selbständige deutsche Staaten zu bilden. Diese Frage muß erörtert werden.“

Roosevelt fragte, ob man zum Studium der deutschen Frage eine Sonderkommission einsetzen müsse oder diese Frage vielleicht der Londoner Kommission übergeben könne. Stalin stimmte dem letzteren Vorschlag zu.

Auf Initiative der sowjetischen Delegation war auf der Moskauer Außenministerkonferenz beschlossen worden, eine Europäische Konsultativkommission mit Sitz in London zu bilden, der die Sowjetunion, die USA und Großbritannien angehörten. Aufgabe dieser Kommission, die im Januar 1944 ihre Arbeit begann, war es, die europäischen Probleme zu untersuchen, die mit der Beendigung des Krieges zusammenhingen, und den Regierungen gemeinsame Lösungsvorschläge zu unterbreiten.

Erneut aufgeworfen wurde die Frage der Zerstückelung Deutschlands von den Westmächten auf der Krimkonferenz im Februar 1945. Auch hier fanden ihre Vorstellungen bei der sowjetischen Seite keine Unterstützung. In der Dreierkommission wurden die Vorschläge der Briten und Amerikaner zur Aufteilung ebenfalls abgelehnt. Und am 9. Mai 1945 schließlich definierte das Oberhaupt der Sowjetregierung exakt die Position der UdSSR in dieser Frage: „Die Sowjetunion feiert den Sieg, wenn sie sich auch nicht anschickt, Deutschland zu zerstückeln oder zu vernichten.“

Westliche Propagandisten behaupten, daß die Sowjetunion an der Spaltung Deutschlands schuld sei. Das ist eine bössartige Erfindung. Im Gegenteil, gerade dank der prinzipienfesten Haltung der Sowjetregierung sind die anglo-amerikanischen [256:] Pläne für die Zerstückelung Deutschlands nicht verwirklicht worden.

Auf der Potsdamer Konferenz der drei Mächte im Juli/August 1945 wurden wichtige Beschlüsse über die Entnazifizierung, Entmilitarisierung und Demokratisierung Deutschlands als einheitliches Ganzes gefaßt. Doch sie wurden in den westlichen Besatzungszonen nicht verwirklicht, und die Westmächte spalteten Deutschland gemeinsam mit dem deutschen Monopolkapital, um das imperialistische System in Westdeutschland zu erhalten. Die Remilitarisierung setzte ein, Rüstungsmonopole erstarkten wieder. Es wurde zunächst die Bizone und dann die Trizone geschaffen. Schließlich wurde die Bundesrepublik Deutschland proklamiert, in der Militarismus und Revanchismus ins Kraut schossen.

Unter diesen Umständen schufen die demokratischen Kräfte des deutschen Volkes im Osten des Landes einen Arbeiter-und-Bauern-Staat: die Deutsche Demokratische Republik.

Die Nachkriegsregelung

Die Teilnehmer des Teheraner Treffens gingen nur in groben Zügen auf das Problem der Nachkriegsregelung in der Welt ein. Obgleich die Interessen der auf der Konferenz vertretenen Mächte gegensätzlich waren, wurden bereits in dieser Etappe des Krieges Versuche unternommen, hinsichtlich der Sicherung des Friedens nach dem Sieg der Antihitlerkoalition eine gemeinsame Sprache zu finden. Die Oberhäupter der Westmächte konnten nicht übersehen, daß die Völker der Welt, die große Anstrengungen zur Zerschlagung des Faschismus, zur Befreiung der Menschheit von der Gefahr der Versklavung unternahmen, ureigens daran interessiert waren, daß sich ein Weltgemetzel niemals mehr wiederholte. Diese Stimmungen breiter Kreise der Öffentlichkeit setzten die Führer der gegen die „Achsenmächte“ kämpfenden kapitalistischen Staaten stark unter Druck. Dafür besonders empfänglich war Roosevelt; er dachte zweifellos viel an die künftige Ordnung in der Welt.

[257:] Im Gespräch mit Stalin am 29. November sagte Roosevelt, er hätte die Frage der künftigen Ordnung in der Welt gern vor der Abreise aus Teheran erörtert. Der amerikanische Präsident war für die Schaffung einer Organisation, die wirklich einen dauerhaften Frieden nach dem Krieg sicherte. Als Roosevelt bei der sowjetischen Seite einen positiven Widerhall fand, sagte er, seiner Vorstellung nach müsse nach Beendigung des Krieges eine Weltorganisation geschaffen werden, die auf den

Prinzipien der Vereinten Nationen basiere und sich nicht mit militärischen Fragen befasse. Sie solle keine Ähnlichkeit mit dem Völkerbund haben. Sie werde aus 35, vielleicht auch aus 50 Vereinten Nationen bestehen und nur Empfehlungen geben. Eine andere Befugnis solle diese Organisation nicht haben. Roosevelt äußerte die Ansicht, daß diese Organisation nicht an einem bestimmten Ort, sondern an verschiedenen Orten tagen solle. Auf die Frage, ob es hier um eine europäische oder um eine Weltorganisation gehe, antwortete der Präsident, daß es eine Weltorganisation sein müsse.

Stalin fragte, wie sich das ausführende Organ dieser Organisation zusammensetzen werde. Roosevelt antwortete, dem Exekutivkomitee müßten seiner Meinung nach die Sowjetunion, Großbritannien, die Vereinigten Staaten, China, zwei europäische Länder, ein südamerikanisches Land, ein Land des Mittleren Ostens, ein Land Asiens (außer China) und ein britisches Dominion angehören. Churchill sei mit dem letzteren Vorschlag nicht einverstanden, da die Engländer in diesem Falle nur zwei Stimmen – die Großbritanniens und die eines Dominions – haben würden. Dieses Exekutivkomitee solle sich, so schlug Roosevelt vor, mit Problemen der Landwirtschaft, der Nahrungsmittelversorgung und der Wirtschaft sowie mit Fragen des Gesundheitsschutzes befassen.

Nach Roosevelt sollte auch ein Polizeikomitee bestehen, das heißt ein Länderkomitee, das auf die Erhaltung des Friedens achten und keine neue Aggression von Seiten Deutschlands und Japans dulden würde.

Die sowjetische Seite unterbreitete in Teheran keine konkreten Vorschläge zu Fragen der Nachkriegsregelung. Im Gespräch mit Roosevelt beschränkte sich Stalin darauf, präzisierende Fragen zu stellen, und äußerte nur allgemeinste Erwägungen.

Als Roosevelt das Polizeikomitee erwähnte, wollte der sowjetische Vertreter wissen, ob dieses Komitee für andere Länder verbindliche Beschlüsse fassen würde.

„Was geschieht, wenn sich ein Land weigert, einen von diesem Komitee gefaßten Beschluß auszuführen?“ fragte Stalin. „In diesem Fall würde das Land, das die Ausführung eines Beschlusses verweigert, künftig nicht mehr an den Beschlüssen dieses Komitees mitwirken können“, antwortete der Präsident.

„Sollen das Exekutiv- und das Polizeikomitee einen Teil der Gesamtorganisation bilden oder Einzelorgane darstellen?“

„Das werden drei Einzelorgane sein. Die Gesamtorganisation wird aus 35 Vereinten Nationen bestehen, das Exekutivkomitee aus 10 oder 11 Ländern. Dem Polizeikomitee werden 4 Mächte angehören. Droht die Gefahr einer Aggression oder irgendeiner Verletzung des Friedens, so braucht man ein Organ, das schnell reagieren kann, denn in diesem Fall wird nicht genügend Zeit sein, um diese Frage in einem solchen Organ wie dem Exekutivkomitee zu erörtern.“

„Folglich“, präziserte Stalin, „wird das ein Organ sein, das Zwangsmaßnahmen ergreift.“

Ohne eine direkte Antwort zu geben, sagte Roosevelt, er wolle ein Beispiel anführen: Als Italien 1935 ohne Warnung Abessinien überfiel, habe er, Roosevelt, Frankreich und England gebeten, den Suezkanal zu schließen, um Italien die Weiterführung dieses Krieges unmöglich zu machen. Aber weder England noch Frankreich hätten etwas unternommen, sie hätten vielmehr diese Frage dem Völkerbund zur Entscheidung unterbreitet. Dadurch sei es Italien möglich gewesen, die Aggression fortzusetzen. Das nun vorgeschlagene Organ, das nur vier Länder umfassen solle, werde schnell reagieren und in einem ähnlichen Fall ohne Verzug eine Entscheidung über die Schließung des Suezkanals treffen können.

Auf die Bemerkung Stalins hin, daß er das verstehe, brachte Roosevelt seine Befriedigung darüber zum Ausdruck, daß er den sowjetischen Premier mit seinen Überlegungen habe vertraut machen können. Diese Vorschläge, so erläuterte er, seien [259:] noch allgemein und bedürften der detaillierten Ausarbeitung. Es komme aber darauf an, die Fehler der Vergangenheit zu vermeiden.

Nachdem der sowjetische Vertreter den amerikanischen Präsidenten angehört hatte, äußerte er einige allgemeine Überlegungen. Die kleinen Länder Europas, so bemerkte er, würden mit einer solchen

Organisation nicht zufrieden sein. Vielleicht sei es zweckmäßig, eine europäische Organisation zu schaffen, der drei Länder – die USA, England und Rußland – und vielleicht noch ein europäisches Land angehören sollten. Außerdem sollte eine zweite Organisation gebildet werden, zum Beispiel für den Fernen Osten. Das vom Präsidenten vorgeschlagene Schema selbst halte die sowjetische Seite für gut, aber vielleicht sei es besser, nicht eine, sondern zwei Organisationen zu schaffen, eine europäische und eine zweite, fernöstliche oder vielleicht auch eine Weltorganisation. Es seien also entweder eine europäische und fernöstliche oder eine europäische und eine Weltorganisation möglich. Welche Meinung habe dazu der Präsident?

Roosevelt antwortete, daß dieser Vorschlag bis zu einem gewissen Grade mit dem Vorschlag Churchills übereinstimme. Der Unterschied bestehe lediglich darin, daß Churchill eine europäische, eine fernöstliche und eine amerikanische Organisation vorgeschlagen habe. Aber die Vereinigten Staaten könnten nicht Mitglied einer europäischen Organisation sein. Nur eine so gewaltige Erschütterung wie der gegenwärtige Krieg könne die Amerikaner veranlassen, ihre Truppen über den Ozean zu schicken.

„Wenn Japan 1941 nicht die USA angegriffen hätte“, sagte Roosevelt, „hätte ich niemals den Kongreß zwingen können, amerikanische Truppen nach Europa zu entsenden.“

Zu jener Zeit ließ sich aus diesem Satz nichts Besonderes heraushören: eine einfache Erklärung der Ursachen, die den Kongreß veranlaßt hatten, dem Präsidenten die erforderlichen Vollmachten zu erteilen. Aber derartige wiederholte Äußerungen Roosevelts gaben später Anlaß zu allerlei Erfindungen. Auch heute noch wird in den USA von vielen die Meinung vertreten, das Weiße Haus habe 1941 die von ver-[260:]schiedenen Seiten eingehenden Warnungen vor dem in Vorbereitung begriffenen japanischen Angriff auf Pearl Harbor vorsätzlich nicht beachtet. In den Nachkriegsjahren wurden viele Dokumente und Memoiren veröffentlicht, die davon zeugen, daß die Absichten der Japaner in Washington bekannt waren. Unter anderem war es den Amerikanern gelungen, den diplomatischen Code Japans zu entschlüsseln und wichtige an den japanischen Botschafter in den USA gerichtete Telegramme zu dechiffrieren. Aus ihnen ging hervor, daß ein Angriff im Pazifik vorbereitet wurde. Das genaue Angriffsziel kannte man in Washington einige Stunden vor dem Überfall auf die Hawaii-Inseln, doch durch irgendein sonderbares Zusammentreffen von Umständen wurden die amerikanischen Stützpunkte im Pazifik nicht gewarnt und waren so auf den Angriff nicht vorbereitet. Von Flugzeugträgern aus, die sich unbemerkt den Hawaii-Inseln genähert hatten, führten am 7. Dezember japanische Flugzeuge einen Schlag gegen den amerikanischen Marinestützpunkt Pearl Harbor und vernichteten die dort liegende Pazifikflotte der USA beziehungsweise setzten sie außer Gefecht.

Das Geheimnis der Katastrophe von Pearl Harbor ist bis heute nicht völlig enträtselt. Aber wie dem auch sei, nach diesem Schock stimmte der Kongreß der USA für den Eintritt in den Krieg.

Auf Roosevelts Hinweis hinsichtlich der Bedingungen, unter denen die amerikanische Regierung Truppen über den Ozean entsenden könnte, reagierte Stalin mit der Frage:

„Werden die Amerikaner, falls die von den Vereinigten Staaten vorgeschlagene Weltorganisation geschaffen wird, Truppen nach Europa schicken müssen?“

„Nicht unbedingt“, antwortete Roosevelt. „Sollte es jedoch notwendig werden, Streitkräfte gegen eine eventuelle Aggression einzusetzen, so könnten die Vereinigten Staaten ihre Flugzeuge und Schiffe zur Verfügung stellen, Truppen müßten jedoch England und Rußland nach Europa bringen.“

Es gebe zwei Methoden, Streitkräfte gegen eine Aggression einzusetzen, fuhr der Präsident fort. Drohe die Gefahr einer Revolution oder Aggression oder eine andere Gefahr für den Frieden, so könne das betreffende Land isoliert werden, damit [261:] der Brand nicht auf andere Territorien übergreife. Nach der zweiten Methode könnten die vier dem Komitee angehörenden Nationen dem betreffenden Land ein Ultimatum stellen, die den Frieden gefährdenden Aktionen einzustellen, da dieses Land anderenfalls bombardiert oder sogar besetzt werde.

Damit endete eigentlich die Erörterung von Problemen der Nachkriegsordnung in Teheran. Diese Frage war im weiteren Gegenstand des Briefwechsels zwischen den drei Regierungschefs, und schließlich wurden dazu auf der Konferenz in Dumbarton Oaks im Herbst 1944 konkrete Festlegungen getroffen.

Interessant war, daß Roosevelt die Revolution als eine Gefahr für den Frieden betrachtete und daß er vorschlug, ein Land, in dem eine revolutionäre Situation entstand, zu isolieren oder gar zu besetzen. Zweifellos brachte der amerikanische Präsident damit die Auffassungen bestimmter anglo-amerikanischer Kreise zum Ausdruck, die befürchteten, daß der siegreiche antifaschistische Krieg zum Aufschwung der revolutionären Kräfte, zur Verstärkung des Kampfes der Völker für soziale Umgestaltungen führen könnte.

Stalin ließ alle diese Bemerkungen Roosevelts unbeantwortet, und er tat das sicher nicht zufällig.

Bekanntlich wurde die westliche Propaganda am Vorabend des Krieges, aber auch in den Kriegsjahren nicht müde zu behaupten, die Sowjetunion verfolge das Ziel der „Weltrevolution“ und beabsichtige, die Revolution in andere Länder zu „exportieren“. Diese propagandistische Kampagne, vom Goebbelsschen Propagandaministerium angeheizt, sollte einen Keil zwischen die Alliierten treiben, Mißtrauen säen und den Kampf gegen Hitlerdeutschland komplizieren. In Anbetracht all dessen war Stalin bemüht, keinen Anlaß für derartige Anschuldigungen und Verdächtigungen zu geben.

Die „großen Drei“ verlassen Teheran

Der Morgen des 2. Dezember war grau und trübe. Es war plötzlich kalt geworden. Böiger Wind wirbelte das gelbe Laub durch den Park. Vor dem Portal des Hauptgebäudes der so-[262:]wjetischen Botschaft standen drei Jeeps. Amerikanische Detektive schwirrten umher. Unter der Achsel verborgene Maschinenpistolen wölbten ihre Jacken. Alles war zur Abreise des Präsidenten der Vereinigten Staaten bereit.

Nach der im voraus getroffenen Vereinbarung sollte die Konferenz noch den ganzen 2. Dezember über tagen, aber der in den Bergen Khuzistans plötzlich gefallene Schnee verschlechterte jäh die meteorologischen Bedingungen und veranlaßte Roosevelt, sich mit dem Abflug zu beeilen. Am späten Abend des 1. Dezember wurde in aller Eile die Schlußerklärung abgestimmt. Es war nicht einmal mehr Zeit, ihren Text in russischer und englischer Sprache ins reine zu schreiben, auch die feierliche Zeremonie ihrer Unterzeichnung kam nicht mehr zustande. Die Unterschriften unter dieses höchst wichtige Dokument mußten einzeln eingeholt werden. Jeder der drei Delegationschefs setzte in aller Eile gesondert seinen Namen darunter. In unseren Händen blieb ein zerknittertes, mit Bleistift unterzeichnetes Blatt. Das Aussehen dieses Blattes paßte in keiner Weise zu dem feierlichen Inhalt des Dokuments, das bald darauf der ganzen Welt als die Dreimächteerklärung von Teheran bekannt wurde. Hier ihr Wortlaut:

„Wir, der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, der Premierminister von Großbritannien und der Premier der Sowjetunion, haben uns in den vier vergangenen Tagen hier in der Hauptstadt unseres Verbündeten Iran getroffen und haben unsere gemeinsame Politik gestaltet und bestätigt.

Wir bringen unsere Entschlossenheit zum Ausdruck, daß unsere Nationen im Kriege und in dem ihm folgenden Frieden zusammenarbeiten werden. Was den Krieg anbelangt, so haben unsere militärischen Stäbe an unseren Besprechungen am Runden Tisch teilgenommen, und wir haben unsere Pläne zur Vernichtung der deutschen Streitkräfte abgestimmt. Wir erreichten völlige Übereinstimmung über Ausmaß und Zeit der Operationen, die von Osten, Westen und Süden angesetzt werden sollen. Das allseitige Einvernehmen, das wir hier erzielt haben, gewährleistet, daß der Sieg unser sein wird.

Und was den Frieden anbelangt, so sind wir sicher, daß unsere Eintracht ihn zu einem dauernden Frieden machen [263:] wird. Wir sind uns der hohen Verantwortung voll bewußt, die auf uns und allen Vereinten Nationen ruht, einen Frieden zu schließen, der den überwältigenden Massen der Völker der Welt Bereitwilligkeit abnötigen und die Geißel und den Schrecken des Krieges für viele Generationen bannen wird.

Zusammen mit unseren diplomatischen Ratgebern haben wir die Probleme der Zukunft geprüft. Wir werden die Mitarbeit und aktive Teilnahme aller Nationen, der großen wie der kleinen, suchen, deren Völker sich ebenso wie unsere eigenen Völker mit Herz und Verstand der Ausrottung von Tyrannei und Sklaverei, von Unterdrückung und Intoleranz widmen. Wir werden sie begrüßen, sowie sie sich bereitfinden, in die Weltfamilie der demokratischen Nationen einzutreten.

Keine Macht der Erde kann uns daran hindern, die deutschen Heere zu Lande, ihre U-Boote zur See und ihre Rüstungsanlagen aus der Luft zu zerstören. Unsere Angriffe werden erbarmungslos und mit steigender Wucht geführt werden.

Nun, da wir von diesen freundschaftlichen Besprechungen scheiden, sehen wir vertrauensvoll dem Tag entgegen, an dem alle Völker der Erde, unberührt von Tyrannei, ihren verschiedenen Wünschen und ihrem eigenen Gewissen gemäß ein freies Leben führen können.

Hoffnungsvoll und entschlossen sind wir hierhergekommen. Wir scheiden von hier als Freunde in der Tat, in der Gesinnung und im Ziel.

Gezeichnet zu Teheran am 1. Dezember 1943.

Winston S. Churchill
Josef Stalin
Franklin D. Roosevelt.“

Unter anderen mit der Kriegführung verbundenen Beschlüssen wurde eine Vereinbarung über allseitige Hilfe für die jugoslawischen Partisanen erzielt.

Vereinbart wurde ferner eine Erklärung der drei Mächte über den Iran, in der man die Souveränität und territoriale Integrität dieses Landes garantierte. Die Oberhäupter der drei Mächte verpflichteten sich, dem Iran jede mögliche ökonomi-[264:]sche Hilfe sowohl während des Krieges als auch nach Kriegsende zu gewähren.

Ich stand vor dem breiten Portal mit den weißen Säulen. Ringsum drängten sich Film- und Fotoreporter. Jeder von ihnen war bemüht, trotz der Absperrkette der sowjetischen und amerikanischen Militärpolizei näher an die Stufen heranzukommen, um, wenn Roosevelt sich zeigte, einen günstigen Platz zu haben. Die Tür ging auf, und auf der Vortreppe erschien der Präsident. Er wurde in seinem Rollstuhl von zwei philippinischen Dienern geschoben. über den schwarzen Umhang, der durch eine goldene Kette zwischen zwei Löwenkopfspangen zusammengehalten wurde, hatte man Roosevelt ein tarnfarbenes Wachstuchcape geworfen. Auf dem Kopf saß ein zerdrückter altmodischer Hut. Roosevelts Gesicht war so, wie man es auf Porträts zu sehen gewohnt war: Kneifer, die lange Spitze mit einer Zigarette zwischen den großen Zähnen, die in breitem Lächeln entblößt wurden. Doch es trug den Stempel der Müdigkeit. Der unfreundliche Morgen unterstrich besonders die krankhafte Blässe des Präsidenten. Man spürte, wie sehr Roosevelt – ein schwerkranker Mann – an der auf ihm lastenden Bürde zu tragen hatte. Aber seine Kräfte wurden durch unbändigen Willen und innere Energie gestützt.

Zwei stämmige amerikanische Sergeanten traten an den Rollstuhl heran, trugen ihn zu einem der Jeeps und setzten Roosevelt auf den Vordersitz des Wagens. Seine Beine hüllte man in einen Plaid, das Verdeck wurde hochgeschlagen. Indessen schlossen sich Stalin und Churchill der Gruppe von Personen an, die zur Verabschiedung Roosevelts erschienen waren. Stalin trat an den Wagen heran, drückte dem Präsidenten fest die Hand und wünschte ihm eine gute Fahrt.

„Ich meine, daß wir hier eine gute Arbeit geleistet haben“, sagte Roosevelt. „Die vereinbarten Beschlüsse werden uns den Sieg sichern ...“

„Jetzt wird niemand mehr daran zweifeln, daß der Sieg unser ist“, antwortete Stalin lächelnd.

Auch Churchill verabschiedete sich von Roosevelt. Der Fahrer ließ den Motor an, und sofort sprangen vier Detektive auf die Trittbretter des Jeeps. Zwei von ihnen zogen die Maschi-[265:]nenpistolen unter ihren Jacken hervor und legten sich auf die vorderen Kotflügel des Wagens. Alles das machte

den Eindruck, als sollte der Wagen des Präsidenten eine feindliche Umkreisung durchbrechen. Ich sah zum erstenmal, wie der Schutz des amerikanischen Präsidenten organisiert war, und mir schien, als sei die von den Detektiven veranstaltete Demonstration lediglich geeignet, die Aufmerksamkeit eventueller Attentäter zu erregen. Aber Roosevelt glaubte wohl, daß dieser nahezu operettenhafte Aufzug durchaus in Ordnung sei. Er lächelte ruhig und hob, als der Jeep anfuhr, die rechte Hand mit zu einem V (victory) gespreizten Zeige- und Mittelfinger. Der Jeep des Präsidenten verschwand hinter den Bäumen des Parks.

Gleich darauf verabschiedete sich Churchill von den sowjetischen Delegierten. Er begab sich in seine Botschaft und fuhr kurze Zeit später zum Flugplatz.

Die sowjetische Delegation verließ Teheran am Mittag. Auf dem Flugplatz erwarteten uns mehrere zweimotorige Passagierflugzeuge. In der ersten Maschine flog eine Gruppe von Militärangehörigen, in der zweiten Stalin. Wir warteten die Mitteilung ab, daß er wohlbehalten in Baku gelandet sei. Danach stiegen in Abständen von mehreren Minuten auch die übrigen Maschinen auf.

Als wir in Baku aus dem Flugzeug stiegen, war Stalin noch dort. Er stand vor dem Flughafengebäude, nicht mehr in Marschalluniform, sondern in einem einfachen Soldatenmantel und einer Soldatenmütze ohne Rangabzeichen. Bei ihm befanden sich der General der Luftstreitkräfte Golowanow und noch einige Militärangehörige. Bald darauf erschien auf dem Flugfeld eine Wagenkolonne. Stalin setzte sich in die zweite Limousine, neben den Fahrer. Auf den hinteren Sitzen nahm seine persönliche Wache Platz. Alle übrigen stiegen rasch in die anderen Wagen, und die Kolonne fuhr mit hoher Geschwindigkeit in die Stadt, zum Bahnhof. Dort stand ein Sonderzug aus langen, schweren Salonwagen.

Unterwegs nach Moskau gab es, wie ich mich erinnern kann, nur einen längeren Aufenthalt in Stalingrad. Wir blieben im Zug. Aber Stalin unternahm, von seiner näheren Umgebung [266:] begleitet, eine Fahrt durch die Stadt. Am vierten Tag traf unser Zug am frühen Morgen in Moskau ein. Er hielt auf einem menschenleeren Bahnsteig der elektrischen Vorortbahn auf der Strecke zwischen dem Belorussischen und dem Sawelowski-Bahnhof. Stalin stieg aus, setzte sich in eine schwarze Limousine, die direkt auf den Bahnsteig gefahren war, und begab sich in den Kreml.

Erst am nächsten Tag, am 7. Dezember, wurde in der sowjetischen Presse die Mitteilung über die Konferenz der Oberhäupter der drei Mächte in Teheran veröffentlicht und wurden die Texte der Erklärung und der anderen offiziellen Mitteilungen abgedruckt.

Bis zu diesem Tag hatte in der Sowjetunion, bis auf eine relativ kleine Gruppe von Eingeweihten, niemand von der Zusammenkunft der „großen Drei“ in Teheran gewußt.

Die Ergebnisse der Teheraner Konferenz zeugen von der Fruchtbarkeit der militärischen und politischen Zusammenarbeit der UdSSR, der USA und Großbritanniens in den Jahren des zweiten Weltkrieges. Die Beschlüsse der Konferenz trugen zum Zusammenschluß, zur Festigung der Antihitlerkoalition bei. Sie hätten auch für die Entwicklung der sowjetisch-britisch-amerikanischen Beziehungen in den Nachkriegsjahren große Bedeutung haben können. Doch kurz nach Beendigung des zweiten Weltkrieges gingen die herrschenden Kreise der USA und Großbritanniens von den vereinbarten Beschlüssen ab und schlugen den Weg der Verschärfung der internationalen Situation, den Weg des kalten Krieges ein. Die Teheraner Konferenz war ein bedeutender Erfolg der sowjetischen Außenpolitik. Greift man heute zu den Niederschriften der Diskussionen, die die Oberhäupter der drei Mächte in Teheran geführt haben, liest man noch einmal die auf diesem Treffen gefaßten Beschlüsse, so erkennt man besonders deutlich seine historische Bedeutung.

[267:]

An den Quellen der UNO

[269:]

Von Moskau nach Washington

Vierundzwanzig Jahre später

Als ich im Herbst 1968 in Washington weilte, suchte ich an einem schönen Morgen Dumbarton Oaks auf. Mich interessierte, wie es dort 24 Jahre nach der Konferenz der drei Großmächte der Antihitlerkoalition aussah. Wie ich feststellte, war Georgetown – ein vornehmes Viertel der amerikanischen Hauptstadt – nach wie vor still und ruhig: von alten Bäumen gesäumte menschenleere Straßen, weiße Villen und grüne Rasenflächen. In Dumbarton Oaks, im Zentrum dieses Viertels gelegen, waren Reparaturen im Gange. Arbeiter in blauen Monteuranzügen brachten das Parktor in Ordnung, zwei weitere strichen die Fassade des Gebäudes. Ich läutete. Die Tür öffnete ein Pförtner in der grauen Uniform eines Universitätsdieners, denn in diesem Gebäude befindet sich die wissenschaftliche Bibliothek der Howard-Universität. Ich erklärte ihm den Grund meines Besuches.

„Sie werden später wiederkommen müssen, nach 14 Uhr“, sagte der Pförtner. „Es ist jetzt keine Besuchszeit.“

„Sehr schade. Aber um 14 Uhr muß ich auf dem Flugplatz sein, ich fliege nach Los Angeles. Kann man nicht jemanden bitten, mir das Gebäude zu zeigen?“

Der Pförtner nahm den Hörer ab, wählte eine Nummer.

„Hier ist ein Mann. Sagt, daß er aus Moskau komme und während des Krieges hier gewesen sei, an der Konferenz der Vereinten Nationen teilgenommen habe. Er möchte den Saal sehen, in dem die Sitzungen stattgefunden haben ...“

Nach wenigen Minuten erschien ein nettes, etwa zwanzigjähriges Mädchen in der Vorhalle. Es blickte mich neugierig an und forderte mich auf, den Mantel abzulegen. Wir betraten den Saal, wo die gleichen alten Gobelins wie im Jahre 1944 die Wände zierten und von der Decke der mir vertraute pompöse [270:] Kronleuchter herabhing. Nur die Einrichtung war anders. Der Stoff, mit dem damals eine Wand bespannt gewesen war, verbarg, wie sich nun herausstellte, eine Tür nach draußen. Wir gingen in den Park. Trotz des späten Herbstes war es noch warm. Den Rasen bedeckte Laub. Das Mädchen – eine technische Mitarbeiterin der Bibliothek – hörte sich meine Erinnerungen an die Konferenz, die hier stattgefunden hatte, mit Interesse an. Dann lächelte sie freundlich und sagte:

„Ich habe zwar gehört, daß hier während des Krieges eine wichtige Konferenz der Alliierten stattgefunden hat, aber geglaubt, daß ihre Teilnehmer schon längst tot seien ...“

Diesem jungen Mädchen, das damals noch gar nicht auf der Welt war, mußten die Ereignisse von 1944 fast antik vorkommen. Seitdem hat sich in der Tat vieles verändert. Die Organisation der Vereinten Nationen ist in das vierte Jahrzehnt ihres Bestehens eingetreten. Mehr als 130 Staaten der Welt gehören ihr als Mitglieder an. Sie spielt im internationalen Leben eine wichtige Rolle. Zu der Zeit aber, da die Konferenz in Dumbarton Oaks tagte, zeichneten sich erst die Umrisse der künftigen internationalen Organisation ab. Ihr Vorläufer, der Völkerbund, hatte faktisch schon in den ersten Jahren des zweiten Weltkriegs aufgehört zu existieren. Die Unfähigkeit des Völkerbundes, Aggressionen zu unterbinden, war es, die viele Politiker veranlaßte, schon in der Zeit der schweren Schlachten des zweiten Weltkrieges zu überlegen, was zu tun war, um den künftigen Generationen einen dauerhaften Frieden zu gewährleisten, damit kein potentieller Aggressor jemals einen neuen Krieg entfesseln konnte.

Schon am ersten Tag des Überfalls des faschistischen Deutschlands auf die UdSSR erklärte die Sowjetregierung felsenfest: „Der Feind wird geschlagen. Der Sieg wird unser sein.“ So war es denn schließlich auch. Es galt aber, diesen Sieg zu verankern, damit die Völker die ungeheuren Opfer in diesem Krieg nicht umsonst gebracht hatten und der Frieden verlässlich geschützt war.

Die Sowjetregierung verwies entschieden darauf, daß eine wirksame internationale Organisation zur Aufrechterhaltung des Friedens ins Leben gerufen werden müsse. Schon am [271:] 4. Dezember 1941, als die Hitlerhorden vor Moskau standen, wurde in der gemeinsamen Erklärung der Regierungen der Sowjetunion und Polens dem Problem der Regelung nach dem Kriege größte Aufmerksamkeit geschenkt. „Nach der siegreichen Beendigung des Krieges“, hieß es in der Erklärung, „und der entsprechenden Bestrafung der Hitlerverbrecher wird es Aufgabe der alliierten Staaten sein, einen gerechten und dauerhaften Frieden zu sichern. Das kann nur durch eine neue Organisation der internationalen Beziehungen erreicht werden, die auf dem Zusammenschluß der demokratischen Länder zu einem festen Bündnis beruht. Bei der Errichtung einer solchen Organisation muß ein entscheidendes Moment die Achtung vor dem Völkerrecht sein, das sich auf die kollektive bewaffnete Macht aller alliierten Staaten stützt.“

Die Niederlagen der Faschisten an der sowjetisch-deutschen Front zeigten, daß es den Plänen der Naziführer nicht beschieden war, Wirklichkeit zu werden. Die Sowjetregierung hielt unbeirrbar Kurs darauf, nach dem Krieg in der Welt Voraussetzungen zu schaffen, die das Entstehen eines neuen Weltkrieges ausschlossen. Das widerspiegelte sich auch in der offiziellen Deklaration, die im Oktober 1943 auf der Moskauer Konferenz der Außenminister der UdSSR, der USA und Großbritanniens – W. M. Molotow, Cordell Hull und Anthony Eden – angenommen wurde.

In der auf der Konferenz beschlossenen Deklaration über allgemeine Sicherheit hieß es, daß die Mächte der antifaschistischen Koalition „in Anerkennung der Notwendigkeit der Sicherung eines schnellen und geordneten Übergangs vom Krieg zum Frieden und der Errichtung und Aufrechterhaltung des Weltfriedens und der internationalen Sicherheit bei möglichst geringer Inanspruchnahme der menschlichen und wirtschaftlichen Hilfsquellen der Welt für Rüstungen“ gemeinsam erklären, „daß sie die Notwendigkeit anerkennen, in möglichst kurzer Frist eine allgemeine internationale Organisation für die Aufrechterhaltung des Weltfriedens und der internationalen Sicherheit zu errichten, die auf dem Grundsatz der souveränen Gleichheit aller friedliebenden Staaten beruht und [272:] deren Mitgliedschaft allen solchen Staaten, ob groß oder klein, offensteht“.

Später, auf der Teheraner Konferenz der drei Mächte Ende November/Anfang Dezember 1943, wurden weitere Meinungen ausgetauscht über die Regelung nach dem Krieg und die Gründung einer internationalen Organisation zur Aufrechterhaltung des Friedens und der Sicherheit. In der Teheraner Deklaration erklärten die drei Mächte, daß die Eintracht zwischen ihnen den Frieden dauerhaft machen werde.

Diese Erkenntnis verwies auf den einzigen realistischen Kurs in der Weltpolitik, der einen dauerhaften Frieden verbürgen kann, auf das einheitliche Handeln der Großmächte. Davon ließ sich die Sowjetregierung auch leiten, als sie die Grundsätze der künftigen internationalen Sicherheitsorganisation ausarbeitete.

Die Gesprächspartner in Dumbarton Oaks hatten noch die kläglichen Erfahrungen des Völkerbundes vor Augen, der sich als unfähig erwiesen hatte, den zweiten Weltkrieg zu verhindern. Der Völkerbund verkündete zwar den „ewigen Frieden“ als sein Ziel, unternahm jedoch nichts Ernsthaftes, um brutalste Aggressionsakte zu unterbinden oder im Keime zu ersticken. Der Einfall des faschistischen Italiens in Abessinien, die deutsch-italienische Intervention in Spanien, die Aggression der japanischen Militaristen gegen China, die den Frieden gefährdende Militarisierung der deutschen Wirtschaft, die dreisten Annexionen der Hitlerfaschisten in Europa – all das blieb ungestraft. Der Völkerbund hatte taube Ohren für die beharrlichen Forderungen der Sowjetunion, ein System der kollektiven Sicherheit zu schaffen. Die Folge war, daß die Welt erneut in die Katastrophe eines Krieges gestürzt wurde.

Vor allem war dem Völkerbund anzulasten, daß er sich als außerstande erwies, wirksame und energische Maßnahmen gegen die Verletzungen des Friedens zu ergreifen. Er verfügte nicht über einen wirksamen Mechanismus, um Aggressionen zu unterbinden. Hinzu kam, daß die Westmächte, die im Völkerbund den Ton angaben, an einer Unterdrückung der Aggressionen gar nicht interessiert waren und darauf speku-[273:]lierten, daß . der erste Schlag gegen den sozialistischen Staat geführt würde.

Die traurigen Erfahrungen des Völkerbundes mußten bei der Gründung der neuen Sicherheitsorganisation berücksichtigt werden. Deshalb beschäftigte man sich bei den Verhandlungen in Dumbarton Oaks angelegentlich mit dem Abstimmungsmodus im Sicherheitsrat, einem führenden Organ der künftigen Weltorganisation, das wirksame Maßnahmen gegen Friedensstörer zu ergreifen hatte. In diesem Organ sollten die wichtigen Beschlüsse nur mit Zustimmung aller Mächte, die die Hauptverantwortung für die Erhaltung des Friedens trugen, gefaßt werden.

Aber gerade in dieser Kardinalfrage ergaben sich die größten Schwierigkeiten. Im Prinzip waren sich alle Verhandlungspartner in Dumbarton Oaks darüber einig, daß im Sicherheitsrat bei der Beschlußfassung zu wichtigen Fragen die Einmütigkeit aller ständigen Mitglieder (das heißt der fünf Mächte Sowjetunion, USA, Großbritannien, China und Frankreich) erforderlich war, da diese die Hauptverantwortung für die Erhaltung des Friedens trugen. Eine Ausnahme von dieser Regel schlugen jedoch die britischen und amerikanischen Vertreter bei Streitfällen vor, an denen ein ständiges Ratsmitglied als Partei beteiligt war. In diesem Fall sollte der Vertreter der betreffenden Großmacht nicht an der Abstimmung teilnehmen. Man erkennt unschwer, daß die Annahme dieses Vorschlages die so notwendige Einmütigkeit der Großmächte untergraben hätte. Ihre Zusammenarbeit wäre ernstlich gefährdet worden, falls eines der ständigen Ratsmitglieder an der Abstimmung nicht hätte teilnehmen dürfen und der Sicherheitsrat seinen Beschluß ohne, ja gegen dieses Mitglied gefaßt hätte. Jedenfalls konnte es die Sowjetunion nicht dahin kommen lassen, daß die Westmächte die Möglichkeit erhielten, auf diese Weise einem sozialistischen Staat ihren Willen zu diktieren.

[274:]

Via Sibirien

Unsere Delegation flog am 12. August 1944 von Moskau ab und traf in Washington erst am Vorabend der für den 21. August angesetzten Eröffnung der Konferenz ein. Wegen der intensiven Kampfhandlungen im Atlantik und im Pazifik mußten wir über Sibirien, die Tschuktschenhalbinsel, Alaska und Kanada fliegen.

Am vierten Tag unseres Fluges, als der Ural bereits hinter uns lag und wir uns über Sibirien befanden, stürmte der Flugzeugführer in den Fluggastraum und sagte erregt:

„Die Alliierten sind in Südfrankreich gelandet! Wurde soeben im Rundfunk durchgegeben ...“

Die Schläfrigkeit war wie weggeblasen. Und mein Nebenmann, Professor Sergej Borissowitsch Krylow, rief strahlend:

„Ein Hoch auf die Verbündeten! Bravo, schlägt die Hitlerfaschisten! ...“

Die Landung in Südfrankreich fast zweieinhalb Monate nach der am 6. Juni endlich erfolgten Eröffnung der zweiten Front in der Normandie war ein wichtiges Ereignis. Sie fügte der wachsenden Liste siegreicher Aktionen der Alliierten an der Ost- wie auch an der Westfront eine weitere erfolgreiche Operation hinzu. Diese gegen Hitlerdeutschland von allen Seiten geführten Schläge klangen in jenen Tagen wie eine herrliche Musik, die das Herannahen des lang ersehnten Sieges ankündigte.

Als sich alle ein wenig beruhigt hatten, begannen die beiden Professoren Krylow und Golunski darüber zu diskutieren, ob die Operation in Südfrankreich im voraus geplant oder von den Briten und Amerikanern zur Unterstützung der Offensive in der Normandie improvisiert worden war.

„Der Beschluß über die Landung in Südfrankreich“, mischte sich Andrej Andrejewitsch Gromyko, der Leiter unserer Delegation, in das Gespräch, „wurde Ende vorigen Jahres auf der Teheraner Konferenz gefaßt, als die Frage der Operation ‚Overlord‘ erörtert wurde. Es sollte den Deutschen unmöglich gemacht werden, Verstärkungen in die Normandie zu werfen. Wir verpflichteten uns damals unsererseits, im Sommer, gleich [275:] nach der Kanalüberquerung der Engländer und Amerikaner, eine Offensive an unserer Front einzuleiten, was auch geschehen ist. Die Alliierten haben, wie Sie sehen, ihre Verpflichtung ebenfalls erfüllt. Wir können sie dazu nur beglückwünschen ...“

Alle stimmten dem zu und beschlossen, das Ereignis gleich bei der nächsten Landung gebührend zu feiern.

Zu jenem Zeitpunkt hatten wir bereits einen beträchtlichen Teil der Strecke zurückgelegt und sollten bald in Markowo landen.

Unsere Reise durch Sibirien verdient aber einen ausführlicheren Bericht. Die Flughöhe war relativ gering – etwa 2000 Meter – und die Sicht gut. Die Flugroute verlief anfangs entlang des alten „Sibirischen Trakts“, auf dem einst Fuhrwerke und Schlitten dahingezogen waren, dann folgte sie der Trasse der Transsibirischen Eisenbahn. Das erste Mal landeten wir in Kuibyschew auf dem Flugplatz, der mir wohlvertraut war. Im Herbst 1941 waren der größte Teil des Volkskommissariats für Auswärtige Angelegenheiten sowie das gesamte Diplomatische Korps in diese Stadt evakuiert worden. Wer von uns die ganze Zeit über in Moskau blieb, mußte nicht selten dienstlich nach Kuibyschew fliegen.

Die nächsten Landungen erfolgten in Tscheljabinsk, Omsk und Nowosibirsk. Von da aus ging es nach Norden, Richtung Krasnojarsk, wo wir die Nacht verbrachten. Bis dahin hatten wir Zwischenaufenthalte in Städten mit alten Traditionen und übernachteten in – für die damaligen Verhältnisse – vortrefflichen Hotels. Der ganze Raum entlang des „Sibirischen Trakts“ war voll erschlossen. Wir sahen vom Flugzeug aus gewaltige Quadrate bestellter Felder, größere Ortschaften, riesige Industriebetriebe, von denen viele in den ersten Kriegsmonaten aus den von den Hitleefaschisten zeitweilig okkupierten Territorien hierher verlagert worden waren. Das alles war beeindruckend. Hier wurden Tag und Nacht die Waffen für den Sieg über den Feind geschmiedet, von hier kam ein nicht geringer Teil der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, mit denen die Fronten des Großen Vaterländischen Krieges versorgt wurden. Hier stellte man auch die neuen Armeen zur [276:] Ergänzung der sowjetischen Streitkräfte auf. In diesen Regionen wurden Militärflieger, Panzersoldaten und Artilleristen ausgebildet, von hier aus begaben sie sich zusammen mit den ebenfalls hier erzeugten Waffen nach dem Westen. Es war das tiefe Hinterland der Sowjetunion, doch die Menschen hier machten – wie das ganze Sowjetvolk – die Interessen der Front zu ihrem Lebensinhalt, arbeiteten für den Sieg.

Sibirien wurde seiner neuen Rolle in Ehren gerecht. In jenen schweren Jahren wurden die Grundlagen für die großen Umgestaltungen gelegt, die sich in dieser überaus reichen Region seither vollzogen haben und in unseren Tagen weiterhin vollziehen.

In Krasnojarsk wurden wir außerhalb der Stadt untergebracht, in der Taiga, in einem geräumigen Blockhaus am Steilufer des Jenissej. Von seiner Terrasse aus hatte man eine prächtige Aussicht auf die grünen Weiten des gegenüberliegenden Ufers. Der Leiter dieses Hotels erzählte uns, daß hier kurz zuvor der Vizepräsident der Vereinigten Staaten, Henry Wallace, abgestiegen sei. (Wallace hatte als Gast unserer Regierung eine Reise durch Sibirien und Mittelasien unternommen.)

Ebenso gemütliche Hotels erwarteten uns in Jakutsk, in Markowo und sogar im fernen Uelkal, an der Kreuzbucht, wo allerdings das auf meterstarkem Dauerfrostboden erbaute Häuschen etwas bescheidener war.

In Markowo empfingen uns Vertreter der örtlichen Behörden, und da wir um die Mittagszeit eintrafen, wurden wir zunächst einmal zum Essen eingeladen. Die Speisenfolge des Mittagessens habe ich inzwischen vergessen. In Erinnerung geblieben ist mir nur eine große runde Schüssel mit rotem Kaviar, wie ich ihn zuvor nie gesehen hatte. Die frischen Kaviarkörner, die wie geschliffene Rubine funkelten, waren fast weintraubengroß und schmeckten einfach köstlich.

Eben hier feierten wir in gebührender Weise die erfolgreiche Landung der Alliierten in Südfrankreich. [277:]

Nebel in Uelkal

Von Markowo aus führte unser Weg an die äußerste Grenze des Sowjetlandes, zur Kreuzbucht, wo an der unfreundlichen, ganz flachen, mit spärlichem Moos bewachsenen Küste die Tschuktschensiedlung Uelkal lag. Zu jener Zeit hatte die zuvor kaum bekannte Siedlung Uelkal große Bedeutung erlangt, und zwar als Zwischenstation jener Route, auf der im Rahmen des Leih- und Pachtgesetzes gelieferte Jagdflugzeuge aus den USA in die Sowjetunion geflogen wurden. In der Siedlung weilten

stets einige sowjetische Flieger, die mit einem Transportflugzeug von hier aus nach Alaska, nach Nome, befördert wurden, wo sie die nächste Lieferung Jagdflugzeuge übernahmen. An die Tragflächen dieser Maschinen, die einen relativ kleinen Aktionsradius besaßen, wurden zusätzliche Treibstoffbehälter gehängt, und so überquerten sie, in Nome startend, die Beringstraße und landeten in Uelkal, von wo aus sie weiter nach Westen, an die Front, flogen.

Unser Flugzeug landete in der Tundra. Es war bereits spät am Abend, aber zu dieser Jahreszeit wird es hier nicht dunkel, und die Sonne bleibt über dem Horizont. Das war unser letzter Zwischenaufenthalt auf sowjetischem Boden, der Weg führte nun über Alaska, Kanada und die Vereinigten Staaten weiter, daher mußte die Maschine sorgfältig überprüft werden. Der Abflug nach Nome wurde für den nächsten Tag festgesetzt: Man führte uns in ein Häuschen am Rande der Siedlung, die fast ausschließlich aus Jarangen – mit Rentierfellen bespannten Behausungen nomadisierender Tschuktschen – bestand. Nach dem Abendessen gingen wir schlafen.

Als ich aufwachte, begriff ich nicht sofort, was vor dem Fenster eigentlich los war. Unser Häuschen schien in dicker Milch zu schwimmen. Beim genaueren Hinsehen wurde mir klar, daß Uelkal – was hier keine Seltenheit ist – in undurchdringlichen Nebel gehüllt war. Nach dem Frühstück beschlossen wir, dennoch hinauszugehen. Die Hausfrau, die den Tisch abräumte, mahnte uns zur Vorsicht.

„Bei derartigem Nebel kann man sich leicht verirren“, sagte [278:] sie. „Halten Sie sich ständig am Strick fest, bis Sie das nächste Gebäude erreicht haben ...“

Erst jetzt wurde mir klar, was es mit den Seilen auf sich hatte, die viele Gebäude und Jarangen miteinander verbanden. Ich hatte sie flüchtig gesehen, als wir abends ins Hotel gingen. Bei den häufigen Nebeln und, im Winter, auch Schneestürmen, wenn die Pfade im Nu zugeweht werden, verhütet ein Strick zwischen den Gebäuden ein Abkommen vom Wege.

Ich trat auf die Vortreppe hinaus, ertastete den Strick. Er war naß von kondensiertem Nebel. Ohne die rettende Leine aus den Augen zu lassen, machte ich mich vorsichtig auf den Weg. Nach einigen Dutzend Schritten tauchte der dunkle Würfel eines Gebäudes aus dem Nebel auf. Irgendwo in der Nähe ratterte ein Motor. Ich stieg einige Stufen hoch, stieß eine Tür auf und betrat ein geräumiges, von elektrischem Licht hell erleuchtetes Zimmer. Der Diensthabende sagte, der Nebel werde sicher einige Tage anhalten.

„Ihr Abflug verzögert sich bis zur Wetterbesserung“, fügte er hinzu. „Die Flieger, die gestern abgeflogen sind, um Jagdflugzeuge zu holen, bleiben in Nome und werden dort auf Flugwetter warten ...“

Ich hörte mir die letzten Nachrichten nicht nur von unseren Fronten, sondern auch von den Kämpfen in Nordfrankreich an und kehrte in unser Häuschen zurück. Zum Zeitvertreib spielten wir Schach und Domino. Abends studierten A. A. Gromyko, A. A. Sobolew und einige andere Delegationsmitglieder im Salon die Dokumentation für die bevorstehenden Verhandlungen.

Am nächsten Tag lichtete sich der Nebel ein wenig. Man konnte bereits etwa zwanzig Meter weit sehen, doch die Wolken hingen weiterhin niedrig, und ans Fliegen war nicht zu denken. Nach dem Frühstück unternahmen G. G. Dolbin und ich einen Spaziergang. An unser Hotel schlossen sich einige Gebäude, etwas größer als das von uns bewohnte, an. Dahinter standen im Halbkreis Jarangen verschiedener Größe. Wir gingen zwischen ihnen die Straße entlang und gerieten bald in die Tschuktschensiedlung.

Das Wetter besserte sich erst am nächsten Morgen. Als wir [279:] auf dem Flugplatz auf den Start warteten, landeten mehrere Jagdflugzeuge. Schließlich wurden wir zum Einsteigen aufgefordert. Bald darauf stieg unser Flugzeug nach mehreren Hüpfern auf der Metallstartbahn, in die Luft, überflog den letzten Streifen sowjetischen Bodens und nahm Kurs auf Nome.

Das Bärenkotelett

In Nome landeten wir auf einer betonierten Bahn. Schon aus dem Bordfenster war zu sehen, daß hier ein großer Luftstützpunkt errichtet wurde. Ringsum erhoben sich solide Gebäude, die Bauarbeiten waren in vollem Gange. Neben der bereits genutzten Landebahn wurde eine weitere gebaut. Bagger,

Planierdraht und andere Straßenbaumaschinen krallten sich polternd, klirrend und kreischend in den gefrorenen Boden, etwas weiter aber wurde bereits Stahlgeflecht verlegt, und riesige Kipper luden Betonmörtel ab.

Wir wurden in einen langgestreckten, gedungenen Bau, den Offiziersklub, geführt. An der Bar konnte sich jeder ein Getränk nach seinem Geschmack bestellen. Im Salon mit spiegelblankem Fußboden standen niedrige Ledersessel und polierte Tischchen, auf denen bunte Illustrierte herumlagen. An den lackierten holzgetäfelten Wänden hingen Stiche, über den Tischehen schwebten effektvolle Leuchtkörper.

Als die Zeremonie mit den Drinks vorüber war, wurden wir in den Speiseraum nebenan gebeten. Eine große Tafel war weiß gedeckt. Alles machte den Eindruck, als befänden wir uns nicht in einem entlegenen Luftstützpunkt eines kriegführenden Landes, sondern irgendwo in einer alten, ruhigen Stadt. Nur die vielen amerikanischen Militärangehörigen ringsum erinnerten daran, wo wir uns befanden. Mit einem Trinkspruch am Tisch begrüßte uns der Kommandant des Stützpunktes, ein amerikanischer Oberst mit aufgedunsenem Gesicht. Er beglückwünschte uns zur Ankunft auf amerikanischem Boden und sagte einige Worte über seinen Stützpunkt, über dessen geplante Entwicklung, wobei er tunlichst unterstrich, daß den Vereinigten Staaten noch ein langer und schwerer Krieg mit [280:] Japan bevorstehe. Daher entspreche der Stützpunkt in Nome bei weitem noch nicht den zu lösenden Aufgaben. Dann erklärte der Oberst, daß wir einen Tag in Nome bleiben müßten, weil die Verzögerung in Uelkal den für die weitere Beförderung der Delegation festgelegten Zeitplan über den Haufen geworfen habe und die Route nun erneut zu präzisieren sei, was vor allem für den Flug über Alaska und Kanada gelte. „Aber ich hoffe, daß Sie diesen Tag bei uns angenehm verbringen werden“, beendete der Oberst lächelnd seine Ausführungen und hob das Glas.

Zwei Sergeanten trugen das Essen auf. Zuerst einen Salat: frischer Kohl, Tomaten, Gurken und große Porreestangen. Dann wurde ein Kotelett mit Bratkartoffeln serviert. Das Kotelett war größer als der Teller. Ich fragte den amerikanischen Major an meiner Seite, was für ein Fleisch das sei.

„Bärenfleisch“, antwortete er. „Wir gehen oft auf Jagd, und wenn wir einen Bären erlegen können, liefern wir das Fleisch an die Kantine ab ...“

Ich muß zugeben, daß mich dieses riesige Kotelett damals verblüfft hat. In den kargen Kriegsjahren waren wir winzige Portionen gewohnt. Und hier plötzlich eine solche Verschwendung: riesige Koteletts, ganze Berge von Gemüse und Brot, Zucker stand in einer hohen gläsernen Zuckerdose ebenso auf dem Tisch wie Salz, Pfeffer und Essig.

In Europa, ja fast in der ganzen Welt mußten damals Millionen von Menschen den Gürtel enger schnallen oder lebten gar am Rande des Hungers. Auch die Sowjetmenschen schränkten sich ein, wo sie nur konnten, um die Armee mit Nahrung, warmer Kleidung und überhaupt mit allem Notwendigen zu versorgen. Ganz anders war es in den Vereinigten Staaten. Im Grunde bekamen die Amerikaner zu Hause nicht einmal einen Bruchteil jener Beschwerden zu spüren, die fast alle anderen am zweiten Weltkrieg teilnehmenden Völker erdulden mußten. Die Länder der Antihitlerkoalition erhielten von den Vereinigten Staaten im Rahmen der Lieferungen aufgrund des Leih- und Pachtgesetzes bestimmte Mengen Nahrungsmittel. Bei uns in der Sowjetunion erinnert sich auch heute noch so mancher an die bunten Dosen mit amerika-[281:]nischem Fleisch, denen irgend jemand den Namen „Roosevelts Lächeln“ gegeben hatte ...

Ich kam mit dem amerikanischen Major ins Gespräch. Ich erzählte ihm von unserer Reise durch Sibirien, von der Exkursion durch die Tschuktschensiedlung in Uelkal, fragte, wie hier die amerikanischen Eskimos lebten.

„Ach, unsere Indianer!“ sagte der Major gedehnt. „Sie sollen irgendwo in der Nähe, in den Sümpfen, siedeln, aber ich habe sie noch nie aufgesucht. Wer in ihrer Siedlung gewesen ist, berichtet von Schmutz, Armut und Krankheiten. Manchmal kommen sie zu uns, um Felle gegen Whisky zu tauschen. Kein schlechtes Business ...“

Der Major lachte belustigt, und ich hatte plötzlich sehr deutlich die einst stolzen und starken Ureinwohner Alaskas vor Augen, die jetzt irgendwo hier, ganz in der Nähe des funkelnden Offiziersklubs, in den Sümpfen unter grauenhaften Bedingungen leben mußten. Ihre Kinder starben an Krankheiten, und alles, was ihnen die amerikanische Zivilisation bieten konnte, war eine Flasche Whisky im Austausch gegen das kostbare Rauchwerk eines Polartieres. Und mir fielen erneut die Schule in Uelkal, die wir besucht hatten, und die in einer warmen Jaranga auf Robbenfellen fröhlich spielenden Kinder ein.

Nach dem Mittagessen wurden wir in neuen Jeeps zum Hotel gefahren, einem dreistöckigen Gebäude im Zentrum der Militärsiedlung. Jeder von uns erhielt ein Einzelzimmer mit allem Komfort. Nach der langen Reise war es wohlthuend, ein heißes Bad zu nehmen.

Am Abend wollten wir uns im Garnisonkino etwas zerstreuen. Aber als wir im Begriff waren zu gehen, prasselte ein wolkenbruchartiger Regen auf die Siedlung hernieder. Ich fragte den Portier, ob er uns nicht einen Wagen beschaffen könne.

„Das ist nicht nötig, das Kino ist gleich in der Nähe“, antwortete dieser.

„Aber wir werden bei diesem Regen naß bis auf die Haut“, entgegnete ich.

„Nehmen Sie hier den Plan der unterirdischen Gänge, und [282:] steigen Sie in den Keller hinunter“, sagte der Portier. „Dort sind Wegweiser angebracht, und Sie werden das Kino gewiß nicht verfehlen. Bei Unwetter benutzen wir stets die unterirdischen Gänge. Sie verbinden alle Hauptgebäude der Siedlung ...“

Der Portier reichte uns einen Plan, wir bedankten uns und stiegen hinunter. Von einem hellerleuchteten unterirdischen Raum führten breite Tunnel in verschiedene Richtungen. An der Decke zogen sich Rohre verschiedener Stärke hin: Wasser, Warmwasser, Dampf für die Heizungsanlagen, Kanalisation. Daneben waren die Strom- und Telefonkabel verlegt. Am Eingang zu jedem Tunnel hatte man Tafeln angebracht: Stab, Spital, Kantine, Offiziersklub, Flugplatz, Filmtheater ... Wir gingen in die entsprechende Richtung. Aus den Seitengängen kamen gruppenweise Soldaten und Offiziere hinzu, die ebenfalls ins Kino wollten. An einem großen Filmplakat wies ein Pfeil nach oben. Wir stiegen eine Treppe hinauf und befanden uns im Vorraum des Filmtheaters.

Aus dem Umfang der Bautätigkeit auf diesem Luftstützpunkt ließ sich schlußfolgern, daß das amerikanische Kommando ihm große Bedeutung beimaß. Allein schon die Tatsache, daß man weder Kosten noch Mühe gescheut hatte, um hier ein ganzes System unterirdischer Gänge zu errichten – das allerdings unter den hiesigen klimatischen Bedingungen besondere Bequemlichkeiten bot –, deutete darauf hin, daß die Luftstreitkräfte der Vereinigten Staaten sich in Nome ernsthaft und auf lange Sicht niederzulassen gedachten. Am Mittagstisch hatte der Kommandant des Stützpunktes – offenbar nicht ohne Absicht – die Bedeutung dieses Objekts für den Krieg gegen Japan in jeder Weise unterstrichen. Doch es war auch schon damals klar, daß Japan den Krieg letztendlich verlieren, daß der Sieg über Japan nicht mehr lange auf sich warten lassen würde. Wozu wurden hier solch riesige Mittel investiert, weshalb nahm die Bautätigkeit derart große Ausmaße an? Offenbar hatte die militärische Führung der Vereinigten Staaten nicht nur den Krieg gegen Japan im Auge, sondern auch schon die Herrschaft der USA über die Nachkriegswelt.

[283:]

Fort White Horse

Nach kurzem Aufenthalt in Fairbanks in Alaska flogen wir über Kanada weiter. Die Gegend ähnelte sehr Sibirien. Unter den Tragflächen erstreckte sich die endlose Taiga. Die bewaldeten Berge erinnerten an die Weilen des Ozeans, hier und da funkelten Seen. Am Nachmittag landeten wir auf einem Luftstützpunkt mit dem romantischen Namen White Horse, den die USA-Regierung von Kanada gepachtet hatte. Hier befand sich einst ein altes, mit hohem Palisadenzaun umgebenes Fort, einer jener Stützpunkte der weißen Siedler, die James Fenimore Cooper so plastisch beschrieben hat. Das Fort White Horse wurde von den Indianern wiederholt angegriffen, hier kam es zu erbitterten Gefechten,

aber dann verlor das Fort an Bedeutung, und möglicherweise hätte die Taiga ganz und gar von ihm Besitz ergriffen, wäre diese Stelle nicht zu Beginn des Krieges von den Amerikanern für den Bau eines Militärstützpunktes ausersehen worden.

Hier waren ebenfalls umfangreiche Bauarbeiten im Gange, auch wenn sie noch nicht so weit fortgeschritten waren wie in Nome. Rings um die Landebahn wurden Stubben gerodet, überall sah man Planiermaschinen, Bagger und Kipper. Die Siedlung war noch provisorisch: Reihen langgestreckter, halbkreisförmig angeordneter Wellblechbaracken, durch Gänge aus Planen miteinander verbunden. An den Barackentüren befanden sich Holzrahmen mit dichtem Drahtnetz, um die zahllosen Mücken abzuwehren. Trotz des warmen Tages lief die Heizung in der Baracke, die wir betraten, auf vollen Touren. Die Heizkörper waren an der Decke angebracht, und deshalb war es oben besonders heiß. Die Soldaten und Offiziere in der Baracke hatten sich völlig entkleidet, was uns etwas verdutzte. Aber alles klärte sich auf, als unsere Gastgeber uns mitteilten, sie wollten uns vor allem eine heiße Dusche anbieten. Nach der Dusche wurden wir durch einen Gang von der Art der Übergänge zwischen den D-Zug-Wagen in eine andere Baracke geführt, wo eine Kantine eingerichtet war.

Nach einigen weiteren Zwischenlandungen trafen wir mitten [284:] in der Nacht in Edmonton ein. Vom Flugplatz aus begaben wir uns in ein Hotel im Stadtzentrum, das mit seiner alten Architektur sehr an England erinnerte. Doch zu einer Stadtbesichtigung kamen wir nicht – am frühen Morgen flogen wir schon weiter. Am Tage überquerten wir erneut die Grenze der Vereinigten Staaten und landeten abends in Minneapolis; für mich war das die erste Bekanntschaft mit einer amerikanischen Großstadt.

Als wir vom Flugplatz in die Stadt fuhren, war es noch hell. Ich betrachtete interessiert die gepflegten weißen Villen der Vorstadt, jede unbedingt mit einer Terrasse. In einigen Fenstern sah man kleine Sternenbanner: Ein Familienangehöriger war an der Front gefallen. Das war wohl eines der wenigen äußeren Zeichen für Amerikas Teilnahme am Krieg. Im übrigen aber schien sich der Krieg überhaupt nicht auf das Äußere der Stadt auszuwirken. An Verdunkelung dachte hier niemand, die Straßen waren hell erleuchtet, die Lichtreklame funkelte und flimmerte, die Schaufenster lagen voller Waren.

Amerika von 1944

Ich möchte – etwas vorsehend – darüber berichten, welchen Eindruck auf mich die Vereinigten Staaten im Jahre 1944 gemacht haben. Die Teilnahme an den Kriegshandlungen hatte die Wirtschaft zweifellos angekurbelt. Mit dem Wachstum der Produktion für Kriegszwecke verschwand die Arbeitslosigkeit, in einigen Bezirken war sogar ein Mangel an Arbeitskräften zu spüren. In vielen Familien arbeiteten der Mann wie auch die Frau, was früher eine Seltenheit gewesen war. Die amerikanische Einsatzarmee erlitt relativ geringe Verluste, die Zahl der Gefallenen war wohl kaum höher als die der Verkehrstoten. Und obwohl diese oder jene Familie die Todesbenachrichtigung erhielt, spürte die Bevölkerung in ihrer Masse keine besonderen Kriegslasten. Man amüsierte sich an den Abenden in überfüllten Filmtheatern, Bars und Restaurants, wo man nur durch ein Plakat mit der Aufforderung „Denke an Pearl Harbor!“ an den Krieg erinnert wurde.

[285:] Der Schlag, den die Japaner am 7. Dezember 1941 gegen Pearl Harbor geführt hatten, leitete den Krieg im Pazifik ein und veranlaßte die Amerikaner, sich um Präsident Roosevelt zusammenzuschließen, der Kurs auf die Zusammenarbeit mit den vom faschistischen Deutschland überfallenen Ländern hielt. Hitler demonstrierte seine Solidarität mit den japanischen Militaristen, indem er sich beeilte, den Vereinigten Staaten den Krieg zu erklären. So begann die Teilnahme der Amerikaner am Kampf gegen Hitlerdeutschland und seine Verbündeten.

Das Gesamtbild Amerikas jener Jahre widerspiegelte in gewissem Maße die Auswirkungen der Politik staatsmonopolistischer Maßnahmen und bestimmter Zugeständnisse an die Arbeiterklasse, die mit dem Amtsantritt Roosevelts im Jahre 1933 zur Überwindung der Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise von 1929 bis 1933 eingeleitet worden war. Freilich heilte das Medikament des New Deal, wie diese Politik genannt wurde, nicht die der kapitalistischen Gesellschaft eigenen Geschwüre, doch manches hatte sich zweifellos verändert, das Land hatte in seiner Entwicklung einen bedeutenden

Schritt vorwärts getan. Die Vereinigten Staaten zu Beginn der vierziger Jahre waren nicht mehr so, wie sie Maxim Gorki erlebt und in seinem glänzenden Pamphlet „Die Stadt des Gelben Teufels“ beschrieben hatte.

Eine wichtige Rolle bei diesen Veränderungen hatten zweifellos auch das Wirken der fortschrittlichen Kräfte Amerikas, insbesondere der Kommunistischen Partei der USA, und der Kampf der amerikanischen Arbeiterklasse gespielt, obwohl letzterer im wesentlichen ökonomischen Charakter trug. Von nicht geringer Bedeutung war schließlich, daß ein bestimmter Teil der bürgerlichen Politiker besser zu begreifen begann, welche Gefahren für ihre eigene Klasse neue ökonomische Erschütterungen heraufbeschwören konnten, was übrigens auch im Rooseveltschen New Deal seine Widerspiegelung fand.

Gewaltig ausgewirkt hatte sich auf die innere Situation in den Vereinigten Staaten der erfolgreiche Aufbau der sozialistischen Gesellschaft in der Sowjetunion. Kurz vor dem zweiten Weltkrieg schrieb der amerikanische Schriftsteller [286:] Theodore Dreiser, daß in den Vereinigten Staaten „die 40-Stunden-Woche, der garantierte Mindestlohn und die Versuche einer Planung in der Landwirtschaft zu Fragen des Tages geworden sind. Wir haben das Verbot der Kinderarbeit gefordert. Auf der Tagesordnung stehen Fragen des Gesundheitsschutzes, der staatlichen Arbeitslosen- und Altersversicherung, der Hilfe für die Opfer von Naturkatastrophen, wie Dürre, Überschwemmung, Mißernte und anderes. Woher dieses plötzliche Interesse für Sozialreformen in einem Land, das sich 1914 mit seinem Demokratismus nicht einmal von Deutschland oder vom zaristischen Rußland allzusehr unterschied? Woher in der Tat? ... Das alles ist der Oktoberrevolution zu verdanken.“

Die amerikanische Bourgeoisie sah sich genötigt, in den Geldbeutel zu greifen und der Arbeiterklasse wenigstens zum Teil entgegenzukommen.

Schon damals fielen uns in den Vereinigten Staaten die vielen Kraftwagen auf. Fast ununterbrochen rollte eine Lawine von Personenwagen, Autobussen, Lastwagen, ganzen Anhängerzügen, riesigen Plattformwagen, auf denen sich bis zu einem Dutzend neuer Fords befördern ließen, über die Straßen. Man hatte zuweilen den Eindruck, als raste ganz Amerika mit schwindelerregender Geschwindigkeit über endlose Betonbänder.

Viele spezifische Besonderheiten des amerikanischen Lebens werden vom Kraftwagen diktiert. In den Städten findet man nicht wenige Straßen nur mit einer Fahrbahn, ohne Gehsteige. An den Landstraßen gibt es Restaurants ohne Speiseräume, ohne Tische und Stühle für die Gäste – nur mit einer Küche. Ringsum halten in malerischer Unordnung die Kraftwagen, Serviererinnen laufen mit Tablett zu den Autos und reichen den Besuchern eine Tasse Kaffee oder ein paar Würstchen. Es existieren sogar spezielle Drive-in-Kinos für Autofahrer: Vor einer asphaltierten Fläche ist eine riesige Projektionswand, vier Stockwerke hoch, aufgebaut, auf den Asphalt sind mit weißer Farbe Quadrate gemalt – das sind die Standplätze für die Kraftwagen, deren Insassen sich den Film von ihren Sitzen aus anschauen.

[287:] Die Übermotorisierung Amerikas hat natürlich ihre Schattenseiten. Die Straßen vieler Städte sind mit Autos verstopft. Es fehlt an Parkplätzen. Viele müssen den Wagen am Stadtrand stehenlassen und mit öffentlichen Verkehrsmitteln zum Zentrum fahren.

Dennoch sind die vielen Kraftwagen, ist deren relative Erschwinglichkeit etwas Positives. Doch es war nicht die Motorisierung allein – wir sahen, daß eine beträchtliche Schicht der Amerikaner schon damals in relativem Wohlstand lebte. Breite Anwendung fanden in ihrem Haushalt allerlei arbeitserleichternde technische Neuerungen.

Mein Eindruck war, daß die Amerikaner in ihrer Masse gastfreundliche, offene Menschen sind, die fröhlich sein können und Sinn für Humor haben. Allgemein bekannt sind ihre Sachlichkeit, ihre technischen Festigkeiten, ihre Energie und ihr Unternehmungsgest.

Verblüffend war jedoch zu jener Zeit die weitverbreitete Gleichgültigkeit der Amerikaner gegenüber Fragen der Politik: der Innenpolitik und erst recht der Außenpolitik. Selbst damals, in den Kriegsjahren, blieben viele in den Vereinigten Staaten bei ihrer alten Meinung, daß die Politik ein unvermeidliches übel sei, mit dem man sich abfinden müsse, das man sich aber am besten vom Leibe halten

sollte. Eine Rolle spielte hierbei offenbar das Mißtrauen des einfachen Amerikaners gegenüber den Berufspolitikern oder – wie sie in den Vereinigten Staaten genannt werden – den „Politikastern“, die sich durch allerlei dunkle Machenschaften nicht selten diskreditierten.

Man erzählt sich in den Vereinigten Staaten folgende Anekdote: Wollen die Eltern wissen, welche Laufbahn ihr Baby einschlagen wird, zeigen sie ihm einen Dollar und eine Flasche Whisky. Greift das Kind nach dem Dollar, wird es ein Geschäftsmann. Fühlt es sich aber von der Flasche angezogen, wird nichts Rechtes aus ihm. Ein Baby griff nach dem Dollar und der Flasche zugleich.

„Oh Gott!“ rief die Mutter, „es wird ein ‚Politikaster‘!“

Gerade aus dem Mißtrauen gegenüber den „Politikastern“ erklärten einige unserer Gesprächspartner die Tatsache, daß [288:] sich fast die Hälfte der amerikanischen Wähler der Stimmabgabe enthielt.

Doch der Kriegseintritt der USA veranlaßte das amerikanische Volk, den politischen Problemen, unter anderem auch den Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion, mehr Aufmerksamkeit zu schenken.

Zwischen den zwei Weltkriegen überschütteten die Marktschreier des Antikommunismus das Volk der Vereinigten Staaten mit Strömen antisowjetischer Verleumdung. Übergroße Schlagzeilen auf den ersten Zeitungsseiten schreckten den Spießer Tag für Tag mit der „roten Gefahr“. Und das Ergebnis? Wir verkehrten in den Vereinigten Staaten mit verschiedenen Menschen und begegneten uns wohlgesinnten Amerikanern in großer Zahl. Viele Amerikaner wünschten uns aufrichtig Erfolge in der Kampfgemeinschaft unserer Länder, viele sprachen von der Bedeutung der Entwicklung freundschaftlicher Beziehungen mit der Sowjetunion nach dem Krieg.

Wir lernten unter den Amerikanern viele Menschen mit weitem Horizont, umfangreichem Wissen und mannigfaltigen Interessen kennen. Aber sie selbst beklagten sich nicht selten über die Begrenztheit der Ansprüche eines bedeutenden Teils ihrer Landsleute. Das ist zweifelsohne keine zufällige Erscheinung. Sie hat bestimmte Ursachen.

Die spezifische Propaganda, wie überhaupt die gesamte Lebensatmosphäre in den Vereinigten Staaten, orientiert viele Amerikaner einzig und allein darauf, möglichst viel zu verdienen. Daher hält der einfache, naive Amerikaner jeden, der „Geld zu machen“ versteht, für bewundernswert.

Zeitschriften und Zeitungen bringen zahllose Storys über erfolgreiche Arme, die zu Millionären wurden, wobei sie den Lesern weismachen, daß das jeder werden könne. Mit allerlei Tricks will man den Amerikanern einreden, daß in den Vereinigten Staaten alle „potentielle Kapitalisten“ seien und daß jedermann mit etwas Unternehmungsgeist reich werden könne. Infolgedessen sind die Interessen bei vielen sehr eng begrenzt. Solche Menschen lesen keine Bücher, kennen faktisch nicht die eigene, die amerikanische, geschweige denn die Welt-[289:]literatur, besitzen eine verschwommene Vorstellung von der Geschichte und den internationalen Angelegenheiten. Selbst die Zeitung lesen sie recht eigenartig: Sie überfliegen auf der ersten Seite die Schlagzeilen, dann sehen sie sich den Wirtschaftsteil mit den Aktienkursen an – denn in der Regel besitzt der Amerikaner wenigstens eine Aktie irgendeiner Gesellschaft, und daher verfolgt er die Kursschwankungen an der Börse. Dann schaut er auf der Sportseite nach, wie die Baseballmannschaft seines Colleges gespielt hat, und wirft die Zeitung fort.

Der Studienbetrieb an den Hochschulen ist so organisiert, daß der Student solide, gründliche Fachkenntnisse erhält, aber viele notwendige allgemeine Informationen entbehren muß. Daher trifft man unter der Intelligenz zuweilen Menschen mit Bildungslücken, die auf den ersten Blick ganz unbedeutend sind.

Schon damals waren viele Menschen in den USA durch die Zunahme der Kriminalität beunruhigt. Diese hing mit dem Anwachsen der Slums in den amerikanischen Städten zusammen: In New York zum Beispiel sahen wir ganze Stadtviertel, in denen Hunderttausende in völlig vernachlässigten Gebäuden hausten. In der Provinz gibt es nicht wenige Siedlungen mit Elendshütten aus Sperrholz, Pappe und Blech. Kein Strauch, kein Baum in der Nähe. Sie stehen mitten in Müll und Staub, der bei jedem Windstoß hochgewirbelt wird ...

Der Empfang in Washington

Wir hatten die letzte Etappe des Weges zurückzulegen. Das Wetter war prächtig, der Wind hatte sich gelegt, und das Flugzeug zog ruhig seine Bahn. Unter uns erstreckte sich das amerikanische Land mit wasserreichen Flüssen und Seen, mit grünen Wäldern und goldenen Weizenfeldern. Auffallend waren die Quadrate, in die alle Felder eingeteilt zu sein schienen. Es sah aus, als liege ein riesiges Schachbrett unter uns. Es waren die Landstraßen, die das gesamte Ackerland der Vereinigten Staaten durchziehen. Die amerikanischen [290:] Farmer beschäftigte schon seit langem das Problem des schnellen Abtransports des Getreides von den Feldern, und zwar bei jeder Witterung. Der Ausweg war: an jeder Seite eines Feldes eine Landstraße zu bauen. So konnte es von allen Seiten bequem erreicht werden. Das erleichterte das Heranschaffen von Saatgut, Düngemitteln, Maschinen und Geräten und schließlich den Abtransport der Ernte. Diese Straßen sind, obwohl von rein örtlicher Bedeutung, gewöhnlich asphaltiert oder mit Schotter bedeckt, also auch im Frühjahr und Herbst gut zu befahren. über sie erreicht man sogar Fernstraßen und Autobahnen. Gewiß mußten seinerzeit nicht wenig Mittel und Arbeit aufgewendet werden, um die Feldquadrate im ganzen Land mit derartigen Straßen einzufassen, doch jetzt erleichtern sie die Arbeit des Farmers beträchtlich.

Die Quadrate verschwanden, es kamen Waldstreifen in Sicht. Unser Flugzeug, das in einer steilen Kurve etwas an Höhe verloren hatte, flog nun einen Fluß entlang. Seine ruhige Wasserfläche zwischen hügeligen smaragdgrünen Ufern glitzerte in der Sonne. Man erkannte mühelos die parallel zum Fluß verlaufende Autobahn und die dahinjagenden verschiedenfarbigen Kraftwagen. Dann tauchte am Horizont die Kuppel des Kapitols auf. Wir näherten uns Washington, dem Ziel unserer Reise, die insgesamt neun Tage in Anspruch genommen hatte.

Unsere Delegation wurde vom stellvertretenden Außenminister der USA, Edward Stettinius, dem Ständigen Stellvertreter des britischen Außenministers und Leiter der britischen Delegation bei den bevorstehenden Verhandlungen, Alexander Cadogan, von Mitgliedern der britischen Delegation, Vertretern des State Department und Mitarbeitern der sowjetischen Botschaft in Washington mit ihren Familien empfangen. Cadogan erkannte ich sofort, da ich ihm bereits begegnet war: Er hatte mehrere Male den Chef des Foreign Office, Anthony Eden, nach Moskau begleitet. Cadogan trug einen leichten, hellen Anzug, und seinem stets müden Gesicht mit den Säcken unter den Augen und dem gestutzten Schnurrbart war anzusehen, daß ihn diese Washingtoner Schwüle stark belastete. Stettinius, der sich hier offenbar wie ein Fisch im [291:] Wasser fühlte, sah ich zum ersten Male. Er trug einen dunkelgrauen Zweireiher mit schneeweißem Tuch in der Brusttasche, ein weißes Hemd mit steifem Kragen und eine schräggestreifte Krawatte. Das energische, gebräunte, noch ganz junge Gesicht mit den buschigen schwarzen Augenbrauen kontrastierte mit dem vollen grauen Haar.

Am Nachmittag waren die Mitglieder der sowjetischen Delegation bei Gromyko zum Essen geladen. Es ging dabei ganz zwanglos zu. Viel gescherzt wurde über verschiedene Episoden unserer langen Reise. Andrej Andrejewitsch machte uns mit den Besonderheiten des Lebens in Washington vertraut, charakterisierte treffend Washingtoner Politiker, gab uns praktische Ratschläge.

Es wurde spät, der mehrtägige Flug machte sich bemerkbar, und ich stellte mir vor, wie wohl ich mich in dem bequemen Bett des Hotels ausstrecken würde. Doch nichts dergleichen. Gromyko, der überhaupt keine Müdigkeit zu spüren schien, sagte uns, daß er uns in vierzig Minuten in seinem Arbeitszimmer in der Botschaft erwarte.

Zur festgesetzten Zeit versammelten sich alle in dem geräumigen Kabinett des Botschafters. Die hohen Fenster, die in einen kleinen Vorgarten hinausgingen, waren dicht verhangen. Wir setzten uns in tiefe Ledersessel. Neben den Mitgliedern unserer Delegation waren auch die leitenden Mitarbeiter der Botschaft anwesend. Zunächst kam es zu einem Meinungsaustausch über die bevorstehende Konferenz. Gromyko sagte einleitend, daß die Arbeit nicht leicht sein werde, da die Positionen der Verhandlungspartner in vielen Fragen beträchtlich auseinandergehen würden. Dann legte der Botschafter kurz den sowjetischen Standpunkt zum Charakter der künftigen internationalen Sicherheitsorganisation dar.

Gromyko forderte alle auf, sich noch einmal aufmerksam mit dem für die Konferenz vorbereiteten sowjetischen Memorandum wie auch mit den Entwürfen der amerikanischen und der britischen Delegation vertraut zu machen. Diese Dokumente hatten die drei an der Konferenz teilnehmenden Länder vorher ausgetauscht.

Zu General N. W. Slawin und Admiral K. K. Rodionow – [292:] Mitgliedern unserer Delegation – sagte der Botschafter, daß sie sich als Militärexperten entsprechend unserer allgemeinen Position eine konkrete Argumentation überlegen sollten, da die militärischen Aspekte, soweit man das aus der Zusammensetzung der amerikanischen und der englischen Delegation schließen könne, denen eine beträchtliche Anzahl ranghoher Offiziere aller drei Waffengattungen angehörten, zweifellos detailliert erörtert werden würden. Mich erinnerte Gromyko daran, daß man das Wesentliche der Diskussion sorgfältig fixieren und darauf achten müsse, daß sich unsere Position in den Protokollen der Konferenz richtig widerspiegle.

Dann gab der Botschafter einen kurzen Überblick über die innenpolitische Lage der Vereinigten Staaten. Entscheidenden Einfluß habe hier, so betonte er, gegenwärtig die Wahlkampagne, die immer mehr in Schwung komme. Die Präsidentschaftswahlen fänden im November statt, und natürlich würden ihnen sowohl Roosevelt selbst als auch im Grunde der gesamte Regierungsapparat starke Beachtung entgegenbringen. Roosevelts Situation sei kompliziert, sagte Gromyko. Er werde von der extremen Reaktion angegriffen. Obwohl vieles verschleiert werde, gelte der Hauptschlag zweifellos dem Rooseveltschen Kurs auf Zusammenarbeit mit der Sowjetunion im Krieg wie auch in der Nachkriegsperiode. Auf dieser negativen Plattform hätten sich verschiedene Gruppierungen zusammengefunden. Sie stellten insgesamt eine beträchtliche Kraft dar. Besonders ungünstig gestalte sich in diesem Zusammenhang die Situation für Vizepräsident Wallace, dessen fortschrittliche Ansichten der hiesigen Reaktion seit langem schon ein Dorn im Auge seien. Daher habe Roosevelt – offenbar um die Gegner zu neutralisieren – beschlossen, Wallace zu opfern und als zweiten Mann einen Politiker zu nehmen, der den extrem rechten Gruppierungen recht wäre. Als möglicher Kandidat werde unter anderem auch Senator Truman genannt. Die Entscheidung für diesen Kandidaten für das Amt des Vizepräsidenten würde die Situation ernsthaft komplizieren, da die feindselige Einstellung Trumans zum Sowjetland kein Geheimnis sei. Derzeit sei hinter den Kulissen ein Kampf im Gange, wie er enden werde, lasse sich noch nicht sagen, aber [293:] das alles werde sich zweifellos auch auf die Konferenz in Dumbarton Oaks auswirken.

Die Beratung endete spät, aber jeder hatte das Gefühl, den Abend mit Nutzen verbracht zu haben. Wir alle brauchten eine solche politische Unterweisung, brauchten innere Konzentration und die Mobilisierung aller Kräfte für die bevorstehenden Verhandlungen.

S. K. Zarapkin, G. G. Dolbin und ich beschlossen, vor dem Schlafengehen noch ein wenig durch die nächtlichen Straßen Washingtons zu schlendern. Die Hitze des Tages hatte nachgelassen, ein leichter Wind bewegte das Laub der Bäume. Wir schlugen den Weg zum Weißen Haus ein – in der Ferne sah man seine angestrahlten Säulen. Nach einem Spaziergang in dem kleinen Lafayette-Park erreichten wir die Pennsylvania Avenue mit ihren hellerleuchteten Schaufenstern.

In Washington, zumindest in seinem Zentrum, fanden wir uns vom ersten Abend an zurecht. Die Straßen von Nord nach Süd sind numeriert, die Ost-West-Straßen nach den Buchstaben des Alphabets benannt. Unser Hotel lag an der Ecke der 16. und der K-Straße, und so konnten wir, als wir die 16. Straße an der O-Straße erreichten, ohne weiteres die erforderliche Richtung bestimmen.

Die Eröffnung der Konferenz

Dumbarton Oaks

Am Morgen des 21. August erwarteten uns zwei schwarze Limousinen vor dem Hotel „Statler“ in der 16. Straße. Unterwegs machte ich noch einen Abstecher zur Botschaft, um die Dokumentenmappe zu holen. Als ich Gromyko aufsuchte, saß er an seinem großen Schreibtisch und las Zeitungen. Wir sollten ohne ihn losfahren, meinte er, er werde nachkommen. Die schwarzen Limousinen erreichten die Massachusetts Avenue und bogen dann nach links in einen schattigen Park ein. Die Chaussee zog sich an einem Sturzbach, dem Rock Creek, entlang. Die Landschaft war hier hügelig, sehr malerisch. Wir glaubten, schon außerhalb der Stadt zu sein, doch als wir eine hohe Brücke passierten, waren wir wieder mittendrin, nun aber in den dreißiger Straßen. Wir bogen noch um einige Ecken und fuhren dann durch ein schönes schmiedeeisernes Tor in einen vortrefflich angelegten Park. Das war Dumbarton Oaks. Die Wagen verlangsamten ihre Fahrt und hielten vor einer Freitreppe.

Der einstige Landsitz der reichen Familie des amerikanischen Diplomaten Robert Woods Bliss war nun Eigentum der Howard-Universität. Das State Department hatte ihn für die Konferenz gepachtet. Die zweistöckige Villa mit efeuumrankten Mauern, von hohen Bäumen umgeben, stand auf einer Anhöhe am Rande des Parks, der sich terrassenartig in der Tiefe verlor. Die Rasenflächen waren kurzgeschnitten. Oleanderbäume blühten. Im unteren Park befanden sich ein Schwimmbassin und eine Duschanlage.

Der Saal für die Vollsitzungen lag im Erdgeschoß – ein großer Salon mit Marmorkamin, alten Gobelins, spiegelblankem Parkett und riesigem Bronzekronleuchter. Die Möbel, die sonst diesen luxuriösen Salon schmückten, hatte man fortge-[295:]schafft. Polierte Tische, aus dunklem Holz waren zu einem Rechteck zusammengestellt worden.

Außerdem befand sich in dem etwas höher gelegenen Ostflügel des Gebäudes ein kleinerer, mit Eiche getäfelter Raum, in dem die Chefdelegierten der drei Mächte konferieren konnten. Er hatte einen kleinen Kamin und war mit Bücherregalen sowie mit Polstersesseln und Sofas, die mit gestreifter Seide bezogen waren, behaglich eingerichtet. In der Mitte stand ein runder Mahagonitisch.

Die erste Etage beherbergte das vereinigte Sekretariat der Konferenz, hier befanden sich auch die Arbeitsräume der Delegationen.

Nachstehend die Zusammensetzung der Delegationen:

UdSSR: A. A. Gromyko, Botschafter der UdSSR in den USA (Chefdelegierter); A. A. Sobolew; S. K. Zarapkin; Konteradmiral K. K. Rodionow; Generalmajor N. W. Slawin; die Professoren S. A. Golunski und S. B. Krylow; ferner G. G. Dolbin, M. M. Junin als Sekretär und W. M. Bereshkow als Sekretär und Dolmetscher.

USA: Edward Stettinius, stellvertretender Außenminister (Chefdelegierter); James Dunn, politischer Berater des State Department; Isaiah Bowman, Berater des State Department; Benjamin Cohen, Generalrat im Mobilisierungsamt; Joseph Grew, Assistent des Außenministers; Leo Pasvolsky, Exekutivdirektor des Komitees für Nachkriegsprogramme im State Department; die Admirale Arthur Hepburn, Harold Train und Russell Willson; die Generale Stanley Embick, Muir Fairchild und George Strong; die Mitarbeiter des State Department Stanley Hornbeck, Breckinridge Long und Edwin Wilson; ferner Berater und Sekretäre, darunter Charles Bohlen, Green Hackworth und Alger Hiss. Die USA-Delegation war die größte.

Großbritannien: Alexander Cadogan, Ständiger Stellvertreter des Außenministers (Chefdelegierter); Gladwyn Jebb, Leiter der politischen Abteilung im Foreign Office; Luftmarschall William Welsh; Admiral Percy Noble; die Generale Maurice Grove-White und Gordon Macready; die Professoren William Malkin und Charles Webster; ferner die Berater und Sekre-[296:]täre vom Foreign Office Oberst Capel-Dunn, Falla, Grove-Booth, Loxley, Mackenzie, Arthur Poynton und Miß Thomas.

Gegen 10 Uhr betraten die Konferenzteilnehmer den Saal für die Vollsitzungen. Aus Anlaß der Eröffnungsfeier war in einer Ecke des Saales vor der grauen Wandbespannung ein kleiner Tisch aufgestellt worden, an dem der Außenminister der USA, Cordell Hull, die drei Chefdelegierten sowie der britische Botschafter in Washington, Lord Halifax, Platz nehmen sollten. A. A. Gromyko war in doppelter Eigenschaft zugegen: als sowjetischer Chefdelegierter und als Botschafter der Sowjetunion in den USA.

Der erste Tag

Als jede Delegation an ihrem Tisch Platz genommen hatte, betraten die Leiter der Konferenz sowie Cordell Hull und Lord Halifax den Saal. Sie wurden mit Beifall empfangen. Hull verbeugte sich. Er hatte sich seit der Zeit, da ich ihn in Moskau gesehen hatte – das war vor einem Jahr gewesen –, überhaupt nicht verändert: groß, hager, mit ruhigen, gemessenen Bewegungen. Die Leiter der Konferenz, Hull und Halifax blieben einige Zeit stehen, unterhielten sich; dann verglichen Hull, Gromyko und Stettinius ihre Uhren: Es war genau 10 Uhr. Hull trat an den Tisch heran, Gromyko, Stettinius, Cadogan und Halifax setzten sich in ihre Sessel.

Lord Halifax saß zur Rechten von Hull. Ich betrachtete sein längliches Gesicht und dachte an jene Rolle, die dieser Mann in den Vorkriegsjahren gespielt hatte. Sein Name war neben dem Chamberlains zum Synonym der Münchener Beschwichtigungspolitik geworden. Als Außenminister in der von Chamberlain geführten britischen Regierung tat Halifax alles, um die Aggression Hitlers nach dem Osten, gegen die Sowjetunion zu lenken. Unter seiner Mitwirkung war der Kurs der britischen Vorkriegspolitik ausgearbeitet worden: „Nichteinmischung“ in Spanien, als Franco die Republik im Blute zu ersticken drohte; Ermunterung der Remilitarisierung Nazideutschlands; Verrat in München; Ablehnung der sowjetischen Vorschläge zur Schaffung eines Systems der kollektiven Sicherheit in Europa sowie zur Organisierung einer gemeinsamen Abwehr der Hitleraggression; schließlich die Komödie der Verhandlungen mit der Sowjetunion im Sommer 1939, als nach Moskau vorsätzlich drittrangige Beamte ohne Vollmachten für übereinkommen geschickt wurden. Das sollte Hitler davon überzeugen, daß Großbritannien keine ernsthaften Verhandlungen mit den Bolschewiki zu führen gedachte und daß der Weg nach dem Osten für die Wehrmacht frei war. Diese ganze den Aggressor ermunternde Vorkriegspolitik war mit dem Namen Halifax verbunden.

Seine diplomatischen Manöver scheiterten, den Westmächten galten die ersten Schläge der Kriegsmaschinerie Hitlers, und die Logik der Ereignisse führte Großbritannien und die Sowjetunion in der Antihitlerkoalition zusammen. Halifax blieb nichts anderes übrig, als den Ministerposten zu verlassen und sich mit dem Sessel des Botschafters Seiner Majestät in Washington zu begnügen.

Jetzt zeigte er sich uns allen gegenüber sehr freundlich, gab in der Prunkvilla seiner Botschaft einen Empfang zu Ehren der in Washington weilenden sowjetischen Delegation. Doch dürfte er sich kaum damit abgefunden haben, daß die Geschichte nicht den von ihm vorgezeichneten Weg gegangen war. Und er ließ sich wohl keine Gelegenheit entgehen, um in Dumbarton Oaks auf die britische und möglicherweise auch auf die amerikanische Position entsprechenden Einfluß zu nehmen ...

Hull schlug mit dem Hammer dreimal auf den Tisch. Im Saal wurde es still. Hull setzte den Kneifer auf, räusperte sich, öffnete die vor ihm liegende Mappe und begann mit knarrender, leiser Stimme zu lesen:

„Im Namen Präsident Roosevelts und in meinem eigenen Namen begrüße ich Sie in Washington. Bei der Eröffnung dieser wichtigen Konferenz seien mir einige kurze Bemerkungen in unser beider Namen gestattet. Die Serie der Verhandlungen, die wir heute beginnen, bedeutet einen neuen Schritt zur Schaffung eines dauerhaften Systems organisierter friedlicher Beziehungen zwischen den Ländern. Wir sind zu einem Zeitpunkt zusammengekommen, da die Kräfte der Freiheit [298:] einem glänzenden Triumph im Krieg entgegenschreiten. Unsere Aufgabe besteht darin, die Grundlage zu schaffen, auf der nach dem Sieg und dem Friedensschluß Frieden, Freiheit und ständig wachsendes Wohlergehen für die kommenden Generationen gewährleistet werden können ...

Der Charakter des gegenwärtigen Krieges selbst veranlaßt uns, den dauerhaften Frieden zu suchen, der auf Rechtsgrundlagen und auf einer gerechten Einstellung zu den einzelnen Ländern beruht. Wir waren und sind auch heute noch Zeugen des Wüten seiner wilden Barbarei, wie sie die ehrlichen, zivilisierten Menschen für nicht mehr möglich gehalten haben. Mit allen Instrumenten der modernen Wissenschaft und Technik und mit ebenso mächtigen Gewalt- und Betrugsmitteln ausgerüstet, brachten es diese Kräfte nahezu fertig, bei der Versklavung der Menschheit einen Erfolg zu erzielen. In den Jahren, in denen diese Aggressoren zum Überfall rüsteten, gab es unter den friedliebenden Kräften keine Einheit, sie hatten nicht die Stärke, denn ihnen fehlte es an Wachsamkeit, sie waren sich der ihnen drohenden Gefahr nicht bewußt. Heute droht diesen Kräften des Bösen völlige Zerschlagung, da die von ihnen als Opfer ausersehenen Länder letztendlich die Einheit hergestellt und sich bewaffnet haben, was uns nun den Sieg bringt.

Die Lehren, die uns infolge unserer früheren Uneinigkeit und Schwäche erteilt worden sind, müssen sich tief in die Köpfe und Herzen unserer Generation und der kommenden Generationen einprägen. Das gleiche gilt auch für die Lehren aus der Einheit und der Stärke, wie sie die Vereinten Nationen in diesem Krieg gesammelt haben. Die Einheit gemeinsamer Aktionen für das gemeinsame Wohl und gegen die gemeinsame Gefahr ist die einzige wirksame Methode, mit der die friedliebenden Länder im Krieg ihre Sicherheit, die Ordnung und den Fortschritt zusammen mit der Freiheit und Gerechtigkeit gewährleisten können.“

Dann ging Hull zur Frage der Schaffung jener Organisationen über, mit deren Hilfe der Friedenswille in Aktionen umschlagen könnte, und würdigte auch jene Arbeit, die von den alliierten Mächten bereits zur Ausarbeitung von Grundlagen [299:] eines gerechten und dauerhaften Friedens geleistet worden war.

„Diese Grundlagen“, erklärte Hull, „müssen die Maßnahmen zur friedlichen Lösung internationaler Konflikte und zum gemeinsamen Einsatz militärischer Macht unterstützen, sofern das erforderlich wird, um eine Bedrohung oder Verletzung des Friedens zu verhüten oder zu beseitigen. Sie sollen ferner die Maßnahmen unterstützen, um durch gemeinsame Anstrengungen die Bedingungen für den dauerhaften Wohlstand zu sichern, der notwendig ist, um die für die Erhaltung der Sicherheit und des Friedens ungemein wichtigen friedlichen und freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Ländern herzustellen ...“

„Die hier vertretenen Regierungen“, fuhr der Außenminister fort, „teilen voll und ganz die Überzeugung, daß die Erhaltung des Friedens und der Sicherheit in der Zukunft als Hauptziel der internationalen Zusammenarbeit zur gemeinsamen Aufgabe aller – großen wie kleinen – Länder gemacht und von ihnen verantwortet werden muß. Sie haben diese Überzeugung feierlich in der Deklaration der Außenminister in Moskau am 30. Oktober 1943 verkündet.“

Auf das Wesen der Moskauer Deklaration eingehend, erklärte Hull, daß jede Regierung einen Teil der Verantwortung für die Führung beim Aufbau einer internationalen Organisation übernommen habe, die dieses Ziel ,im gemeinsamen Vorgehen der friedliebenden Länder verfolge.

Abschließend sagte Hull:

„Allgemein anerkannt ist, daß jede internationale Sicherheitsorganisation unweigerlich ein Fiasko erleben wird, wenn sie nicht unterstützt wird durch Stärke, die letztendlich zum Einsatz kommt, wenn alle anderen Mittel zur Erhaltung des Friedens versagt haben. Diese Stärke muß verläßlich und in erforderlichen Ausmaßen zur Hand sein. Die Länder der Welt müssen ihren Möglichkeiten entsprechend über ausreichende Kräfte verfügen, um, sofern das erforderlich wird, einen Friedensbruch durch gemeinsame Aktionen zu verhüten.“

Nachdem Hull seine Ausführungen beendet hatte, schlug er erneut mit dem Hammer auf den Tisch und sagte:

[300:] „Nun möchte ich dem sowjetischen Chefdelegierten, Botschafter Gromyko, das Wort erteilen. Ich bitte Sie, Herr Botschafter ...“

Gromyko wandte sich an die Anwesenden mit folgender Rede:

„Ich teile voll und ganz die von Staatssekretär Hull geäußerten Gedanken über die Bedeutung der gegenwärtigen Verhandlungen. Die Völker unserer Länder führen einen Kampf auf Leben und Tod gegen den ärgsten Feind der Menschheit, gegen Hitlerdeutschland. Dieser Kampf hat unsere Länder sowie viele andere freiheitsliebende Länder der Welt bereits schwere Opfer an Menschen und Sachwerten gekostet.“

Gromyko führte im weiteren aus, daß die Völker der Welt natürlich nach einem Mittel suchten, um eine Wiederholung dieser Tragödie in Zukunft abzuwenden. Sie hätten zu viel Blut vergossen und zu viele Opfer gebracht, als daß ihnen ihre Zukunft gleichgültig sein könne.

„Ebendeshalb sind sie bestrebt“, fuhr der sowjetische Vertreter fort, „eine internationale Organisation zu schaffen, die imstande sein wird, eine Wiederholung derartiger Tragödien zu verhindern und den Völkern für die Zukunft Sicherheit und Wohlergehen zu gewährleisten. Mitglied dieser Organisation können, wie es in der auf der Moskauer Konferenz am 30. Oktober 1943 unterzeichneten Deklaration der vier Mächte (die Deklaration wurde von den Außenministern der drei Großmächte und einem Vertreter Chinas unterzeichnet – *der Verf.*) heißt, alle großen und kleinen friedliebenden Staaten der Welt sein ...“

„Zur Erhaltung des Friedens und der Sicherheit“, sagte Gromyko, „genügt natürlich nicht allein der Wunsch, den Aggressor zu zügeln und gegen ihn, wenn das die Umstände erfordern, Stärke einzusetzen. Zur Gewährleistung des Friedens und der Sicherheit braucht man ganz unerläßlich Ressourcen, mit deren Hilfe die Aggression verhütet oder unterbunden und die internationale Ordnung erhalten werden kann. Im Lichte des oben Gesagten wird es klar, welche Verantwortung den künftigen Mitgliedsländern der Sicherheitsorganisation auferlegt wird und insbesondere den Ländern, [301:] die die Hauptlast des gegenwärtigen Krieges tragen und über die erforderlichen Ressourcen, die erforderliche Stärke zur Aufrechterhaltung des Friedens und der Sicherheit verfügen. Daher müssen alle, denen Freiheit und Unabhängigkeit teuer sind, notwendigerweise zu dem Schluß gelangen, daß sich diese Freiheit und Unabhängigkeit nur dann erhalten lassen, wenn die künftige internationale Sicherheitsorganisation alle Ressourcen, über die die Mitglieder der Organisation verfügen, und vor allem die Ressourcen solcher großen Nationen wie die Sowjetunion, die Vereinigten Staaten und Großbritannien, wirksam einsetzen wird ...“

Die im Kampf gegen den gemeinsamen Feind gezeigte Einheit der Verbündeten und ihr Streben, den Frieden auch künftighin zu erhalten, sind eine Garantie dafür, daß die gegenwärtigen Verhandlungen, die Ermittlungscharakter tragen, positive Ergebnisse zeitigen werden. Sie sind der erste Schritt zum Aufbau eines Gebäudes, an dessen Errichtung alle freiheitsliebenden Völker der Welt interessiert sind, weil sie eine wirksame internationale Organisation für Fragen der Erhaltung des Friedens und der Sicherheit schaffen wollen ...

Ich zweifle nicht daran“, sagte Gromyko abschließend, „daß die Vertreter der drei Nationen im Verlaufe der gegenwärtigen Verhandlungen arbeiten werden im Geist der Verständigung und in freundschaftlicher Atmosphäre, die den erfolgreichen Abschluß der Verhandlungen fördern wird ...“

Hull stand abermals auf, dankte Gromyko für seine Rede, schlug mit dem Hammer auf den Tisch und erteilte dem britischen Chefdelegierten das Wort. Cadogan führte aus:

„Die heute beginnenden Verhandlungen ergeben sich aus dem Punkt 4 der Moskauer Deklaration, bei deren Ausarbeitung Herr Hull eine so spürbare, hervorragende Rolle gespielt hat. Wir lauschten beeindruckt den weisen, starken Worten, mit denen er unsere Arbeit eingeleitet hat, und ich, wir alle – dessen bin ich gewiß – sind ihm aufrichtig dankbar für seine unermüdlichen Anstrengungen zur Gewährleistung des internationalen gegenseitigen Verständnisses.“

Wir haben allen Grund, auch der sowjetischen Regierung dankbar zu sein. Mir scheint, daß gerade von ihr die Initiative [302:] zur Organisierung der gegenwärtigen Verhandlungen ausging, und ihre Position auf der Moskauer Konferenz ließ klar erkennen, daß sie der Schaffung eines Systems, das eine Wiederholung der nazistisch-faschistischen Aggression verhüten soll, größte Bedeutung beimißt.

Meine Regierung hat sich ihrerseits von Anfang an für derartige Verhandlungen ausgesprochen und alles nur Mögliche getan, um sie zu beschleunigen.“

Cadogan betonte, daß der kommende Sieg der Vereinten Nationen ein voller Sieg sein müsse, und fuhr fort:

„Wir haben uns hier versammelt, um den Plan für die Schaffung eines Systems zu skizzieren, das den einzelnen Nationen eine effektive Zusammenarbeit zum gemeinsamen Wohl ermöglichen wird. Die einzelnen Nationen, kleine wie große, sollen zur Grundlage unserer Weltorganisation werden, und unsere Aufgabe besteht darin, einen Mechanismus zu schaffen, der jeder Nation eine ihrer Stärke entsprechende Verantwortung überträgt. Das ist keine leichte, aber eine lösbare Aufgabe. Niemand hat den Wunsch, eine Diktatur der Großmächte der übrigen Welt aufzuzwingen, aber es ist völlig klar, daß – sollten die Großmächte sich in ihren Zielen nicht einig und nicht zur Übernahme und loyalen Erfüllung von Verpflichtungen bereit sein – kein anderer zur Erhaltung des Friedens geschaffene Mechanismus wirksam sein dürfte.“

Man müsse, so erklärte Cadogan im weiteren, eine gewisse Koordinierung der Tätigkeit bereits geschaffener oder künftig entstehender Organisationen bestimmter Funktion vorsehen und sie in irgendeiner Weise mit dem internationalen Weltmechanismus verbinden.

„Uns ermutigt die Tatsache“, sagte Cadogan abschließend, „daß es in unseren Ansichten, wie das aus den bereits verteilten Memoranden hervorgeht, viel Gemeinsames gibt. Man darf ferner den Zeitfaktor nicht vergessen. Die Ereignisse entwickeln sich schnell, und der Frieden kann eher da sein, als manche glauben ... Deshalb müssen wir, wenn wir die Punkte zu bestimmen haben, in denen es eine vorläufige Übereinstimmung gibt, schnell und beharrlich arbeiten.“

Cadogan beendete seine Rede, und Hull dankte den An-[303:]wesenden für ihre Aufmerksamkeit. Nun könne die Konferenz an die praktische Arbeit gehen, sagte er.

Stettinius bat ums Wort und schlug vor, eine Pause einzulegen, damit die Chefdelegierten die mit der Führung der Konferenz verbundenen konkreten Fragen erörtern könnten. „Ich meine“, sagte Stettinius, an Gromyko und Cadogan gewandt, „wir sollten eine Art Führungsausschuß aus den drei Chefdelegierten und aus Personen bilden, deren zusätzliche Hinzuziehung wir für notwendig erachten. Das würde die Lösung vieler Fragen, die nicht unbedingt in einer Vollsitz behandelt werden müßten, vereinfachen.“

Gromyko und Cadogan stimmten diesem Vorschlag zu. Stettinius erklärte, daß es zweckmäßig wäre, die erste Sitzung des Ausschusses gleich nach der Pause, gegen 15 Uhr, durchzuführen. Dagegen gab es keine Einwände.

„Ich habe keine Bemerkungen mehr, Herr Vorsitzender ...“, sagte Stettinius.

Hull nickte, schlug mit dem Hammer auf den Tisch und verkündete eine Pause.

Um 15 Uhr wurde im Seitentrakt die erste Sitzung des Führungsausschusses eröffnet. Anwesend waren Gromyko, Sobolew und Bereshkow (UdSSR); Stettinius, Dunn, Pasvolsky und Hiss (USA); Cadogan und Jebb (Großbritannien).

Stettinius, der als Gastgeber die Sitzung eröffnete, sagte, es müßten zunächst einige technische und Verfahrensfragen der Konferenz gelöst werden. Vor allem sollte man sich über die Arbeitssprache einigen. Er forderte die Anwesenden auf, entsprechende Vorschläge zu unterbreiten.

Als erster meldete sich Gromyko zu Wort. Er sagte, Russisch und Englisch sollten gleichberechtigte Arbeitssprachen sein, man könnte sich aber häufiger des Englischen bedienen.

„Ich glaube nicht“, sagte er, „daß die sowjetische Gruppe in allen Fällen von der russischen Sprache Gebrauch machen wird, wir möchten aber die Möglichkeit haben, dies von Zeit zu Zeit zu tun.“

Es wurden keine Einwände erhoben, und der Gebrauch der beiden Sprachen – des Englischen und des Russischen – war beschlossen.

[304:] Dann erörterte man die Frage des ständigen Vorsitzenden. Cadogan schlug dafür Stettinius als den Vertreter der gastgebenden Regierung vor. Gromyko stimmte ihm zu. Nach kurzer Aussprache wurde dieser Vorschlag angenommen. Stettinius willigte ein, jedoch mit dem Vorbehalt, daß, wenn er aus irgendeinem Grunde abwesend sein sollte, den Vorsitz abwechselnd Gromyko und Cadogan übernehmen müßten. Damit waren alle einverstanden.

Bei der nächsten Frage ging es um die Arbeitszeit der Konferenz. Man kam überein, die Vormittags-sitzungen von 10 Uhr 30 bis etwa 13 Uhr mit einer kurzen Unterbrechung für den Lunch abzuhalten. Für die Nachmittagssitzungen einigte man sich auf 15 Uhr bis 16 Uhr 30 beziehungsweise 17 Uhr.

Dann kam Stettinius auf die Frage der Berichterstattung über die Konferenz in der Presse zu sprechen. Seines Erachtens sollten Personen, die etwas mit der Konferenz zu tun hatten, nur nach Absprache mit den drei Chefdelegierten Presseerklärungen abgeben. Auch diese Frage wurde kurz diskutiert, worauf man beschloß, Presseerklärungen über spezielle Verbindungsbeamte oder über die Pressesekretäre der Delegationen nach Vereinbarung mit den jeweiligen Chefdelegierten abzugeben. Man kam ferner überein, jeden Tag oder zumindest jeden zweiten Tag die Presse möglichst weitgehend über Verfahrens- und technische Fragen zu informieren. Darauf bestand insbesondere Stettinius, der sagte, die amerikanische Presse setze ihm ständig zu und er müsse ihr ja etwas mitteilen.

Eine weitere Frage, mit der sich der Führungsausschuß beschäftigte, hing mit den Sitzungsprotokollen zusammen. Man kam überein, das Sekretariat für die Abfassung und Ausgabe der inoffiziellen Sitzungsberichte verantwortlich zu machen. Darin sollten die Vorschläge genau wiedergegeben, die allgemeine Diskussion sowie die Beschlüsse zu den einzelnen Vorschlägen dargelegt werden. Es wurde beschlossen, daß Falla (Großbritannien) und Junin (UdSSR) gemeinsam mit ihren amerikanischen Kollegen am Sekretariatstisch sitzen und im Bedarfsfall bei der Abfassung der Protokolle helfen sollten, [305:] für deren Endfassung Alger Hiss verantwortlich war. Am Morgen darauf sollte der ausführliche Protokolltext in je einer Ausführung jeder Gruppe vorgelegt werden. Der Wortlaut mußte rasch durchgesehen und gegebenenfalls ergänzt oder korrigiert werden, wonach Hiss den endgültigen Text unter Berücksichtigung der Korrekturen – vervielfältigen zu lassen und ihn den Delegationen vorzulegen hatte.

Nach der Lösung dieser Fragen tauschten die Mitglieder des Führungsausschusses Meinungen über das Arbeitsverfahren der ersten Vollsitzung aus. Cadogan beantragte, den Gesprächen das allen Delegationen (ebenso wie die entsprechenden Dokumente der sowjetischen und der amerikanischen Seite) im voraus zugestellte britische Dokument zugrunde zu legen. Gromyko bemerkte, daß in dem britischen und dem amerikanischen Dokument allzu viele Detailfragen behandelt würden.

„Ich meine“, fuhr der sowjetische Delegierte fort, „daß vor allem die Hauptpunkte erörtert werden sollten. Die Sowjetregierung ist der Ansicht, daß sie in ihrem Dokument die wesentlichen Fragen vorgebracht hat. Nach der Lösung der Grundprobleme lassen sich die zweitrangigen Fragen leichter erörtern und lösen. Unter diesem Aspekt sollte man die entsprechenden Abschnitte des britischen und des amerikanischen Dokuments betrachten.“

Daraufhin erklärte sich Stettinius bereit, die Gespräche mit der Prüfung des sowjetischen Standpunkts zu beginnen, und zwar solle sich die sowjetische Seite auf ihr Dokument stützen, während die Amerikaner und die Engländer ihre eigenen Dokumente als Unterlagen benutzen würden. Sodann könne man entscheiden, welche zusätzlichen Punkte noch in die Debatte einzubeziehen seien. Damit waren alle einverstanden.

Die britischen Vorschläge hatten fünf Abschnitte.

Abschnitt A setzte sich mit den Grundsätzen und Zielen sowie mit der Struktur der künftigen Organisation auseinander. Sie sollte nicht nur den Weltfrieden und die Sicherheit gewährleisten, sondern sich auch um eine Verbesserung der Wirtschaftsverhältnisse in der ganzen Welt und um den Schutz der Menschenrechte kümmern sowie andere positive Aufgaben erfüllen. Was die Struktur der Organisation betraf, [306:] so wurde im britischen Memorandum gefordert, den vier Gründermächten (UdSSR, USA; Großbritannien und China) eine Sonderrolle zu sichern. Als Hauptorgane wurden eine

Weltversammlung und ein Weltrat vorgeschlagen. Für die Zusammensetzung des Rats gab es keine bestimmten Vorschläge, doch man betonte, daß er aus nicht vielen Mitgliedern bestehen dürfe. Neben der Weltorganisation wurden auch regionale Organisationen, und zwar unter Führung der ersteren, für möglich gehalten.

Abschnitt B enthielt Vorschläge für die friedliche Beilegung internationaler Streitfragen, für internationale Garantien und Maßnahmen zur Aufrechterhaltung von Frieden und Sicherheit. Die Entscheidung politischer Streitfragen wurde dem Weltrat aufgetragen, dessen Beschlüsse mit zwei Dritteln der Stimmen, einschließlich der vier Großmächte, gefaßt werden sollten.

Abschnitt C betraf militärische Fragen. Es wurde dann unter anderem vorgeschlagen, einen Generalstabsausschuß aus Vertretern der vier Mächte zu bilden. Auf Empfehlung des Generalstabsausschusses sollte der Weltrat über bestimmte Kontingente der Streitkräfte der Mitgliedstaaten verfügen können. Vorgesehen war die Schaffung gemeinsamer Garnisonen in genau bestimmten Gebieten.

Abschnitt D formulierte die Notwendigkeit, die internationalen Wirtschaftsorgane zu koordinieren.

Abschnitt E betraf das Verfahren der Gründung der Weltorganisation. In ihm wurde auf die Notwendigkeit hingewiesen, nach den Washingtoner Verhandlungen ihre Ergebnisse zu veröffentlichen, um dann eine Konferenz aller Vereinten Nationen einzuberufen.

Die amerikanischen Vorschläge gingen ziemlich ins Detail. Sie hatten folgende Abschnitte: 1. der allgemeine Charakter der internationalen Organisation, 2. die Vollversammlung, 3. der Exekutivrat, 4. der Internationale Gerichtshof, 5. die friedliche Beilegung von Streitfragen, 6. die Definition der Friedensbedrohung beziehungsweise des Friedensbruchs und die damit zusammenhängenden Aktionen, 7. die Regulierung der Rüstungen und Streitkräfte, 8. Maßnahmen zur ökonomischen und sozialen Zusammenarbeit, 9. die Generalverwaltung und das Sekretariat, 10. das Gründungsverfahren und der Beginn der Tätigkeit der Organisation.

In dem Abschnitt über die Vollversammlung wurde darauf hingewiesen, daß alle Mitglieder der Organisation in der Versammlung je eine Stimme haben sollten. In Budget- und Finanzfragen aber sollte jeder Staat einen seinem Anteil an der Finanzierung der Organisation entsprechende Stimmenzahl besitzen. Laut amerikanischen Vorschlägen sollte der Rat aus elf Mitgliedern bestehen, einschließlich der vier Gründermächte sowie Frankreichs. Bei der Abstimmung im Rat wurde eine Mehrheit gefordert und die Einstimmigkeit aller Staaten mit dem Status ständiger Ratsmitglieder vorausgesetzt.

Der Wirtschafts- und Sozialrat sollte nach dem amerikanischen Entwurf mit weitgehenden Befugnissen ausgestattet sein, namentlich bei der Koordinierung der Tätigkeit verschiedener Spezialeinrichtungen auf sozialem und ökonomischem Gebiet.

Der Entwurf sah das Amt eines Generaldirektors der Organisation mit einer fünfjährigen Amtszeit vor; ihm sollte das Sekretariat untergeordnet sein.

Der sowjetische Entwurf stimmte zum Teil mit den Vorschlägen der USA überein. Doch besonders hervorgehoben wurde darin, daß die Mächte, die im Krieg die Hauptlast des Kampfes gegen die faschistischen Aggressoren trugen, in der künftigen Organisation die Hauptrolle spielen sollten. Sie hätten vor allem die Verantwortung für die Aufrechterhaltung des Friedens zu übernehmen. Im Leitorgau sollten alle Großmächte vertreten sein. Bei der Beschlußfassung wurde Einstimmigkeit verlangt. Der Organisation sollten internationale Streitkräfte zur Verfügung stehen. Sie sollte eine ausgesprochene Sicherheitsorganisation und demnach für wirtschaftliche, soziale und sonstige Fragen nicht zuständig sein; für diese Fragen sollte eine Sonderorganisation gegründet werden. Größte Beachtung in dem sowjetischen Dokument wurde den Luftstreitkräften gewidmet, die der Organisation, namentlich ihrem Rat, zur Verfügung gestellt werden sollten.

Die drei Dokumente detailliert, Punkt für Punkt zu vergleichen und die Ausgangspositionen der Seiten zu analysieren, sei einer besonderen Forschung überlassen. Mir aber kommt es darauf an, die Atmosphäre der Konferenz wiederzugeben, dem Leser die erforderliche allgemeine Vorstellung von den Problemen zu vermitteln, die Diskussionen auslösten.

Im Verlauf der Sitzung, von der hier die Rede ist, sagte Stettinius, man solle die erste Erklärung für die Presse aufsetzen und ihr – seiner Meinung nach – mitteilen, daß die Aussprache mit der Erörterung der Grundsätze der künftigen internationalen Organisation begonnen und daß die sowjetische Delegation ihre Ansichten dargelegt habe.

Da keine Einwände erhoben wurden, beauftragte Stettinius Hiss, der das Protokoll führte, die erste Erklärung für die Presse im Sinne der soeben erzielten Übereinkunft abzufassen. Hiss sagte, er werde den Text gleich nach der Sitzung vorlegen.

Vergleich der Positionen

Am 22. August wurde 10 Uhr 30 die erste Vollsitzung eröffnet. Die Delegationen – sie erschienen vollzählig – nahmen die Plätze an ihren Tischen ein. Diese bildeten ein Rechteck, das an einer Seite nicht ganz geschlossen war; dort stand der Tisch für das Sekretariat der Konferenz. Am oberen Ende saßen die Amerikaner, links hatte die sowjetische und rechts die britische Delegation Platz genommen. Der Platz eines jeden Teilnehmers war durch eine weiße Karte mit entsprechender Aufschrift gekennzeichnet.

Stettinius schlug mit dem Hammer auf den Tisch und eröffnete die Sitzung. Gleich darauf bat Gromyko ums Wort. „Ich schlage Mister Stettinius zum ständigen Vorsitzenden unserer Konferenz vor“, sagte er.

Cadogan unterstützte Gromykos Vorschlag.

„Ich stelle diesen Vorschlag zur Abstimmung. Wer dafür ist, der hebe die Hand ... Einstimmig.“

Stettinius quittierte dieses Ergebnis mit einem Hammerschlag.

Alsdann bestätigte man den am Vortag vom Führungsaus-[309:]schuß gefaßten Beschluß, wonach die Sitzungen im Falle der Abwesenheit des ständigen Vorsitzenden abwechselnd vom sowjetischen und vom britischen Vertreter geleitet werden sollten. Ferner wurden als Arbeitssprachen der Konferenz das Englische und das Russische vereinbart.

Nachdem die Verfahrensfragen erledigt waren, ging die Konferenz daran, die Positionen ihrer Teilnehmer miteinander zu vergleichen. Auf Vorschlag des Vorsitzenden sprach Gromyko als erster. Er unterbreitete die allgemeinen Vorstellungen der sowjetischen Delegation vom Charakter der geplanten internationalen Sicherheitsorganisation. Gromyko schlug vor, sich im gegebenen Stadium der Erörterung auf die im sowjetischen Memorandum enthaltenen Hauptfragen zu beschränken, weil das ein Übereinkommen erleichtern würde. Später könnte man die weniger wichtigen, zweitrangigen Fragen behandeln.

Alsdann verlas Gromyko Abschnitt für Abschnitt das sowjetische Memorandum. Dabei kam es an einigen Stellen zu kurzen Diskussionen. Cadogan zum Beispiel schlug vor, die Fragen der regionalen Organisationen wie auch die ökonomischen und sozialen Probleme bis zu einem späteren Stadium der Diskussion zurückzustellen. Sein Vorschlag wurde angenommen.

Bezeichnenderweise waren die westlichen Delegierten schon bei der ersten Darlegung der sowjetischen Position durch den Terminus „Aggression“ schockiert. Cadogan machte auf die Verwendung dieses Wortes im Artikel 1 des sowjetischen Memorandums aufmerksam und erklärte, daß die Benutzung des Terminus „Aggression“ zu einigen Schwierigkeiten führen könnte. Gromyko widersprach und bezeichnete die Aufnahme dieses Terminus in den Text des Dokuments als durchaus legitim.

Danach ergriff der amerikanische Delegierte Pasvolsky das Wort. Er warf seinen großen, kugelförmigen Kopf zurück, nahm seine kleine geschwungene Pfeife aus dem Mund und sagte:

„Die Position der Vereinigten Staaten entspricht im großen und ganzen den Formulierungen in den Artikeln 1 und 2 des sowjetischen Dokuments. Doch darüber hinaus ist die amerikanische-[310:] Delegation der Ansicht, daß sich die künftige internationale Organisation auch mit Fragen befassen muß, die mit der Schaffung der für friedliche zwischenstaatliche Beziehungen erforderlichen Bedingungen zusammenhängen, denn das ist für die Aufrechterhaltung der Sicherheit und des Friedens von

großer Bedeutung. Ich bin jedoch damit einverstanden, die ökonomischen und sozialen 'Probleme in einem späteren Stadium zu erörtern.“

Gleich nach Pasvolsky griff Stettinius in die Diskussion ein. Er wollte wissen, ob es nicht an der Zeit wäre zu präzisieren, welche Länder Mitglied der Organisation sein sollten.

Nach kurzer Diskussion wurde beschlossen, in die Liste der im Artikel 1 genannten Gründerländer der Organisation alle die Staaten aufzunehmen – es waren 44 –, die sich an den Konferenzen in den USA-Städten Hot Springs im Mai/Juni 1943, Atlantic City im November/Dezember 1943 und Bretton Woods im Juli 1944 beteiligt hatten, auf denen es um die wirtschaftliche Zusammenarbeit der gegen die „Achsenmächte“ kämpfenden Staaten ging. Cadogan bemerkte, daß die Einbeziehung Frankreichs auf einige Schwierigkeiten stoßen könnte, solange die Frage seines Regierungsstatus nicht gelöst sei. Man beschloß, dieses Problem später zu erörtern.

Allgemeines Einvernehmen erzielten die Konferenzteilnehmer über die Grundorgane der Sicherheitsorganisation. Das sollten die Vollversammlung und der Rat sein. Cadogan schlug vor, die Frage der Zusammensetzung des Rates, der Zahl seiner Mitglieder und der Dauer ihrer Zugehörigkeit zu diesem Organ in einem späteren Stadium zu erörtern. Zum Abstimmungsmodus erklärte Cadogan, er sei von seiner Regierung angewiesen worden vorzuschlagen, daß der Rat die Beschlüsse bei Einstimmigkeit der ständigen Mitglieder mit einer Zweidrittelmehrheit fassen solle.

„Ich habe ferner die Instruktion, den Vorschlag einzubringen“, fügte Cadogan wie nebenbei hinzu, „daß die an einem Streitfall beteiligten Parteien nicht an der Abstimmung teilnehmen.“

Stettinius, der offenbar spürte, daß der britische Delegierte ein heikles Thema angeschnitten hatte, griff sofort ein und [311:] schlug vor, die von Cadogan aufgeworfenen Fragen im zuständigen Unterausschuß zu beraten.

Kurz behandelt wurde die Frage des Internationalen Gerichtshofes, wobei beschlossen wurde, zur Präzisierung der Details einen Unterausschuß für Rechtsfragen zu bilden. Ferner erörterte man die Struktur des Generalsekretariats. Vorschläge, die sich auf dieses Organ bezogen, wurden – so lautete ein Beschluß – dem zuständigen Unterausschuß zugeleitet.

Die erste Vollsitzung endete um 11 Uhr 40.

Alle begaben sich in den Park, wo unter mächtigen Eichen ein kaltes Büffet aufgebaut worden war.

Die Sonne schien auf das frische Grün, und in der feuchtwarmen Luft strömten die Zedern einen zarten Duft aus. Wenn man aus dem verrauchten Saal kam, wünschte man sich, möglichst lange an der frischen Luft bleiben zu können. Doch Gromyko erinnerte daran, daß es an der Zeit sei, zur Sitzung des Führungsausschusses zu gehen.

Die Ausschußmitglieder versammelten sich um 12 Uhr. Als alle am Tisch Platz genommen hatten, sagte Stettinius, er habe diese Sitzung einberufen, um die Unterausschüsse zu bilden, die unverzüglich ihre Arbeit aufnehmen sollten.

„Wenn ich Sie recht verstanden habe“, fuhr der Vorsitzende fort, „haben Sie in der Vollsitzung am heutigen Vormittag die Notwendigkeit derartiger Unterausschüsse anerkannt, und wir sollten nun von jeder Delegation die entsprechenden Vertreter benennen.“

Nach der Erörterung dieser Frage wurden die Unterausschüsse in folgender Zusammensetzung gebildet:

Redaktioneller Unterausschuß: Sobolew, Dolbin (UdSSR), Hackworth (USA), Malkin (Großbritannien);

Unterausschuß für Rechtsfragen: Golunski, Krylow (UdSSR), Cohen, Hornbeck, Hackworth (USA), Malkin (Großbritannien);

Unterausschuß für Sicherheitsfragen: Sobolew, Zarapkin (UdSSR), Bowman, Grew (USA), Jebb, Malkin, Webster (Großbritannien);

Unterausschuß der Militärvertreter: Sobolew, Admiral Rodionow, General Slawin (UdSSR), Dunn, die Admirale Train und Wilson, die Generale Fairebild und Strong (USA), [312:] Jebb, Luftmarschall Welsh, Admiral Noble, General Macready, Oberst Capel-Dunn (Großbritannien).

Beschlossen wurde, daß die Chefdelegierten jedem Unterausschuß als Mitglieder angehören und an dessen Arbeit nach Möglichkeit teilnehmen sollten. Alle hielten es für besonders wichtig, daß die Chefdelegierten den Sitzungen des Unterausschusses für Sicherheitsfragen und dem Unterausschuß der Militärvertreter beiwohnten. Dementsprechend, so wurde vereinbart, sollte auch der Zeitplan für die Sitzungen dieser Unterausschüsse gestaltet werden.

Dann warf Stettinius die Frage der Funktionen des Führungsausschusses auf, der seiner Ansicht nach die Arbeit der Unterausschüsse überwachen, koordinieren und anleiten sollte. Dieser Vorschlag wurde angenommen.

Schließlich erörterte man die Tagesordnung für die Vollsitzung am Abend. Es wurde vereinbart, die britische Position zu behandeln. Die Abendsitzung sollte um 14 Uhr 30 beginnen.

Bis dahin blieb noch viel Zeit, und fast alle fuhren zum Mittagessen fort. Ich blieb in Dumbarton Oaks, denn ich mußte noch die vom Sekretariat aufgesetzten Sitzungsprotokolle durchlesen und gegebenenfalls sofort entsprechende Korrekturen vorschlagen. Gromyko hatte mich damit beauftragt, und ich mußte ihm jeden Abend nach den Konferenzsitzungen darüber Bericht erstatten.

Die Vollsitzung begann zur festgesetzten Stunde. Der mit sichtlichem Vergnügen als Vorsitzender fungierende Stettinius sorgte mit einem Hammerschlag für Ruhe im Saal, und die Konferenz nahm ihre Arbeit wieder auf.

Der Vorsitzende gab bekannt, daß der Führungsausschuß übereingekommen sei, vier Unterausschüsse zu bilden. Nach ihrer Nennung erläuterte Stettinius, daß sich der Redaktionelle Unterausschuß mit der Redigierung der den Vollsitzungen vorzulegenden Texte befassen werde; der Unterausschuß für Rechtsfragen werde vor allem die den künftigen Internationalen Gerichtshof betreffenden Probleme behandeln; der Unterausschuß für Sicherheitsfragen werde die Zusammensetzung und die Rechte der Vollversammlung, des Rates und [313:] des Sekretariats erörtern; und schließlich solle der Unterausschuß der Militärvertreter die mit der Aufrechterhaltung des Weltfriedens zusammenhängenden militärisch-technischen Fragen prüfen. Stettinius verlas die vorgesehene Zusammensetzung der Unterausschüsse und fragte, ob noch Ergänzungen oder Abänderungen beantragt würden. Das war nicht der Fall, und die Zusammensetzung der Unterausschüsse wurde bestätigt.

Danach ging die Konferenz an die Erörterung des britischen Memorandums. Cadogan erklärte, daß bei der Formulierung der Pläne für die Schaffung einer Sicherheitsorganisation der Nachkriegszeit sowohl hinsichtlich der Maßstäbe als auch der Methoden nach Ansicht der britischen Delegation Elastizität geboten sei. Ein verfrühter Versuch, für die Organisation und die Verfahrensweise einen starren Rahmen festzulegen, könne die Arbeit der Organisation erschweren. Daher müsse sich die künftige Organisation auf eine Darlegung der Prinzipien und Ziele gründen, wie sie im britischen Memorandum enthalten sei.

Nach Cadogans Meinung sollte weiterhin die Frage studiert werden, ob eine derartige internationale Organisation die Beilegung aller Streitfälle erzwingen könne. Es wäre, so meinte er, besser, wenn der Rat lediglich Empfehlungen zur Beilegung geben würde und wenn man erwarten könnte, daß diese Empfehlungen von den Mitgliedern der Organisation nicht abgelehnt oder ignoriert würden.

„Nach den Vorschlägen der Sowjetunion und der Vereinigten Staaten“, so entwickelte der britische Delegierte seine Gedanken weiter, „soll die Versammlung nicht die Verantwortung für die Beilegung der internationalen Streitfälle tragen. Doch die britische Delegation erachtet es für nützlich, die Verantwortung und die Funktionen der Versammlung höchstmöglich zu erweitern, vor allem in bezug auf die ökonomischen und sozialen Probleme. Es wäre unzweckmäßig, die Vollversammlung von allen diesen Bereichen fernzuhalten. Was aber die Gesamtstruktur der internationalen Organisation betrifft, so ist hier die Gemeinsamkeit der prinzipiellen Position aller drei Delegationen festzustellen.“

[314:] Man müßte, so meinte Cadogan, sich sorgfältiger überlegen, wie den kleinen Mächten ihrer Stellung entsprechende Rechte gewährt werden könnten. Das britische Memorandum enthalte seines Erachtens diesbezüglich exaktere Formulierungen als die entsprechenden Abschnitte des sowjetischen und des amerikanischen Vorschlags, wobei die wesentlichste Divergenz die Zusammensetzung des konsultativen Militärorgans betreffe. Er, Cadogan, hoffe jedoch, daß die Militärexperten der drei Delegationen dieses Problem sorgfältig studieren würden.

In der anschließenden Diskussion machte Gromyko auf den im britischen Memorandum enthaltenen Satz aufmerksam: „Die Staaten müssen nicht die Verpflichtung übernehmen, mit dem Beschluß des Rates in allen Fällen einverstanden zu sein.“

„In Anbetracht der entsprechenden Erfahrungen des Völkerbundes“, sagte Gromyko, „muß man diese These sorgfältig überprüfen ...“

Cadogan erklärte, die Staaten würden möglicherweise nicht gewillt sein, einen Plan anzunehmen, nach dem der Rat das Recht hätte, alle Mitglieder zur Erfüllung eines Beschlusses, den anzunehmen er für notwendig erachte, zu verpflichten.

Gromyko bat die britische Delegation, sich zu den regionalen Organisationen zu äußern. Cadogan schlug vor, diese Frage in späteren Sitzungen ausführlich zu erörtern, und beschränkte sich auf die Bemerkung, daß alle regionalen Organisationen Hilfsorganisationen sein und unter der allgemeinen Kontrolle der Weltsicherheitsorganisation stehen müßten. Daher sollte man zunächst die Frage des Charakters der internationalen Organisation lösen und erst dann das Problem der regionalen Organisationen behandeln.

Gromyko ging auf die Punkte im britischen Vorschlag ein, die sich auf die Tätigkeit des Generalstabsausschusses bezogen, und fragte, ob etwa vorgesehen sei, die Mitgliedschaft in diesem Ausschuß auf Staaten auszudehnen, die keinen ständigen Sitz im Rat hätten. In Anbetracht der dem Generalstabsausschuß zugeordneten Funktionen, antwortete Cadogan, müßten die Großmächte darin ständig vertreten sein. Sie sollten den Kern des Ausschusses bilden. Bei der Behandlung [315:] spezieller Probleme könnte der Ausschuß Vertreter jedes anderen Staates hinzuziehen, der an der betreffenden Frage besonders interessiert sei.

Damit wurde die erste Erörterung der britischen Position beendet.

„Gestatten Sie nun“, sagte Stettinius, „die Überlegungen der Delegation der Vereinigten Staaten zur Sicherheitsorganisation der Nachkriegszeit darzulegen. Zu den ersten drei Punkten wird Mister Pasvolsky referieren.“

Nachdem er diesen Teil des amerikanischen Memorandums erläutert hatte, erklärte Pasvolsky, er möchte vor allem einige Worte zur Verbindlichkeit der Empfehlungen der Vollversammlung sagen. Nach Meinung der amerikanischen Delegation sollten die ausführenden Funktionen dem Rat zustehen, die Beschlüsse der Vollversammlung hingegen den Charakter von Empfehlungen tragen.

Gromyko fragte, ob die Beschlüsse des Rates für alle Mitglieder verbindlich sein würden.

Nach dem amerikanischen Entwurf, antwortete Pasvolsky, könne der Rat Empfehlungen und Beschlüsse annehmen. Die Beschlüsse sollten für alle Mitglieder verbindlich sein.

Dann erteilte Stettinius Hackworth das Wort, der die Abschnitte 4 und 5 des amerikanischen Entwurfs erläuterte. Nach einer kurzen Diskussion sprach James Dunn zu den Abschnitten 6 und 7 des amerikanischen Memorandums.

Die Sitzung war um 15 Uhr 50 zu Ende, und bereits um 16 Uhr begann das dritte Treffen des Führungsausschusses, bei dem es um die Frage der Vorsitzenden der nunmehr gebildeten Unterausschüsse ging. Nach einiger Diskussion wurde beschlossen: Da die Chefdelegierten im Unterausschuß für Sicherheitsfragen und im Unterausschuß der Militärvertreter mitzuarbeiten gedachten, sollte in dem einen wie dem anderen das Prinzip des ständigen Vorsitzenden, zu dem Stettinius gewählt worden war, gelten. Ferner wurde beschlossen, daß im Falle seiner Abwesenheit das Amt des

Vorsitzenden zunächst Gromyko und dann Cadogan abwechselnd übernehmen sollten. Die gleiche Reihenfolge war auch für die Vollsitzungen vereinbart worden.

[316:] Nach abermaligem Meinungsaustausch über den Charakter der Arbeit des Redaktionellen Unterausschusses kamen die Sitzungsteilnehmer überein, daß man dort keine Vorsitzenden brauche. Als Vorsitzender des Unterausschusses für Rechtsfragen wurde einmütig Hackworth (USA) bestätigt. Damit war die Sitzung des Führungsausschusses beendet.

Am Abend gab Stettinius in dem etwas altmodischen, doch überaus vornehmen Hotel „Roosevelt“ für die Konferenzteilnehmer einen Empfang. Außer den Delegationen der Sowjetunion, Großbritanniens und der USA, den Mitarbeitern der sowjetischen und britischen Botschaft waren auch viele Kongreßmitglieder, Vertreter der Streitkräfte der USA und natürlich zahlreiche Presseleute anwesend.

Als sich alle um die langen, schön gedeckten und mit allerlei Delikatessen beladenen Tische versammelt hatten, verkündete Stettinius laut:

„Meine Damen und Herren! Ich habe für Sie eine angenehme Nachricht. Präsident Roosevelt hat sich bereit erklärt, morgen früh alle Teilnehmer der Verhandlungen von Dumbarton Oaks im Weißen Haus zu empfangen! ...“

Im Weißen Haus

In der Nacht ging ein Gewitter nieder, doch der Morgen war heiter und sonnig. Der gepflegte Rasen vor dem Weißen Haus leuchtete in sattem Grün. Unsere Wagen hielten vor der schmiedeeisernen Umfriedung des Präsidentensitzes. Aus dem Wachhäuschen kam uns ein junger Marineoffizier entgegen und forderte uns auf, ihm zu folgen.

Eine breite asphaltierte Allee führte im Bogen zum Hauptportal, wir aber betraten das Gebäude durch eine Seitentür im Erdgeschoß. Von einer kleinen Halle aus, wo sich der Diensthabende aufhielt, führte ein langer Korridor weiter. Als wir eine schmale Tür erreichten, öffnete sie der Offizier, und wir traten in einen großen Saal ohne Fenster mit Bücherschränken an den Wänden.

„Die britische Delegation ist noch nicht eingetroffen“, sagte [317:] er, „und ich bitte Sie, ein wenig in der Bibliothek des Präsidenten zu warten ...“

Die von Stettinius geführte amerikanische Delegation hatte sich bereits eingefunden. Einige Delegierte gingen an den Schränken entlang und betrachteten die Buchrücken. In einer Ecke unter einer Stehlampe, deren mattes Licht auf ein antikes Tischchen mit geschwungenen Beinen fiel, saßen Dunn und Pasvolksy. Der rundliche, stets lächelnde Leo Pasvolksy paffte wie immer sein Pfeifchen, das fast gänzlich in seiner rötlich behaarten Faust verschwand. Pasvolksy sprach vortrefflich russisch und war wohl neben Stettinius der aktivste aller amerikanischen Delegierten. 1893 in Pawlograd (Ukraine) geboren, kam er schon Anfang unseres Jahrhunderts mit seinen Eltern nach Amerika. Er studierte an der New Yorker Columbia-Universität Philosophie, erwarb dort die Doktorwürde, wurde dann Journalist und wohnte der Friedenskonferenz 1919 in Paris als Korrespondent bei. Jetzt war er Sonderassistent des Außenministers und leitete das Komitee für Nachkriegsprogramme im State Department ...

Bald darauf erschien auch die britische Delegation, und der freundliche Marineoffizier bat uns erneut, ihm zu folgen:

„Der Präsident erwartet Sie, meine Herren.“

Wir durchschritten einen Korridor und stiegen über eine schmale Holztreppe in die erste Etage. Die Stufen knarrten unter unseren Schritten, und das erinnerte mich an den alten Herrensitz, in dem gegenwärtig das Moskauer Ostankino-Museum untergebracht ist. Das Weiße Haus machte zwar zu jener Zeit von außen einen imponierenden Eindruck, wirkte aber innen mit seinen knarrenden Dielen und Treppen, seinen Möbeln und der ganzen Einrichtung antiquiert. Unter Truman wurde das Weiße Haus gründlich renoviert. Große Umbauarbeiten nahm man später unter Präsident Kennedy vor, und

zwar auf Anregung von Jacqueline Kennedy, die für ihren extravaganten Geschmack bekannt war. Aber zu der Zeit, über die ich berichte, war im Weißen Haus, wahrscheinlich seit Wilson, vielleicht seit noch früher, kaum etwas verändert worden, und das sah man ihm auch an. Der Bau stammte aus der Zeit nach dem Jahr 1814, in dem die britischen Truppen [318:] das noch unter George Washington errichtete Weiße Haus niedergebrannt hatten.

In der ersten Etage angelangt, warteten wir eine Weile im Sekretariat, während Stettinius in Roosevelts Arbeitszimmer trat. Dann kam er wieder und sagte, der Präsident lasse bitten.

Roosevelt saß hinter einem großen Schreibtisch in einem Sessel, dessen Armlehnen mit grünem Tuch bezogen waren; dieses war verschlissen, offenbar mußte Roosevelt, der schwer gehbehindert war, sich ständig mit seinem ganzen Körpergewicht auf die Armlehnen stützen, vor allem wenn er sich in den Rollstuhl setzte. Ich sah nun Roosevelt das erste Mal seit jenem unfreundlichen Herbsttag in Teheran, im Park der sowjetischen Botschaft, wieder. Er hatte damals, in einen Plaid gehüllt, in einem Jeep gesessen und sich mit müdem Lächeln von Stalin verabschiedet. Jetzt sah er viel frischer und munterer aus.

Roosevelt winkte uns zum Gruß zu und bat uns, näher zu treten. Wir traten einer nach dem anderen an ihn heran und drückten ihm die Hand. Dann bildeten wir ein großes Karree um seinen Tisch. Der Präsident lehnte sich zurück und lächelte. Hinter seinem Sessel waren Fahnen aufgefplant: das Sternenbanner, die Präsidentenstandarte und die Fahnen der drei Waffengattungen.

Nach einem Blick in die Runde äußerte der Präsident den Wunsch, an uns, die Teilnehmer dieser wichtigen Konferenz, einige Grußworte zu richten.

„Gentlemen“, begann er, „diese unsere Begegnung ist inoffiziell. Ich habe meine Rede nicht vorbereitet. Ich bringe nur meine Gefühle zum Ausdruck, wenn ich sage, daß ich den Wunsch gehabt habe, Ihnen die Hand zu drücken. Ich hätte mich gefreut, nach Dumbarton Oaks kommen zu können, um an Ihren Gesprächen teilzunehmen. Solche Konferenzen erinnern mich immer an die alte Redensart eines Gentlemans namens Alfred Smith, ehemals Gouverneur von New York. Er verstand es sehr geschickt, jedes zwischen Kapital und Arbeit entstehende Problem zu lösen, jeden Streitfall, für den die Behörden des Bundesstaates zuständig waren, zu schlichten. Er sagte, wenn man beide Parteien in ein Zimmer führt, sie [319:] an einen großen Tisch setzt, sie auffordert, die Jacken auszuziehen und die Beine auf den Tisch zu legen, und jedem eine gute Zigarre gibt, kann man sicher sein, daß sie sich verständigen. Nun, da ist etwas Wahres dran ...

Sie tragen eine große Verantwortung. Das ist in gewissem Sinne eine Präliminarverantwortung, aber wir lernen aus Erfahrungen, und ich hoffe, daß wir bei der Planung für den künftigen Frieden zu der gleichen guten Zusammenarbeit und Einmütigkeit gelangen, die wir in der Führung des Krieges erzielt haben. Es ist eine höchst bemerkenswerte Tatsache, daß wir diesen Krieg mit solcher Einmütigkeit geführt haben. Hier hing, so glaube ich, vieles von den Persönlichkeiten ab. Im Jahre 1941, als die Atlantikcharta ausgearbeitet wurde, kannte ich zum Beispiel Mister Churchill kaum. Ich war mit ihm während des ersten Weltkrieges ein- oder zweimal ganz inoffiziell zusammengekommen. Aber nach den im Nordatlantik gemeinsam verbrachten drei bis vier Tagen fanden wir großen Gefallen aneinander. Er lernte mich und ich lernte ihn kennen, kurz, wir kamen gut miteinander aus. Später kam Mister Molotow hierher, und wir waren oft beisammen. Dann, ein Jahr später, in Teheran, lernten Marshall Stalin und ich einander kennen. Wir verstanden uns großartig. Wir brachen das Eis, wenn von Eis überhaupt die Rede sein konnte, und seitdem hat es kein Eis mehr gegeben ...

Wir müssen“, fuhr der Präsident fort, „nicht einfach einen Frieden schließen, sondern einen dauerhaften Frieden, einen Frieden, bei dem die großen Länder all’unisono handeln und durch Artwendung von Gewalt Kriege verhüten werden. Wir müssen Freunde sein, uns miteinander beraten – das ist die Quelle für das Kennenlernen. Ich hoffe, daß dies erreicht werden kann, ist doch dieser Geist schon früher gezeigt worden, als wir uns gemeinsam anschickten, im Kriege den Sieg zu erringen. Doch diesen Geist lernten wir erst in den letzten paar Jahren kennen. Das ist etwas Neues – die engen Beziehungen zwischen dem Britischen Empire und den Vereinigten Staaten. Die große Freundschaft

zwischen dem russischen und dem amerikanischen Volk ist ebenfalls etwas Neues. Wir müssen die Freundschaft pflegen, und wir werden, indem wir diesen [320:] Geist in der ganzen Welt verbreiten, eine Zeit des Friedens für unsere Enkelkinder herbeiführen. Was ich tun kann, ist, Ihnen bei der großen Aufgabe, deren Lösung wir übernommen haben, viel Erfolg zu wünschen. Das wird nicht die letzte Aufgabe sein, doch jedenfalls wird sie uns etwas bieten, auf das wir bauen und womit wir das Ziel erreichen können, das die Menschheit seit so vielen Jahrhunderten anstrebt. Es freut mich sehr, Sie hier zu sehen. Viel Glück.“

Viele von uns, so schien mir, waren von dieser improvisierten und vielleicht gerade deswegen so aufrichtig wirkenden Ansprache bewegt. Roosevelt, so glaube ich, wollte uns damit seine Entschlossenheit demonstrieren, die Sache des Sieges über den gemeinsamen Feind zu Ende zu führen und zu erreichen, daß die im Kampf geschmiedete Zusammenarbeit der Großmächte auch in Friedenszeiten andauerte.

Roosevelts Worte zeugten ferner davon, wie sehr ihm die Aufgabe der Gründung einer internationalen Organisation zur Erhaltung des Friedens am Herzen lag, einer Organisation, in deren Rahmen die Großmächte, die während des Krieges die Antihitlerkoalition bildeten, weiter zusammenarbeiten konnten. Zum Unterschied von Churchill, dem die Empire-Interessen immer über alles gingen, strebte Roosevelt offenbar aufrichtig an, daß die in Ausarbeitung begriffenen Grundsätze der UNO die Effektivität der neuen Sicherheitsorganisation gewährleisten, auch wenn die herrschenden Kreise der USA darauf aus waren, sich in dieser Organisation die Schlüsselpositionen zu sichern.

Niemand konnte damals wissen, daß Roosevelt nur noch wenige Monate zu leben beschieden war und daß seinem Tod eine schroffe Wende in der Politik Washingtons folgen sollte. In Amerika sind viele der Ansicht, daß die Nachkriegsbeziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion sich vielleicht anders gestaltet hätten, wenn Roosevelt länger gelebt hätte.

Die Umrisse der neuen internationalen Organisation

Struktur und Ziele

Vom Weißen Haus aus begaben sich alle nach Dumbarton Oaks, wo 10 Uhr 30 die erste Sitzung des Unterausschusses für Sicherheitsfragen begann. Der Unterausschuß hatte die Vorschläge für die Struktur der künftigen Organisation, für ihre Funktionen, Arbeitsorgane, Maßstäbe der Tätigkeit und der Verantwortung eingehend zu prüfen.

An der Sitzung nahmen teil: Gromyko, Sobolew, Zarapkin, Junin und Bereshkow (UdSSR); Stettinius, Bowman, Grew, Pasvolsky, Bohlen und Fletcher (USA); Cadogan, Jebb, Malkin, Webster, Falla, Grove-Booth (Großbritannien). Den Vorsitz führte Stettinius.

Vor allem kamen einige Verfahrensfragen zur Sprache. Stettinius gab bekannt, daß die Konferenz gemäß einer Vereinbarung zwischen den drei Chefdelegierten am kommenden Sonnabend und Sonntag nicht tagen werde. Was den folgenden Sonnabend betreffe, so stehe die Entscheidung darüber noch aus. Stettinius teilte ferner mit, daß alle Treffen zwischen Gromyko, Cadogan und ihm, Stettinius, von nun an als Sitzungen des Führungsausschusses gelten würden.

Der Unterausschuß nahm diese Mitteilungen seines Vorsitzenden zur Kenntnis und ging zur Erörterung von Fragen über, die mit der Schaffung einer allgemeinen Sicherheitsorganisation und ihrer Hauptorgane zusammenhingen.

Pasvolsky sagte, daß er in einem Entwurf aufgeführt habe, was der Unterausschuß erörtern sollte. Er überreichte jedem Anwesenden die folgende Aufstellung:

„A. Charakter der Organisation

1. Maßstäbe der Tätigkeit. 2. Grundziele. 3. Hauptbefugnisse. 4. Beziehungen zwischen den großen und den kleinen Staaten. [322:] 5. Beziehungen zu den Staaten, die nicht Mitglied sind. 6. Gründerstaaten der Organisation. 7. Beziehungen zu den örtlichen und den regionalen Organisationen und Abschluß von Abkommen.

B. Vollversammlung

1. Charakter der Funktionen und Befugnisse. 2. Abstimmungsmodus.

C. Rat

I. Charakter der Funktionen und Befugnisse. 2. Zusammensetzung, Wahlverfahren, Änderung der Zusammensetzung. 3. Abstimmungsmodus.“

Nachdem sich alle mit diesem Dokument vertraut gemacht hatten, sagte Stettinius, es enthalte nur vorläufige Überlegungen und könne durch andere Delegationen beliebig ergänzt werden.

„Jetzt bitte ich Botschafter Gromyko“, sagte der Vorsitzführende, „mit der Darlegung der sowjetischen Vorschläge nach Punkten fortzufahren. Vertreter der anderen Delegationen können gegebenenfalls ihre Überlegungen dazu äußern.“

Nach einigen anderen Problemen wurde schließlich die Frage der Zusammensetzung der Organisation erörtert. Besondere Aufmerksamkeit galt dem Status der den Vereinten Nationen assoziierten Länder, vor allem dem Status Frankreichs. Man formulierte die allgemeine Meinung, daß Länder wie Frankreich die Möglichkeit haben müßten, der Organisation mit den Rechten eines Staates beizutreten. Sie würden faktisch zu Mitgliedern der Organisation, sobald sie formell anerkannte Regierungen hätten. Bekanntlich besaß Frankreich ebenso wie einige andere von den „Achsenmächten“ okkupierte Länder zu jener Zeit keine offiziell gebildete und anerkannte Regierung.

Bei der Erörterung dieser Frage machte Gromyko auf die Erwähnung „anderer friedliebender Staaten“ aufmerksam. Darunter seien, so meinte er, die neutralen Staaten zu verstehen, wobei in jedem

Falle sorgfältig zu prüfen und ein entsprechender Beschluß zu fassen sei. Alle stimmten dieser Interpretation zu.

[323:] Nachdem Gromyko bei der Frage der Hauptorgane der allgemeinen Sicherheitsorganisation Einvernehmen festgestellt und vorgeschlagen hatte, die Frage der genauen Bezeichnung dieser Organe dem Redaktionellen Unterausschuß zuzuleiten, ging er zu den Funktionen und Befugnissen der Vollversammlung über. Es wäre falsch, meinte er, der Versammlung die Möglichkeit der Beratung von Fragen der Abrüstung und der Reduzierung der Rüstungen zu nehmen. Die Vollversammlung sollte diese beraten und Empfehlungen geben. Die Beschlüsse jedoch müßte der Rat fassen. Zu den Befugnissen der Vollversammlung gehöre auch die Prüfung der Aufnahme und des Ausschlusses von Mitgliedern der Organisation – das würde dem demokratischen Verfahren entsprechen. Dabei könne die Vollversammlung Mitglieder sowohl auf Empfehlung des Rates als auch nach eigenem Ermessen zulassen.

Hier unterbrach ihn Pasvolsky. Die amerikanische Seite, sagte er, stimme dem sowjetischen Standpunkt hinsichtlich der Aufnahme neuer Mitglieder zu, die Frage des Ausschlusses sollte jedoch gesondert behandelt werden.

Gromyko fuhr in seinen Ausführungen fort. Rein organisatorische oder „Routine“-fragen sollten mit einfacher Stimmenmehrheit entschieden werden, erklärte er. Alle wichtigen Fragen hingegen seien mit Zweidrittelmehrheit zu entscheiden.

Als die Erörterung die Hauptfunktionen und Befugnisse sowie die Zusammensetzung des Rates der Organisation berührte, fragte der amerikanische Delegierte Bowman, wie sich die sowjetische Seite das Verfahren der Wahl der Ratsmitglieder vorstelle. Gromyko antwortete, daß die ständigen Mitglieder des Rates nicht zu wählen seien, daß aber deren Zahl noch offen sei.

Man vereinbarte, daß Frankreich zu gegebener Zeit einen ständigen Sitz im Rat haben solle. Auf die Frage des amerikanischen Delegierten, ob die Zahl der ständigen Mitglieder in der Zukunft erhöht werden könnte, erklärte Gromyko, eine solche Erhöhung sei – mit Ausnahme Frankreichs – nicht vorgesehen und die Zahl der ständigen Mitglieder müsse bis auf weiteres unverändert bleiben.

Cadogan stimmte diesem Standpunkt zu. Nach kurzer Er-[324:]örterung kam man überein, daß eine solche Veränderung gleichbedeutend wäre mit einer Änderung am Hauptdokument der Organisation.

„Das sowjetische Memorandum“, fuhr Gromyko fort, „sieht vor, daß die Beschlüsse des Rates, einschließlich der Beschlüsse zur Beilegung von Streitfällen, verbindlich sein müssen ...“

„Aber es kann doch auch Streitfälle geben“, erwiderte Cadogan, „die nicht unbedingt zum Krieg führen. Ich weiß nicht recht, ob man festlegen soll, daß die Beschlüsse des Rates auch für derartige Streitfälle verbindlich sind.“

Stettinius äußerte ebenfalls die Meinung, daß sich der Rat in vielen Fällen auf Empfehlungen beschränken könne, in Fällen der Friedensdrohung jedoch müßten die Beschlüsse des Rates verbindlich sein. Gromyko stimmte dem zu. Schließlich wurden zwei Situationen umrissen:

Falls der Frieden bedroht ist, müssen die Empfehlungen des Rates verbindlich sein;

falls kein Friedensbruch droht, brauchen die Empfehlungen des Rates nicht verbindlich zu sein.

Der britische Delegierte begann, den Gedanken zu entwickeln, daß die Forderung nach allgemeiner Verbindlichkeit der Beschlüsse die Gefahr der Schaffung einer „Supermacht“ heraufbeschwöre. Daher sei der Nachdruck auf die Gewährleistung des Friedens und der Sicherheit zu legen, nicht aber auf bindende Beschlüsse. Gromyko wies diese Schlußfolgerung zurück, und man beschloß, auf dieses Problem später zurückzukommen.

Damit wurde die Sitzung geschlossen.

Nach einer Mittagspause begann 14 Uhr 45 eine Sitzung des Führungsausschusses. Stettinius sagte, er habe mit Gromyko soeben die Möglichkeit einer Fahrt der Konferenzteilnehmer nach New York erörtert.

„Botschafter Gromyko“, fuhr Stettinius fort, „zeigte sich an diesem Vorschlag interessiert. Ich will klären, ob für die Mitglieder der sowjetischen und der britischen Gruppe, die New York besuchen möchten, für Freitagabend, nach Schluß der ordentlichen Sitzung, Flugscheine beschafft werden können. Der Rückflug könnte am Sonntagabend erfolgen. Eine [325:] gewisse Unterbrechung unserer Arbeit ist ohnehin unvermeidlich, da das Sekretariat Zeit braucht, um die Rückstände aufzuarbeiten. Außerdem haben wir uns doch schon früher darüber verständigt, daß es am kommenden Wochenende keine Sitzungen geben wird ...“

So wurde es denn auch beschlossen.

Zwischenfall mit der Presse

In dieser Sitzung des Führungsausschusses schnitt der USA-Vertreter Michael McDermott im Zusammenhang mit einem Artikel James Restons in der „New York Times“ die Frage des Verhaltens der Presse an. Er teilte mit, daß die zweite Ausgabe der „New York Times“ einen noch ausführlicheren Artikel über die Konferenz enthalte als den am Morgen von den Delegierten in der ersten Ausgabe gelesenen. Aus ihm gehe hervor, daß Reston in die von den drei Gruppen unterbreiteten Memoranden Einblick genommen habe. Daher wollten die anderen Journalisten wissen, wie Reston an die Materialien herangekommen sei. Sie erkundigten sich ferner, ob mit der Veröffentlichung der Memoranden im Wortlaut zu rechnen sei.

„Ich habe die Korrespondenten informiert“, fuhr McDermott fort, „daß eine solche Absicht nicht bestehe. Schon vor der Ankunft der britischen und der sowjetischen Delegation hatte Reston versprochen, seine Informationsquellen nicht zu benutzen, da er annahm, während der Konferenz alle Informationen über die Verhandlungen erhalten zu können. Wie man sieht, hat er aber anders gehandelt.“

McDermott führte ferner aus, daß die Korrespondenten mit Stettinius oder mit allen drei Vertretern sprechen und erfahren möchten, weshalb sie nicht in vollem Umfang informiert würden.

„Kann ich“, fragte McDermott abschließend, „den Korrespondenten erklären, daß sie nach Abschluß der Verhandlungen ein ausführliches Kommuniqué erhalten werden und daß jeder vereinbarte Plan im vollen Wortlaut veröffentlicht wird, so-[326:]bald er den anderen Vereinten Nationen unterbreitet worden ist?“

Stettinius bemerkte, daß sich eine peinliche Lage ergeben habe. Die Pressevertreter hätten erklärt, die Briten seien bereit, sie über den Verlauf der Verhandlungen zu informieren, und wollten wissen, weshalb die amerikanische Gruppe so „unnachgiebig“ sei.

„Ich meine, daß Einmütigkeit aller drei Gruppen wichtig ist“, sagte Stettinius.

Der sowjetische Vertreter pflichtete ihm bei. Als Cadogan sah, wie peinlich die Situation war, gab er prompt Stettinius recht. Mehr noch, er sagte, daß er es für nützlich erachte, sobald wie möglich eine Pressekonferenz abzuhalten, speziell um zu erklären, daß seine Delegation fest entschlossen sei, denselben Standpunkt wie die anderen Delegationen zu vertreten. Stettinius sagte, man müsse sich genau überlegen, was auf einer solchen Pressekonferenz zu erklären sei. Gromyko war damit vorbehaltlos einverstanden.

Nachdem noch einige Meinungen ausgetauscht worden waren, schlug Stettinius die Abfassung einer Erklärung für die Presse vor und betonte, daß es wünschenswert wäre, den Text von Präsident Roosevelt sowie von Lord Halifax, dem bevollmächtigten Botschafter Großbritanniens, visieren zu lassen.

McDermott machte dann auf einen weiteren Umstand aufmerksam:

„Nach dem Artikel in der ‚New York Times‘ ist die Presse der Ansicht, daß Reston über den Inhalt der drei Memoranden informiert ist. Folglich müssen wir uns auf allerlei Spekulationen um die Abweichungen in den Dokumenten gefaßt machen. Indessen enthält Restons Artikel eine ganze Reihe von Ungenauigkeiten und ist seiner Interpretation wegen überhaupt irreführend. All das muß man berücksichtigen.“

Dunn empfahl, in der Erklärung für die Presse festzustellen, daß jede Veröffentlichung eines beliebigen Berichtes nicht authentisch sei.

Gromyko war damit einverstanden und fügte hinzu, die Erklärung für die Presse müsse unter allen Umständen von den drei Chefdelegierten gemeinsam abgegeben werden.

[327:] Stettinius wiederholte seinen Wunsch, den Entwurf der Erklärung möglichst bald zu erhalten, da er ihn Präsident Roosevelt zeigen möchte; dazu habe er heute abend Gelegenheit. Er schlug ferner vor, daß Dunn und Pasvolsky Abschriften des Wortlauts Außenminister Cordell Hull vorlegten.

„Ich glaube“, sagte Stettinius abschließend, „daß man, je nach dem Ausgang des Gesprächs mit Roosevelt die Pressevertreter zu einer Begegnung mit den drei Chefdelegierten, sagen wir für den 24. August 10 Uhr 15, nach Dumbarton Oaks einladen könnte.“

Da es keine Einwände gab, erklärte der Vorsitzende die Sitzung für geschlossen.

Am nächsten Tag zur festgesetzten Stunde stellten sich die Delegierten der Presse. Der den Korrespondenten im Namen der drei Chefdelegierten übergebene Text lautete:

„Es ist unser Wunsch, allen verständlich zu machen, daß wir hier in Dumbarton Oaks zu inoffiziellen Verhandlungen und zum Meinungsaustausch über den allgemeinen Charakter einer internationalen Sicherheitsorganisation zusammengekommen sind; die Ergebnisse dieser Verhandlungen sollen von unseren jeweiligen Regierungen gutgeheißen werden. Wir hoffen; nach einem erschöpfenden und freimütigen Meinungsaustausch zu vereinbarten Empfehlungen zu kommen, die wir unseren jeweiligen Regierungen unterbreiten werden. Über unseren Pressedienst werden wir von Zeit zu Zeit gemeinsame Kommuniqués herausgeben, sofern sie nicht einen reibungslosen und raschen Fortschritt bei der Vereinbarung von Empfehlungen über eine internationale Sicherheitsorganisation behindern.“

Der Zwischenfall mit der Presse hatte seine Hintergründe. Hier wirkte sich zweifellos die Wühltätigkeit jener Elemente in den USA wie auch in Großbritannien aus, die bestrebt waren, die Arbeit der Konferenz zu erschweren und überhaupt eine erfolgreiche Zusammenarbeit der Partnermächte der Antihitlerkoalition nach dem Krieg zu hintertreiben.

Während der Konferenz erschienen in der britischen und der amerikanischen Presse immer wieder allerlei Gerüchte, die beim Spießer Argwohn gegenüber den Vorgängen in der [328:] abgelegenen Villa im Washingtoner Stadtteil Georgetown erregen sollten. Einige Tintenkulis behaupteten zum Beispiel, in Dumbarton Oaks seien „scharfe Gegensätze“ zutage getreten, die zu einem Zerwürfnis zwischen den Verbündeten führen würden. Die einen behaupteten, die neue Sicherheitsorganisation werde ebenso lendenlahm wie der Völkerbund sein, das ganze Vorhaben sei unreal. Andere hingegen suchten die Leute damit zu schrecken, daß die Großmächte nun mit Hilfe einer Weltorganisation allen Ländern und Völkern der Erde ihren Willen aufzwingen würden. Es gab auch Andeutungen, daß die Westmächte vor irgendwelchen „unheilvollen“ Forderungen der Sowjetunion kapituliert hätten. In diesem Zusammenhang erschien eines Tages in Dumbarton Oaks der Führer des faschistenfreundlichen America First Committee, Gerald Smith. Er verlangte von Stettinius, zu den Sitzungen der Konferenz zugelassen zu werden. Er wurde natürlich abgewiesen, aber sein Ansinnen war höchst symptomatisch.

Die Kampagne mit dem Ziel, allein schon den Gedanken an eine friedliche Nachkriegsordnung zu diskreditieren, wurde weiter betrieben. Am 29. August mußte die Konferenz von Dumbarton Oaks deshalb einen neuen Gegenangriff unternehmen. Mit Zustimmung der beiden anderen Chefdelegierten berief Stettinius eine Pressekonferenz ein, auf der er die nächste Dreierklärung verlas:

„Nach der ersten Verhandlungswoche freuen sich die drei Chefdelegierten, mitteilen zu können, daß sie übereingekommen sind über die Notwendigkeit zu empfehlen, daß die vorgeschlagene internationale Organisation zur Aufrechterhaltung des Friedens und der Sicherheit folgendes vorsehen soll:

1. die Schaffung einer Versammlung, bestehend aus den Vertretern aller friedliebenden Länder, auf der Grundlage des Prinzips der souveränen Gleichheit;

2. die Schaffung eines Rates aus einer geringen Anzahl von Mitgliedern, dem neben den Vertretern der Hauptstaaten periodisch zu wählende Vertreter anderer Staaten angehören sollen;
3. wirksame Methoden zur friedlichen Beilegung von Konflikten, darunter die Schaffung eines internationalen Gerichts-[329:]hofes zur Regelung der auf dem Rechtswege zu lösenden Fragen sowie die Anwendung anderer Methoden, die zur Aufrechterhaltung von Frieden und Sicherheit erforderlich sind.

Die Delegationen setzen die Erörterung der Struktur und der Rechtszuständigkeit der verschiedenen Organe sowie der Methoden ihrer Tätigkeit fort. Diese Fragen erfordern eine eingehende Prüfung, und zur Zeit sind mehrere Vorschläge eingebracht worden, die geprüft werden.“

In der Erklärung wurde betont, daß die von den USA, Großbritannien und der Sowjetunion eingebrachten verschiedenen Vorschläge keineswegs bedeuteten, daß zwischen ihnen Meinungsverschiedenheiten oder Gegensätze bestünden, sie gingen nur unterschiedlich an das gemeinsame Ziel heran.

„Sobald unsere Arbeit das Stadium erreicht hat“, so hieß es weiterhin in der Erklärung, „in dem unsere eingehend geprüften Empfehlungen formuliert und unsere Schlußfolgerungen vorgelegt sind, werden unsere Regierungen entscheiden, wann diese Empfehlungen veröffentlicht werden sollen.“

Dann verlas Stettinius seine eigene Erklärung, in der er die Kritik einiger Kongreßmitglieder und Pressevertreter zurückwies, die damit unzufrieden waren, daß die Konferenz von Dumbarton Oaks sehr geheimgehalten wurde. In dieser Erklärung hieß es:

„Es besteht eine falsche Auffassung von den Ursachen der Zurückhaltung in allem, was unsere gemeinsamen Verhandlungen in Dumbarton Oaks über eine internationale Organisation angeht, die den Krieg verhüten und den Frieden gewährleisten soll. Die jetzigen Vorverhandlungen tragen Ermittlungscharakter und bezwecken eine allgemeine Verständigung. Die Regierungen, deren Vertreter diese Verhandlungen führen, würden in eine schwierige Lage geraten, wenn tagtäglich fragmentarische Mitteilungen über Meinungen und Ansichten übermittelt würden und wenn diese Meinungen und Ansichten als Ausdruck einer unveränderlichen Position aufgefaßt oder wenn sie als bindend betrachtet würden. Ich bin davon überzeugt, daß jeder, der sich mit dieser Frage eingehend auseinandersetzt, das begreifen muß.

[330:] Wir haben beschlossen“, sagte Stettinius weiter, „daß die drei Chefdelegierten gemeinsame Erklärungen über die Verhandlungen veröffentlichen werden und daß diese Erklärungen zwangsläufig allgemein gehalten sein werden.“

Auf die Frage, inwieweit sich das Programm von Dumbarton Oaks von dem des Völkerbunds unterscheide, sagte Stettinius, er könne sich dazu einstweilen nicht äußern. Auf die Frage eines Korrespondenten, ob mit der Bezeichnung „Hauptstaaten“ aus der gemeinsamen Erklärung die Signatarmächte der Moskauer Deklaration gemeint seien, antwortete Stettinius, daß diese Frage zur Zeit erörtert werde.

Der Korrespondent einer britischen Zeitung fragte, ob unter „friedliebendes Land“ ein Staat zu verstehen sei, der einen Streitfall – statt ihn mit Gewalt zu lösen – durch einen Schiedsspruch regeln lasse. Stettinius antwortete, er sei gegenwärtig außerstande, eine genaue Definition zu geben. Doch jedes beliebige auf der Konferenz erzielte Übereinkommen werde möglicherweise eine solche Definition enthalten. Als der Korrespondent die Frage wiederholte, erklärte Stettinius, die Bereitschaft, sich einem Schiedsspruch zu fügen, werde eines der Leitprinzipien für die Einreihung eines Landes unter die friedliebenden Staaten sein. Auf die Frage nach der Verantwortung der Hauptländer erklärte Stettinius, daß die militärischen Vertreter und andere Verhandlungsteilnehmer dieses Problem immer noch erörterten.

Am gleichen Tag fand im Weißen Haus die turnusmäßige Pressekonferenz des Präsidenten Roosevelt statt. Die Korrespondenten richteten auch hier das Hauptfeuer auf die Arbeit der Konferenz. Roosevelt erklärte, die vorgeschlagene Organisation unterscheide sich vom Völkerbund und werde weitaus aktiver sein. Die Versammlung der neuen Organisation werde Fragen aus dem Leben, Fragen der

Ernährung und Finanzen erörtern. Der Rat dieser neuen Organisation werde sein Augenmerk vor allem auf die Verhütung des Krieges konzentrieren und zum sofortigen Handeln ermächtigt sein, sobald durch Bombardierungen oder durch eine Invasion eine außerordentliche Lage entstände. Das sei der Unterschied zwischen der neuen Organisation und dem Völkerbund, der über keine [331:] Mittel zur Verhütung einer Aggression verfüge, bemerkte Roosevelt.

„Ich habe mich mit der heute früh von Unterstaatssekretär Stettinius veröffentlichten Erklärung der Leiter der Konferenz in Dumbarton Oaks vertraut gemacht“, sagte der Präsident, „und habe dem nichts mehr hinzuzufügen. Diese gemeinsame Erklärung der Vertreter der Konferenz in Dumbarton Oaks legt in schriftlicher Form die allgemeinen Prinzipien dar, damit sie alle Länder erörtern können. Die Konferenz wird keine bindenden, starren Beschlüsse fassen. Die Delegierten der Konferenz werden allen Vereinten Nationen Empfehlungen geben können.“

Am 5. September gab Stettinius erneut eine Erklärung für die Presse ab. Er sagte, daß die Konferenz von Dumbarton Oaks erfolgreich verlaufe, und fügte hinzu:

„Keiner der bei den jetzigen inoffiziellen Verhandlungen erzielten Beschlüsse wird für eine der Regierungen bindend sein, solange diese Beschlüsse nicht auf einer Konferenz der Vereinten Nationen zu dieser Frage angenommen sein werden. Für die USA werden die in Dumbarton Oaks wie auch auf anderen Konferenzen gefaßten Beschlüsse nicht bindend sein, ehe sie der Kongreß nicht gebilligt hat.“

Am 14. September gab Stettinius auf einer Pressekonferenz die folgende Erklärung ab:

„Die Teilnehmer der Konferenz von Dumbarton Oaks haben große Erfolge zu verzeichnen. Die Abfassung des Entwurfs der Vorschläge steht vor dem Abschluß. Die Arbeit an diesem Entwurf wird noch einige Tage dauern.“

Auf die Frage eines Korrespondenten, ob eine Übereinkunft über den Plan einer internationalen Sicherheitsorganisation erzielt werden würde, sagte Stettinius:

„Ich bin von einem erfolgreichen Ausgang der Verhandlungen über eine internationale Sicherheitsorganisation fest überzeugt.“

Die Arbeit der Konferenz von Dumbarton Oaks sei so weit gediehen, daß die Delegierten die erzielten Resultate den drei Regierungen vortragen könnten.

Auf Fragen der Korrespondenten, ob sich die Konferenz [332:] wegen Meinungsverschiedenheiten vertagen werde, sagte Stettinius, das Wort „Meinungsverschiedenheiten“ sei hier fehl am Platz. Es handle sich um die Koordinierung verschiedener Standpunkte der drei Regierungen in einigen Problemen.

Mitte September berichtete die Presse darüber, daß die Konferenz von Dumbarton Oaks möglicherweise auseinanderginge, ohne in allen Hauptproblemen einer internationalen Sicherheitsorganisation eine Einigung erzielt zu haben. Am 19. September wies Außenminister Cordell Hull diese Mutmaßungen zurück. Er erklärte:

„Die Tatsache, daß die Verhandlungen über eine Sicherheitsorganisation so weit fortgeschritten sind, bedeutet nicht, daß sie sich die ganze Zeit so schnell entwickeln werden. Natürlich müssen sich auch Fragen ergeben, deren Lösung mehr Zeit in Anspruch nehmen kann. Die USA sind aber durchaus bereit sich Zeit zu nehmen, um alle auftauchenden Fragen eingehend und allseitig zu prüfen.“

Im Laufe der Konferenz, die 40 Tage dauerte, waren wiederholt allerlei böswillige Gerüchte, die in der Monopolpresse erschienen, zu widerlegen.

Viele stellten damals Vermutungen an: Woher hatte James Reston die Information über den Inhalt der Memoranden der drei Mächte? Erst ein Vierteljahrhundert später lüftete Reston sein Geheimnis: Die Quelle dieser Information war die Tschiang-Kai-shek-Botschaft in Washington. Obgleich die chinesische Seite am ersten Stadium der Verhandlungen in Dumbarton Oaks nicht beteiligt war, wurde ihr die gesamte mit den Verhandlungen zusammenhängende Dokumentation zugestellt.

Die militärischen Aspekte

An der ersten Sitzung des Unterausschusses der Militärvertreter, die am 23. August 16 Uhr 45 eröffnet wurde, nahmen neben den Mitgliedern des Unterausschusses auch die Chefdelegierten teil. Den Vorsitz führte Stettinius. Der Unterausschuß tagte im ersten Stockwerk, in einem der Räume der [333:] amerikanischen Delegation. Die Generale und Admirale rings um den Tisch boten ein prächtiges Bild: goldbestickte Schulterstücke, Achselschnüre, bunte Ordensspangen, goldene Sterne an den Kragen, gestickte Erkennungszeichen der Waffengattungen an den Ärmeln – kurzum eine glänzende Militärrunde. Allerdings waren sowohl die amerikanischen als auch die britischen Militärs in ihrer Mehrheit ältere, ergraute Männer mit müden Gesichtern. Unsere Militärexperten – General Slawin und Admiral Rodionow – trugen zwar eine bescheidenere Uniform, waren aber viel jünger und wirkten energischer.

Der Unterausschuß begann seine Arbeit mit der Erörterung der vorläufigen Vorschläge der amerikanischen, der sowjetischen und der britischen Delegation. Dann legte die amerikanische Delegation eine Liste von Themen zum Problem der Sicherheit vor. Darin waren aufgeführt:

1. Feststellung der Friedensbedrohung und des Friedensbruchs.
2. Beschlüsse über zu ergreifende Maßnahmen und Verpflichtungen der Mitgliedstaaten zur Erfüllung dieser Beschlüsse.
3. Zwangsmaßnahmen: a) Maßnahmen einschließlich des Einsatzes von Streitkräften; b) Maßnahmen zur Erweisung und Inanspruchnahme von Diensten, einschließlich der Stützpunkte und des freien Durchzugs (Transit); c) Maßnahmen zur Erweisung zusätzlicher Hilfe, zum Beispiel von Hilfe für einen Staat, der bei einer Zwangsmaßnahme übermäßige Lasten auf sich nimmt.
4. Schaffung eines Militärorgans, das dem Rat Empfehlungen geben würde.
5. Zeitweilige Maßnahmen zur Bereitstellung von Streitkräften und Stützpunkten bis zum Abschluß eines ständigen Abkommens.
6. Schaffung eines Systems zur Regulierung der Rüstungen und der Streitkräfte.
7. Funktionen der allgemeinen Sicherheitsorganisationen in Fragen der Abrüstung und der Kontrolle über die Feindstaaten.

[334:] Beschlossen wurde, im weiteren von der angeführten Liste auszugehen.

Nach kurzer Diskussion waren sich die Sitzungsteilnehmer im Prinzip darüber einig, daß die Feststellung der Friedensbedrohung dem Rat überlassen werden sollte.

Die Standpunkte der drei Delegationen deckten sich auch hinsichtlich der Maßnahmen, die im Falle einer Friedensbedrohung zu ergreifen wären. Bei den Maßnahmen, die den Einsatz von Streitkräften nicht einschlossen, dachte man beispielsweise an den Abbruch der Beziehungen zum Aggressorstaat. Was aber die Maßnahmen einschließlich des Einsatzes von Streitkräften betraf, so gab es gegen den vorgeschlagenen Text insgesamt keinerlei Einwände.

Erörtert wurde die Frage der Truppenkontingente, die jeder Staat stellen sollte. Man äußerte die Meinung, daß es in einigen Fällen nicht möglich sein würde, sich allein auf die festgesetzte Quote zu beschränken, vielmehr müßten alle dem Staat zur Verfügung stehenden Streitkräfte eingesetzt werden.

Dann gingen die Beratungsteilnehmer zur Frage des Militärorgans über, das dem Rat Empfehlungen geben sollte. Es wurde vorläufig als Generalstabsausschuß bezeichnet. Der Delegierte der USA sagte, daß die Vertreter der Mitgliedstaaten in diesem Ausschuß sich den obersten Militärorganen des jeweiligen Staates unterordnen müßten. Gromyko schlug vor, die Frage der Zusammensetzung des Generalstabsausschusses in einem späteren Stadium zu erörtern.

Bei der Behandlung des Problems der Regulierung der Rüstungen und der Streitkräfte erklärten sich alle im Prinzip mit dem amerikanischen Entwurf einverstanden.

Gegen Ende der Sitzung warf Gromyko die Frage eines internationalen Fliegerkorps auf. Der Vorteil dieses Korps wäre, so sagte er, die Möglichkeit seines schnellen Einsatzes in Krisenzeiten.

Es wurde beschlossen, zur Erörterung technischer Aspekte eine militärische Sonderkommission zu bilden. Damit endete die Sitzung des Unterausschusses.

Die militärische Sonderkommission trat am nächsten Tag, am 24. August, abends, zusammen. Den Vorsitz führte Admi-[335:]ral Wilson (USA): Erörtert wurden die Vorschläge hinsichtlich der dem Rat zur Gewährleistung des Friedens und der Sicherheit bereitzustellenden Streitkräfte.

Als erster ergriff General Slawin das Wort. Die internationale Organisation müsse, so sagte er, notwendigenfalls die Möglichkeit haben, eine Aggression mit Hilfe von Streitkräften zu verhüten und zu unterbinden, und solche Kräfte müßten dem Rat zur Verfügung stehen.

„Von besonderer Bedeutung“, betonte er, „können hierbei die Luftstreitkräfte sein, weil der Aggressor gewöhnlich überraschend angreift. Man muß eine Kraft besitzen, die den Aggressor zur Einstellung seiner Handlungen zwingen kann, noch bevor die Landstreitkräfte herangeeilt sind ...“

Der britische und der amerikanische Vertreter wollten wissen, ob die vorgeschlagenen Luftverbände aus gemischten Kräften oder aus einzelnen, zu einem internationalen Fliegerkorps zusammengefaßten nationalen Einheiten bestehen sollten. Gedenke die sowjetische Seite, sich beim Einsatz derartiger Verbände nur auf die Luftwaffe zu beschränken?

Der sowjetische Vertreter antwortete, daß diese Fragen noch zu erörtern seien. Im gegebenen Fall, so erläuterte General Slawin, habe er mobile, zu effektiven Aktionen bereite Luftstreitkräfte im Auge, und es sei nicht geplant, in diese Verbände Land- und Marineeinheiten einzubeziehen. Das Kontingentsystem sei mit Verzögerungen verbunden, weil die Zustimmung der jeweiligen Regierungen erforderlich werde, die Existenz internationaler Luftstreitkräfte hingegen könnte eine größere Mobilität gewährleisten.

Der britische General Macready erklärte, das in den britischen und amerikanischen Vorschlägen vorgesehene Kontingentsystem genüge allen Forderungen des sowjetischen Vorschlags hinsichtlich der Schnelligkeit, der Leichtigkeit der Kontrolle und der Effektivität. Das Kontingentsystem sei auch noch deswegen bequemer als ein ständiges internationales Korps, weil dieses Komplikationen administrativen Charakters, Probleme der Versorgung, des Transports usw. verursachen werde. Beständen aber derartige ständige Kräfte nicht und wären die nationalen Kontingente in ständiger Bereitschaft, so könnten sie jederzeit ohne weiteres dem Kommando des Rates unterstellt werden, sobald sich das als erforderlich erweise.

Der amerikanische General Strong gab ebenfalls dem Kontingentsystem den Vorzug, wobei er im wesentlichen die gleichen Argumente vorbrachte wie sein britischer Kollege.

Nach kurzer Diskussion meinte Sobolew, man sollte, da die Argumente für und gegen ein internationales Luftkorps vollständig dargelegt seien, diese Überlegungen den Delegationen zur weiteren Prüfung unterbreiten.

Niemand widersprach, und darauf wurde die Sitzung geschlossen.

Zwei Richtungen

Gleich nach der Sitzung des Unterausschusses der Militärvertreter eilten General Slawin und Admiral Rodionow mit ihren britischen und amerikanischen Kollegen zu einem Empfang, der vom Verteidigungsministerium der USA für die Militärexperten gegeben wurde. Arkadi Alexandrowitsch Sobolew und ich verließen die Villa als letzte, stiegen die Stufen der Freitreppe hinunter und begaben uns zu dem Wagen, der am Tor für uns vorgefahren war. Plötzlich fragte mich Sobolew:

„Wie wäre es denn mit einem Spaziergang?“

Ich war dazu gern bereit. Obgleich es bis zum Hotel ein ordentliches Stück Weg war, glaubten wir, in einer Stunde da zu sein, und entließen den Fahrer. Über einen kiesbestreuten Weg erreichten wir

einen Seitenausgang und gingen eine schmale, winklige Straße hinunter, die an der efeumrankten Mauer von Dumbarton Oaks entlangführte. Dann, in der M-Straße angelangt, marschierten wir in Richtung Pennsylvania Avenue. Es dunkelte bereits.

Einige Zeit gingen wir schweigend nebeneinander her. Dann sagte mein Weggefährte:

„Ich denke immer wieder an unsere Diskussionen. Haben Sie durchschaut, in was man uns hineinziehen möchte?“

„Mehr oder weniger“, antwortete ich vorsichtig. „Ich meine, [337:] daß sie uns letzten Endes eine Organisation aufzwingen möchten, die vor allem ihnen selbst recht wäre ...“

„Genau das“, fuhr Arkadi Alexandrowitsch fort. „Das, was sie bislang nicht erreichen konnten, werden sie über die Weltorganisation zu erreichen versuchen, die sie in der Tasche zu haben glauben ...“

Der sonst verschlossene Sobolew schien diesmal zu einem offenen Gespräch geneigt zu sein.

„Es müßten sich doch alle davon überzeugt haben“, sagte er, „daß man mit unserem Land die Sprache des Diktats nicht sprechen kann. Das hat die frühere Geschichte Rußlands wie auch die Intervention gezeigt, vor allem aber der gegenwärtige Krieg. Ebenso unmöglich ist es, uns einen fremden Willen aufzuzwingen. Daher ist es wichtig, daß die künftige Weltorganisation auf der Basis allgemeinen Einvernehmens aller Großmächte arbeitet. Jetzt zeichnen sich, nach meiner Vorstellung, recht deutlich zwei Richtungen ab: Entweder wir werden uns nicht verständigen können, und dann tritt wieder das Schlimmste ein, oder die westlichen Politiker begreifen, daß sie mit uns in Frieden leben müssen. Die erste Richtung wird die Menschheit unweigerlich in eine noch größere Katastrophe als der zweite Weltkrieg führen, denn die Massenvernichtungswaffen werden sich rasch vervollkommen ...“

Für diese Schlußfolgerung gab es alle Gründe. Hatten doch die Waffen im Verlaufe des Krieges eine furchtbare Vernichtungskraft erlangt. Es war klar, daß es dabei nicht bleiben würde, obgleich wir damals nicht wußten, daß schon ein Jahr später amerikanische Atombomben auf Japan fallen werden und die Atomära anbrechen wird, die die ganze Situation von Grund auf verändern sollte.

„Sie kennen sicherlich“, fuhr Arkadi Alexandrowitsch fort, „die Äußerungen von Marx und Engels, die Vernichtungsmittel würden sich letztlich als so stark erweisen, daß sich der Krieg selbst für jene, die ihn vorbereiteten und provozierten, nicht lohne. Natürlich bedeutet das alles, daß wir die Macht unseres Staates unermüdlich festigen müssen. Aber gleichzeitig wäre es gut, die Schaffung einer wirksamen internationalen Sicherheitsorganisation zu erkämpfen, die dem Aggressor eine [338:] wirkliche Abfuhr erteilen könnte. übrigens hängt zweifellos gerade damit das beharrliche Sträuben unserer Partner gegen eine exakte Definition des Begriffs ‚Aggressor‘ zusammen. Haben Sie bemerkt, wie geschockt Cadogan war? So manchem paßt das nicht. Wichtig ist hier auch der Abstimmungsmodus im Rat. Wenn beide Faktoren – unsere Macht und eine wirksame Sicherheitsorganisation – im Sinne der Erhaltung eines dauerhaften Friedens zusammenwirken werden, dann wird die Menschheit in der Tat die zweite Richtung einschlagen können – den Weg der Zusammenarbeit und des Friedens. Diese Situation würde unseren erfolgreichen Vormarsch fördern, und das würde sich auch auf die Lage in den anderen Ländern auswirken.“

An dieser Stelle erinnerte ich an die Worte Theodore Dreisers, der die Meinung vertrat, daß die amerikanischen Werktätigen ihre gegenwärtigen Lebensbedingungen in vieler Hinsicht der Existenz des Sowjetstaates zu verdanken hätten.

„So ist es auch“, stimmte Sobolew zu. „Und ebendas meine ich. Ende der dreißiger Jahre hatten wir gerade die ersten Früchte unserer Anstrengungen geerntet. Nach dem Sieg wird man gewaltige Energien für die Wiederherstellung des Zerstörten aufbringen müssen. Unser Volk wird damit fertig werden und zeigen, welche Möglichkeiten der Sozialismus in sich birgt ...“

Ich hatte den sonst zurückhaltenden Arkadi Alexandrowitsch nie zuvor in so gehobener Stimmung erlebt. Er fing meinen Blick auf und sagte:

„Haben Sie etwa den Eindruck, daß ich mich zu sehr habe hinreißen lassen?“

„Aber nein, ich bitte Sie!“

„Vielleicht habe ich mich in der Tat hinreißen lassen“, fuhr Sobolew in gewohntem Ton fort. „Aber meine feste Überzeugung ist: Der Weg der Verschärfung des Konflikts verheißt nichts Gutes. Man muß sich für die zweite Richtung entscheiden, die zur Festigung der internationalen Sicherheit führt. Und ich hoffe, daß unsere Verhandlungspartner das einsehen werden ...“

[339:] Wir merkten gar, nicht, daß wir am Hotel angelangt waren. An der Ecke befand sich das kleine Café „White tower“, das Tag und Nacht geöffnet hatte. Wir gingen hinein und bestiegen zwei hohe Hocker an der Theke. Ein alter Mann in gestärktem weißem Kittel – er bediente zu dieser späten Stunde als einziger im ganzen Lokal – servierte uns das traditionelle Nachtmenü des Amerikaners: kalte Milch und Apfelkuchen.

Die Wirtschafts- und Sozialprobleme

Die nächste Sitzung des Führungsausschusses fand am 25. August statt. Der den Vorsitz führende Stettinius sagte, daß die Konferenz an diesem Wochenende die Arbeit unterbrechen werde, weil die sowjetische und die britische Delegation über Sonnabend und Sonntag nach New York fahren würden.

„Ich hoffe, daß wir die Zeit dort angenehm verbringen werden“, fügte er lächelnd hinzu. „Jetzt möchte unser Pressesekretär einige Worte sagen ...“

McDermott fragte, ob er die Pressevertreter über die Fahrt informieren dürfe? Stettinius blickte die beiden anderen Chefdelegierten an, die sich auf wortloses Nicken beschränkten, und antwortete, dagegen gebe es keine Einwände.

„Sie können sich nicht über die Geheimhaltung beklagen, sie werden von uns noch eine weitere wichtige Mitteilung erhalten“, sagte er lachend.

„Die Presse bittet“, fuhr McDermott fort, „die Vertreter der drei Gruppen im Führungsausschuß in zwangloser Atmosphäre fotografieren zu dürfen. Darf ich sie hereinbitten?“

Mit der Zustimmung dazu ging McDermott hinaus, und schon im nächsten Augenblick stürmte eine ganze Schar von Fotoreportern herein. Fünf Minuten lang machten sie Aufnahmen aus verschiedenen Blickwinkeln. Schließlich schaute Stettinius auf die Uhr, zog die Augenbrauen zusammen und forderte alle Fremden auf, den Saal zu verlassen. Als sich die Reporter entfernt hatten, eröffnete er die Sitzung.

Dieses Mal erörterte der Führungsausschuß die Aufgaben der allgemeinen Sicherheitsorganisation im ökonomischen und [340:] sozialen Bereich. Diese Frage war von Pasvolsky, Sobolew und Jebb vorbereitet worden.

Cadogan wies auf die Unterschiede zwischen dem britisch-amerikanischen und dem sowjetischen Standpunkt hin.

„Die Sowjetunion“, fuhr der britische Delegierte fort, „schlägt vor, diese Fragen von den Sicherheitsproblemen zu trennen. Die sowjetische Seite dürfte dabei die Erfahrungen des Völkerbundes im Auge haben, denn dieser war mit Fragen überladen, die mit dem Sicherheitsproblem nichts zu tun hatten. Aber das ist es ja eben, daß die ökonomischen und sozialen Probleme zuweilen heftige Meinungsverschiedenheiten auslösen, die ihrerseits zur Bedrohung des Friedens und der Sicherheit führen können. Daher ist hier irgendeine Verbindung notwendig. Vielleicht könnte diese über den Generaldirektor der Organisation hergestellt werden.“

Gromyko sagte, nach Ansicht der sowjetischen Delegation sollte eine besondere ökonomische Organisation geschaffen werden.

„In der Tat“, so fuhr er fort, „befaßte sich der Völkerbund mehr mit ökonomischen und karitativen Problemen als mit Fragen der Sicherheit. Wir haben errechnet, daß etwa 87 Prozent aller im Völkerbund erörterten Fragen mit den Problemen der Sicherheit nichts zu tun gehabt haben. Die Weltöffentlichkeit nahm an, daß sich der Völkerbund mit der Untersuchung wichtiger, mit Frieden und Sicherheit

zusammenhängender Fragen befasse, in Wirklichkeit aber vergeudete er seine Zeit mit zweitrangigen Fragen. Daher ist die Sowjetunion der Ansicht, daß die wichtigste und im Grunde die einzige Aufgabe der neuen internationalen Organisation die Aufrechterhaltung des Friedens und der Sicherheit sein muß. Gewiß kann irgendeine Form der Verbindung zwischen der allgemeinen Sicherheitsorganisation und den anderen Organen, und sei es zur gegenseitigen Information, gefunden werden.“

Stettinius, der dem sowjetischen Delegierten aufmerksam zugehört hatte, meinte:

„Ich bin stark beeindruckt davon, welchen Nachdruck Botschafter Gromyko auf die Hauptaufgabe der geplanten Orga-[341:]nisation legt. Ich glaube nicht, daß unsere Ansichten allzuweit auseinandergehen. Sind wir doch alle der Ansicht, daß der Rat die Aufrechterhaltung des Friedens als Hauptaufgabe hat, doch nach Meinung der Amerikaner muß es eine einheitliche allgemeine Organisation geben. Die Vereinigten Staaten halten es für wünschenswert, alle Bereiche der internationalen Beziehungen sozusagen unter ein Dach zu bringen. Vielleicht können wir uns darüber einigen, daß die Versammlung von Zeit zu Zeit Hilfsorgane schafft, die sie zur Aufrechterhaltung des Friedens und der Sicherheit für notwendig erachtet? Wir bestehen nicht auf einem detaillierten Plan. Aber vielleicht sollte man den Vorschlag prüfen, einen Wirtschafts- und Sozialrat mit 24 Mitgliedern zu schaffen?“

Pasvolsky sprach sich sofort für die Schaffung eines Wirtschafts- und Sozialrates aus. Er verwies auch darauf, daß beim Völkerbund der Rat und die Versammlung die gleiche Verantwortung hatten. Nun aber, sagte Pasvolsky, werde vorgeschlagen, dem Rat die Hauptverantwortung für die Aufrechterhaltung des Friedens zu übertragen.

Stettinius erinnerte daran, daß Roosevelt im vergangenen Herbst in Teheran Churchill und Stalin vorgeschlagen hatte, die Frage der Schaffung eines allumfassenden Leitungsausschusses zur Koordinierung der Wirtschaftspolitik nach dem Krieg zu prüfen.

„Das muß ein Organ mit viel Autorität und Prestige sein“, warf Pasvolsky ein. „Es ist doch klar, daß sich ökonomische Fragen und Probleme der Sicherheit miteinander verflechten.“

Die Aufrechterhaltung des Friedens möge die wichtigste Funktion der zu schaffenden Organisation sein, sagte Cadogan. Die neue Organisation müsse aber auch eine konstruktive Rolle spielen. Ebenhier erschlossen sich auf ökonomischem Gebiet große Möglichkeiten. Das werde die Organisation für andere anziehender machen.

Gromyko bemerkte, daß es schwer sein werde, die Tätigkeit der Versammlung auf ökonomischem Gebiet von der Tätigkeit des geplanten Wirtschafts- und Sozialrates zu trennen. Doch wenn das verschiedene Organe mit großen Befugnissen wären, könnte eine Koordinierung zwischen ihnen gesichert [342:] werden. Schon heute gebe es rund hundert verschiedene Organisationen, die sich mit ökonomischen Fragen und mit Wohltätigkeit befaßten.

Pasvolsky erwiderte, daß von den bestehenden Organisationen nur zwanzig wirklich wichtig seien. Seinen Gedanken weiterführend, sagte Gromyko, daß die Koordinierung zwischen den bestehenden Organisationen keine leichte Aufgabe sein werde; damit müsse sich ein besonderes Organ befassen.

Im Verlauf der weiteren Diskussion ergab sich die Frage, inwieweit im Grunddokument die Möglichkeit, vor der Organisation Fragen ökonomischen Charakters aufzuwerfen, ihren Ausdruck finden sollte. Gromyko bemerkte, daß nicht einmal die idealsten Lösungen auf ökonomischem Gebiet an und für sich Aggressionen abwenden könnten. Dem stimmten alle zu, doch Pasvolsky begann zu erläutern, daß die amerikanische Regierung die Frage der ökonomischen Entwicklung mit dem Problem der Sicherheit verknüpfe. Was aber die Hinweise auf den Völkerbund beträfe, so habe ja gerade das Problem darin bestanden, daß dieser keine direkten Befugnisse zur Gewährleistung der Sicherheit besaß.

Jebb wollte von Gromyko wissen, ob die sowjetische Position darin bestehe, daß die Versammlung sich mit ökonomischen Fragen, die in keinem Zusammenhang mit dem Sicherheitsproblem ständen, nicht befassen sollte.

Stettinius bat Gromyko, das ganze Problem noch einmal zu prüfen, weil die amerikanische und die englische Delegation ihm große Bedeutung beimessen würden. Er brachte ferner den Wunsch, daß

Gromyko seine Regierung über den Standpunkt der USA und Englands informiere, wie auch die Hoffnung zum Ausdruck, daß die Frage in positivem Sinne entschieden werde. Der sowjetische Delegierte versprach, seine Regierung zu informieren, fügte aber hinzu, daß die sowjetische Delegation an dem von ihr geäußerten Standpunkt festhalte.

Dann wurde die Frage der Zusammensetzung und der Funktionen des geplanten Wirtschafts- und Sozialrates erörtert. Vereinbart wurde, daß der Rat keine Exekutivfunktionen haben dürfe, sondern lediglich Empfehlungen zum Zwecke der [343:] Koordinierung geben solle. Die Mitglieder des Rates seien von der Versammlung zu wählen. Hier solle es keine ständigen Mitglieder geben.

Sobolew bemerkte, daß es riskant sei, zu großes Gewicht auf die ökonomischen Probleme zu legen, denn nach einer gewissen Zeit könnte es heißen, die Organisation habe viel versprochen, aber nichts gehalten. Was aber den Bereich der Sicherheit betreffe, so müsse hier Sorge dafür getragen werden, daß die Organisation ihren Aufgaben gerecht werde.

Schließlich wurde beschlossen, die Erörterung der Fragen der regionalen Organisationen sowie der Zusammensetzung des Wirtschafts- und Sozialrates auf eine der folgenden Sitzungen zu vertagen.

Alsdann wurde das Problem des Ausschlusses und des Ausscheidens aus der Organisation erörtert. Gromyko schlug vor, einen Punkt über den Ausschluß aus der Organisation vorzusehen, und erklärte den Vorschlag damit, daß es sonderbar wäre, wenn die Organisation Maßnahmen gegen eines ihrer Mitglieder beschließen würde. Vor einer solchen Aktion sollte der betreffende Staat aus der Organisation ausgeschlossen werden.

Cadogan stimmte dem zu, sagte aber, daß die Engländer einen zeitweiligen Ausschluß vorgeschlagen hätten. Dieses System erleichtere die Rückkehr eines Staates in die Organisation, wenn die Regierung, die den Aggressionsakt verübt habe, abgelöst sei. Cadogan schlug vor, diesen Grundsatz in die Charta aufzunehmen. Beschlossen wurde, diese Frage dem Redaktionellen Unterausschuß zu überweisen.

In diesem Augenblick kam ein Sekretär in den Saal und flüsterte Stettinius etwas zu. Der bat um Entschuldigung und sagte, daß er in einer dringenden Angelegenheit abberufen werde. Entsprechend der Vereinbarung übernahm Gromyko den Vorsitz.

Der Ausschuß ging zu der Frage über, wie die Beschlüsse des Rates zu fassen seien mit einfacher oder mit Zweidrittelmehrheit. Pasvolsky sagte: Falls andere Staaten das unterstützten, sei die amerikanische Gruppe damit einverstanden, daß die Beschlüsse in allen Fragen mit Zweidrittelmehrheit [344:] einschließlich der gleichlautenden Stimmen der ständigen Ratsmitglieder gefaßt würden. Bei Verfahrensfragen aber könne man sich mit der einfachen Mehrheit begnügen. Cadogan unterstützte diesen Vorschlag.

Gromyko erklärte, er werde die Sowjetregierung vom Standpunkt Großbritanniens und der Vereinigten Staaten in dieser Frage in Kenntnis setzen.

Hinsichtlich der Zusammensetzung des Generalstabsausschusses schlug Gromyko vor, diese später, eventuell nach Beendigung der Konferenz, zu erörtern. Er äußerte die Meinung, daß es wichtig sei, sich im Prinzip über die Schaffung der Institution der Militärberater beim Rat zu einigen.

Danach wurde eine Pause für das Frühstück eingelegt, das wie üblich auf der Wiese vor dem Haus angerichtet worden war. Inzwischen war auch Stettinius zurückgekehrt. Er holte sich von der großen Tafel einige Sandwiches und eine Tasse Kaffee und setzte sich neben Gromyko, der an einem kleinen Tisch Platz genommen hatte. Der sowjetische Delegierte fragte Stettinius, wann die amerikanische Gruppe bereit sei, ihre Vorstellungen zur territorialen Treuhänderschaft vorzulegen. Pasvolsky, der daneben stand, und sein Pfeifchen schmauchte, antwortete, die Amerikaner seien noch nicht bereit, diese Überlegungen im Laufe der heutigen Verhandlungen vorzulegen.

„Dann wollen wir in der Beratung nach der Pause den Status des Internationalen Gerichtshofes erörtern“, meinte Gromyko.

Die Sitzung wurde fortgesetzt. Nach kurzer Diskussion erzielte man eine prinzipielle Vereinbarung über die Schaffung eines Internationalen Gerichtshofes, der ein Bestandteil der allgemeinen Sicherheitsorganisation sein sollte. Man beschloß, dieses prinzipielle Übereinkommen in die den Regierungen vorzulegenden Empfehlungen aufzunehmen. Die Ausarbeitung eines Entwurfs für den Status des Internationalen Gerichtshofes wurde zurückgestellt.

Die Sitzung war beendet. Beim Auseinandergehen sagte Stettinius, er erwarte die Teilnehmer des Ausflugs nach New York abends auf dem Flugplatz.

Begegnungen in Manhattan

Bei Rockefeller zu Gast

Die Sonne stand noch am Himmel, als wir von Washington abflogen. Die Flughöhe war gering, und so konnten wir sehen, daß sich von Baltimore an bis nach New York ein durchgehendes Industriegebiet erstreckte. Nach einer reichlichen Stunde landete die Maschine auf dem Flughafen La Guardia. Wir wurden im Hotel „Waldorf Astoria“ untergebracht, das als das beste von New York galt. Stettinius, der die sowjetische und die britische Delegation als offizieller Regierungsvertreter begleitete, hatte unseren Aufenthalt in New York sehr aufwendig gestaltet. Bei Fahrten innerhalb der Stadt wurden unsere Wagen von einer Eskorte motorisierter Polizisten begleitet. Mit gellendem Sirenengeheul schreckten sie die Passanten und brachten den gesamten Verkehr zum Stehen. Unsere Wagenkolonne aber raste, ohne auf das Ampellicht zu achten, durch die Straßen Manhattans.

Kaum hatten wir unsere Zimmer bezogen, als wir auch schon eine Einladung zu einem Essen erhielten, das Stettinius zu Ehren der Delegationen im riesigen Saal des Hotelrestaurants gab. Irgendwo in der Tiefe des Saales spielte ein Orchester und eine Sängerin sang temperamentvoll populäre Schlager.

Doch damit war das Programm des ersten Tages noch nicht absolviert. Kurz nach 22 Uhr lud Stettinius alle Teilnehmer unserer Exkursion zum Besuch eines Nachtclubs ein. Dort wurde ein abwechslungsreiches, zuweilen recht frivoles Programm geboten. Unser Gastgeber schien hier Stammgast zu sein. Jedenfalls war er dem Portier ebenso bekannt wie dem Geschäftsführer und den Kellnern. Wir blieben bis weit nach Mitternacht.

Der Vormittag des nächsten Tages war mit der Besichtigung [346:] der Stadt ausgefüllt: Empire State Building, Wall Street, Börse, Museen.

Am Abend begaben wir uns in den Rockefeller Center, einen riesigen Wolkenkratzerkomplex, wo wir Gäste Nelson Rockefellers waren. Er bekleidete den Posten eines Koordinators für interamerikanische Angelegenheiten.

Der Abend begann in der Music Hall mit einer Bühnenschau vor einem Film. Das Orchester spielte die Slawischen Tänze von Antonín Dvořák und einige Werke von Felix Mendelssohn-Bartholdy. Dann trat ein Geiger auf, der auch mit den schwierigsten Passagen Paganinis glänzend fertig wurde. Und schließlich hüpfen drei Dutzend Girls in Netztrikots rhythmisch über die Bühne.

Danach begann der Film, doch wir verließen sogleich den Saal: Wir mußten zu einer Cocktailparty Nelson Rockefellers. Wir fuhren mit dem Lift hoch und betraten einen großen Raum mit riesigen Fenstern, von wo man einen guten Ausblick auf das lichtübersäte nächtliche New York hatte. Hier waren bereits viele Gäste versammelt. Doch der Gastgeber war noch nicht da, und wir wurden von seinem Vertreter empfangen – einem kleinen Mann mit schütterem Haar in einem Frack nach neuester Mode und steifem weißem Hemd. Er führte die Gäste an die Bar.

Fast alle Herren waren in Frack oder Smoking, die Damen in tief ausgeschnittenen Abendkleidern erschienen. Wir hatten dunkle Anzüge an. Die Atmosphäre war recht ungezwungen, nur die livrierten Kellner bewahrten ihre feierlich-unerschütterliche Haltung. Sie bewegten sich unauffällig zwischen den Gästen.

Von Zeit zu Zeit trat der Manager an die Gäste heran und erkundigte sich nach eventuellen Wünschen. Plötzlich verschwand er für kurze Zeit, eilte – wieder zurückgekehrt – auf den Maître d'hôtel zu und gab ihm irgendeine Anweisung. Dieser trat an die Tür, klatschte in die Hände und rief aus:

„Meine Damen und Herren! Ich habe die Ehre, Ihnen Mister Nelson Rockefeller vorzustellen.“

Den Saal betrat leichten Schrittes ein kräftiger junger Mann mit rötlichem Haarschopf und scharfen Gesichtszügen, die ir-[347:]gendwie an einen nordamerikanischen Indianer erinnerten. Er verneigte sich lächelnd. Dann ging er auf die Chefdelegierten zu, begrüßte sie mit einem Händedruck, wechselte mit ihnen einige Sätze. Nach einiger Zeit trat er zur Seite und unterhielt sich mit Stettinius über irgend etwas.

Rockefeller war recht salopp gekleidet: Der dunkelbraune Anzug war leger, die Hose hatte lange kein Bügeleisen gesehen. Dazu trug er ein blaues Hemd und einen weißen steifen Kragen. Doch das genierte ihn nicht im geringsten. Er benahm sich ganz ungezwungen, obwohl viele der anwesenden Amerikaner ihm in jeder Weise ihre Achtung bezeugten.

Als ich an Stettinius und Rockefeller, die noch immer beieinander standen, vorüberging, rief mich Stettinius heran und stellte mich Rockefeller vor. Dieser erkundigte sich sofort nach meinen Eindrücken von Amerika. Dann begann er, von New York zu erzählen, davon, wie der Rockefeller Center errichtet wurde. An diesem Bau hatte Nelson Rockefeller unmittelbar mitgewirkt, und nun erinnerte er sich mit sichtlichem Vergnügen jener Zeiten. Er schlug vor, auf das Dach des Wolkenkratzers zu steigen, um die Riesenstadt von oben zu betrachten.

„Das war der erste ernste Auftrag, den ich vom Vater erhalten habe“, sagte Rockefeller, als wir uns zum Lift begaben. „In Angriff genommen wurde der Bau des siebzigstöckigen Wolkenkratzers Anfang der dreißiger Jahre, als ich vierundzwanzig Jahre alt war. Ich hatte zwar bereits eine gewisse Praxis im Bauwesen, aber hier gab es spezifische Schwierigkeiten: Der Wolkenkratzer wurde im Stadtzentrum, an einer verkehrsreichen Stelle gebaut. Unsere Familie hatte dieses Baugelände in Manhattan erworben, doch über seine Grenzen durften wir nicht hinaus. Alle Fahrbahnen rings um den Bauplatz und sogar die Gehsteige mußten für den Verkehr frei bleiben. Die erforderlichen Baustoffe und Metallkonstruktionen mußten nachts herangeschafft werden. Dennoch war der Bau termingemäß fertig ...“

Wir verließen den Lift und gingen einen langen Korridor entlang. Rockefeller öffnete eine Eisentür und stieg eine steile Eisentreppe zum flachen Dach des Wolkenkratzers hoch. Ich [348:] folgte ihm und blieb an der Umrandung des Daches stehen. Es bot sich von hier aus in der Tat ein phantastisches Bild. Unten lag die Riesenstadt. Die Luft war ziemlich klar, und man konnte in den Häuserschluchten die sich rasch bewegenden gelben und roten Lichter der Kraftwagen sehen. Links glänzte im Mondschein die Spitze des schlanken Chrysler-Gebäudes, und vor uns ragte das Empire State Building in den dunkelblauen Himmel. Zwischen den Silberbändern des Hudson und des East River verlief der in buntem Licht strahlende Broadway, an dessen Ende sich die Silhouetten der alten Wolkenkratzer abzeichneten. Sie hoben sich von dem im Mondlicht silbrig schimmernden Atlantischen Ozean ab.

Nach kurzem Aufenthalt auf dem Dach begaben wir uns in den Bankettsaal zurück. Als wir im Lift hinunterfuhren, entschloß ich mich, Rockefeller die Frage zu stellen, die ich schon lange auf der Zunge hatte: weshalb er, ein so reicher Mann, so salopp gekleidet war.

„Wissen Sie“, antwortete Rockefeller, „wer noch keine Million hat, muß natürlich sorgfältig auf sein Äußeres achten. Aber wenn Sie über die Million hinaus sind, dürfen Sie sich eine gewisse Extravaganz leisten ...“

Als wir in den Saal zurückkehrten, trat der Manager sofort an Rockefeller heran und fragte ihn, ob es nicht an der Zeit wäre, die Besichtigung des Wolkenkratzers fortzusetzen; dieser nickte zustimmend, und der Manager gab bekannt, daß die Gäste nun zur Besichtigung der technischen Anlagen des Radio City eingeladen seien. Zunächst zeigte man uns die Räume, wo sich die Tonmeister und das Filmvorführgerät befanden. Nach der Besichtigung des Bühnenhauses begaben wir uns zum Rundfunksender, der nichts Bemerkenswertes an sich hatte. Um so mehr interessierte uns aber das Versuchsstudio für Fernsehen in einem Nebenraum. Das Fernsehen war zu jener Zeit ein Novum, und wir betrachteten neugierig die komplizierte, damals noch sehr plumpe Einrichtung. Dann blieben einige von unserer Gruppe vor der Fernsehkamera stehen, die anderen traten vor den Monitor. Das Bild war scharf, und wir sahen Rockefeller und Stettinius einen Händedruck wechseln und sich gegenseitig auf die Schulter klopfen.

[349:]

Die Jacht von Stettinius

Für den zweiten Tag unseres Aufenthalts in New York war eine Fahrt auf dem Hudson mit einem Abstecher in den Atlantik geplant. Das Wetter verschlechterte sich, der Himmel bezog sich, es wehte ein durchdringender Wind, aber da wir schon am Abend wieder nach Washington zurückflogen, fand

die Fahrt dennoch statt. Wir verließen nach dem Frühstück das Hotel und waren wenige Minuten später im New Yorker Hafen. Stettinius zeigte auch hier besondere Gastfreundschaft, indem er uns zu einer Fahrt an Bord seiner eigenen Jacht einlud – eines recht großen, blendend weißen Schiffs, das luxuriös und mit Geschmack eingerichtet war. Eine derartige Jacht konnte sich natürlich nur ein sehr reicher Mann leisten. Und das war Edward Stettinius auch, ein Millionär, der in den Gesellschaften United States Steel, General Motors, General Electric und anderen Direktorenposten bekleidete. Vom Jahre 1940 an übte er verschiedene staatliche Funktionen aus und war Mitglied des Nationalen Verteidigungsrates. Zu Beginn des Krieges war er für Fragen des Leih- und Pachtgesetzes verantwortlich und seit September 1943 stellvertretender Außenminister der Vereinigten Staaten ...

Als die Jacht abgelegt hatte, bat Stettinius die Gäste in den Salon, wo Cocktails angeboten wurden. Dann stiegen alle wieder an Deck, um sich die Stadt anzuschauen. An uns zogen langsam die riesigen Kais vorüber, an denen Schiffe für die Fahrt nach Europa beladen wurden. Riesenkräne versenkten vorsichtig Panzer, Geschütze, LKWs und Container mit Lebensmitteln in die Laderäume. Dann sahen wir ein großes Passagierschiff, dessen Bordwände zur Tarnung blau-grün bemalt waren. Soldaten in Marschaurüstung, mit Stahlhelmen und Karabinern stiegen die Gangway hoch. Die Einschiffung näherte sich wohl dem Ende, alle Decks waren voller Militärangehöriger. Unten am Kai winkten die Angehörigen mit Händen und Tüchern, schrien irgend etwas; die Soldaten an Bord beugten sich weit über die Reling vor bei dem vergeblichen Versuch, aus dem Kreischen der Kräne und dem Dröhnen der Motoren die Abschiedsworte herauszuhören. Die Sol-[350:]daten, die am Bug standen, nahmen die Helme ab und winkten damit unserer Jacht zu. In Gedanken wünschten wir diesen Männern, die sich an die Fronten des Krieges begaben, wohlbehalten über den Ozean zu kommen, den hitlerfaschistische Unterseeboote immer noch unsicher machten. Wir wünschten diesen Soldaten und Offizieren der verbündeten Armee Erfolge im Kampf, den Sieg und eine glückliche Heimkehr.

New York blieb immer weiter zurück. Der Wellengang wurde stärker, die Jacht schlingerte ordentlich. Wir hatten das offene Meer erreicht. Es dauerte nicht lange, und schon war die flache Küste Manhattans hinter dem Horizont verschwunden. Man sah nur noch die Wolkenkratzer, die unmittelbar aus dem Wasser emporzusteigen schienen. Das war ein beeindruckendes Bild – als gäbe es weder die schrecklichen Slums der Negerviertel dieser Stadt noch die häßlichen metallischen Spinnweben der Hochbahn, weder die dunklen Rohre der Untergrundbahn noch den Krach und Lärm, der Straßen.

Die Jacht ging nach einem weiten Bogen auf Gegenkurs. Ich verließ das Deck. Im Salon saßen Stettinius, Sobolew und Dunn in tiefen Ledersesseln an einem Tischehen und tranken Whisky-Soda. Stettinius lud mich mit einer Handbewegung ein, ebenfalls Platz zu nehmen. Sofort erkundigte sich ein Steward nach meinen Wünschen und brachte mir einen Gin-Tonic. Stettinius setzte den unterbrochenen Bericht über seine Tätigkeit als Bevollmächtigter für das Leih- und Pachtgesetz fort. Er sagte zu Sobolew, daß diese Erfahrung in gewissem Maße für die ökonomische Zusammenarbeit zwischen den beiden Ländern nach dem Krieg genutzt werden könnte.

„Ich meine“, fuhr Stettinius fort, „daß wir nach dem Krieg unsere Beziehungen ganz neu, auf gegenseitigem Vertrauen aufbauen müssen. Die Erfahrungen des Krieges haben gezeigt, daß wir unter den sehr komplizierten Bedingungen eines weltweiten Konflikts zusammenarbeiten können. Nach dem gemeinsamen Sieg über den Feind können wir erst recht Freunde sein. Meiner Überzeugung nach wäre es ein tragischer Fehler, wenn die Vereinigten Staaten nach dem Krieg eine [351:] andere Politik als die der uneingeschränkten Zusammenarbeit mit der Sowjetunion betreiben würden ...“

Ich glaube, daß Stettinius ganz aufrichtig war, als er diese Worte sprach. Er setzte sich auch in den folgenden Jahren, als er nach dem Rücktritt des schwerkranken Cordell Hull Außenminister der USA wurde, und später – als Vertreter der Vereinigten Staaten im Sicherheitsrat der Vereinten Nationen – für die amerikanisch-sowjetische Zusammenarbeit ein. Im August 1946 veröffentlichte er in der amerikanischen Zeitschrift „Reader’s Digest“ einen Artikel, in dem er zur Entwicklung der Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion im Interesse des Weltfriedens aufrief. Stettinius starb im Jahre 1949 an einem Herzleiden ...

Am nächsten Morgen setzte die Konferenz in Dumbarton Oaks ihre Arbeit fort.

Die Zusammensetzung des Rates

Am Montag, dem 28. August, eröffnete Stettinius um 11 Uhr eine Sitzung des Führungsausschusses. Auf der Tagesordnung standen Fragen der Zusammensetzung des Rates der allgemeinen Sicherheitsorganisation und des Abstimmungsverfahrens in diesem Organ. Im Verlaufe des Meinungsaustauschs schlug Gromyko die Behandlung folgender Punkte vor: „Frankreichs Stellung in der Organisation“ und „Mitgliedschaft in der Organisation“. Damit waren alle einverstanden, und die Tagesordnung wurde entsprechend ergänzt.

Gromyko fragte, ob die amerikanische Gruppe die Vorschläge für die Zahl der ständigen und der nichtständigen Mitglieder formuliert habe.

Stettinius antwortete, der ursprüngliche amerikanische Vorschlag habe vier ständige und sieben nichtständige, das heißt insgesamt elf Ratsmitglieder vorgesehen. Später habe die amerikanische Gruppe die Einbeziehung Frankreichs als fünftes ständiges Mitglied in Betracht gezogen. Er fügte hinzu, die Vereinigten Staaten würden möglicherweise einen weiteren ständigen Sitz vorschlagen, wobei sie an eines der lateinamerikanischen Länder dächten.

[352:] Gromyko wollte wissen, von welchem lateinamerikanischen Land konkret die Rede sein könnte. Pasvolsky antwortete, es könnte Brasilien sein.

Die sowjetische Gruppe, sagte Gromyko, nachdem diese Frage kurz diskutiert worden war, halte es für wesentlich, die Zahl der ständigen Mitglieder des Rates auf vier und später – wenn Frankreich einbezogen sein werde – auf fünf zu beschränken.

Dann wurde das Verfahren der Wahl der nichtständigen Mitglieder des Rates erörtert. Die Amerikaner kamen erneut auf die Zahl der Sitze zurück und schlugen für den Rat sechs ständige und sechs nichtständige beziehungsweise sechs ständige und fünf nichtständige Sitze vor. Pasvolsky plädierte für eine gerade Zahl der nichtständigen Mitglieder, denn falls diese für einen Zeitraum von zwei Jahren gewählt werden sollten, wäre es wünschenswert, jedes Jahr die Hälfte der Mitglieder zu erneuern.

Cadogan stimmte dem zu, wollte aber wissen, ob die Amerikaner daran dächten, von Anfang an sechs Plätze für ständige Ratsmitglieder zu reservieren. Das wäre, so fügte er hinzu, eine wesentliche Änderung der amerikanischen Position im Vergleich zu früher. Er brachte die Hoffnung zum Ausdruck, daß man ohne den ständigen sechsten Sitz im Rat auskommen würde, und fügte hinzu, man brauche nur über die Einbeziehung Frankreichs als fünftes ständiges Ratsmitglied hinauszugehen und schon hätte man den Kopf in ein Wespennest gesteckt.

„Wenn vorgeschlagen wird“, fuhr Cadogan fort, „einen Mechanismus vorzusehen, damit die Zahl der ständigen Ratsmitglieder in der Zukunft erhöht werden kann, läßt sich dieser Vorschlag prüfen. Doch wenn wir das Prinzip, daß es nur fünf ständige Mitglieder geben wird, aufgeben, geraten wir unter starken Druck, und es werden zweifellos Forderungen nach noch mehr ständigen Sitzen eingehen ...“

Vereinbart wurde, daß es in der gegenwärtigen Etappe wünschenswert wäre, fünf Sitze für die ständigen Mitglieder, einschließlich Frankreichs, und sechs für nichtständige Mitglieder vorzusehen. Man kam ferner überein, für Frankreich auch dann [353:] einen ständigen Platz zu reservieren, wenn es zum Zeitpunkt der Schaffung der internationalen Sicherheitsorganisation noch keine von allen anerkannte Regierung haben sollte.

Dann wurde der Status der nichtständigen Mitglieder beraten.

Die Teilnehmer kamen überein, den sowjetischen Vorschlag, daß die nichtständigen Mitglieder für einen Zeitraum von zwei Jahren in den Rat gewählt werden sollten, anzunehmen. Cadogan stimmte allerdings unter Vorbehalt zu, denn er hatte den Auftrag, auf einem Zeitraum von drei Jahren zu bestehen. Er war jedoch nicht dagegen, daß der Redaktionelle Unterausschuß zunächst von einer Zweijahresfrist ausging.

Danach erörterte man das Verfahren des Ausschlusses aus der Organisation. Gromyko erinnerte daran, daß die sowjetische Gruppe dafür sei, in der Charta einen Punkt über den Ausschluß vorzusehen.

„Wir prüfen die Frage“, fuhr Gromyko fort, „ob man in die Charta nicht auch einen Punkt über die Suspendierung von der Teilnahme an der Arbeit der Organisation aufnehmen müßte.“

Der Redaktionelle Unterausschuß wurde beauftragt, einen Punkt über Ausschluß und Suspendierung zu formulieren und dem Führungsausschuß vorzulegen.

Stettinius kam erneut auf die Frage der Teilnahme einer an einem Streitfall beteiligten Partei an der Abstimmung zurück. Nach Ansicht der amerikanischen Gruppe dürfe die „schuldige“ Partei, wer sie auch sein möge, nicht in eigener Sache abstimmen. Die britische Delegation schloß sich ihm an.

Gromyko erinnerte daran, daß die sowjetische Seite einen anderen Standpunkt vertrete: Für die Großmächte müsse, sofern sie an einem Streitfall als Partei beteiligt seien, ein besonderes Verfahren ausgearbeitet werden. Seine Gruppe habe die Frage, wie dieses Verfahren zu gestalten sei, nicht geprüft, weil sie angenommen habe, daß die amerikanische Gruppe einen entsprechenden Vorschlag einbringen würde.

In dieser Sitzung des Führungsausschusses wurde auch die Zusammensetzung des Generalstabsausschusses besprochen. Nach einiger Diskussion beschloß man, dieses Problem zur [354:] weiteren Erörterung an den Unterausschuß der Militärvertreter zu überweisen.

Alsdann kam es zu einem Meinungsaustausch über die Verantwortung der vier Mächte für die Aufrechterhaltung des Friedens in der Übergangsperiode. Gromyko sagte, daß die sowjetische Delegation zu einer Erörterung dieses Themas im weiteren bereit sei und die Ansicht vertrete, daß man einen entsprechenden Hinweis in die zu vereinbarenden Empfehlungen dieser Konferenz aufnehmen sollte. Er fügte hinzu, daß er sich in diesem Punkt mit seiner Regierung konsultieren werde.

Cadogan verlas den von der britischen Delegation vorgeschlagenen Text:

„Vorgesehen wird, daß die vier Mächte in der Übergangsperiode die Verantwortung für die Aufrechterhaltung des Friedens und der Sicherheit übernehmen, aber anerkannt, daß sie später möglicherweise den Wunsch haben werden, einen Teil dieser Verantwortung der Sicherheitsorganisation zu übertragen.“

Sobolew machte darauf aufmerksam, daß im britischen Dokument vorgeschlagen werde, zur Regelung in der Übergangsperiode außer den vier Mächten auch noch andere Länder hinzuzuziehen. Was bedeute das? Cadogan antwortete, das entspreche den Beschlüssen der Europäischen Konsultativkommission, wonach in die Besatzungstruppen auch militärische Verbände anderer verbündeter Länder einbezogen werden könnten. Doch im allgemeinen müßten die vier Mächte und in Europa die drei Mächte die Verantwortung für die Entwaffnung der feindlichen Staaten und andere analoge Maßnahmen tragen.

Im Verlaufe der weiteren Erörterung wurde erneut auf die Moskauer Deklaration verwiesen, derzufolge nicht nur die vier Signatarmächte dieser Deklaration gemeinsam vorgehen, sondern notwendigerfalls auch andere Länder heranziehen wollten. Alle stimmten darin überein, daß zwischen den vier Mächten Maßnahmen zur Aufrechterhaltung des Friedens in der Übergangsperiode vereinbart werden sollten.

Danach wurde die Frage der Gründerstaaten der Organi-[355:]sation erörtert. Dieses Problem überwies man nach einiger Diskussion an den Redaktionellen Unterausschuß.

Stettinius äußerte die Meinung, daß es an der Zeit sei, wieder eine Vollsitzung der Konferenz durchzuführen. Dem stimmten alle zu. Stettinius sagte, er werde in Kürze einen Termin für die Vollsitzung vorschlagen, und schloß die Sitzung des Führungsausschusses.

Eine Negerrevue

Der Abend war frei, und so beschlossen Dolbin und ich, ein Negerviertel zu besuchen. Schon damals machten die Neger fast die Hälfte der Bevölkerung der Hauptstadt der Vereinigten Staaten aus. Am Tage begegnete man ihnen oft in den Straßen des Zentrums, doch gegen Abend verschwanden sie fast gänzlich. In den „weißen“ Vierteln Washingtons lebten die Neger nur als Dienstboten. Wer aber

in Institutionen, Läden, Hotels angestellt war, kehrte nach Arbeitsschluß nach Hause, in das „schwarze“ Getto zurück.

Ein großes Negerviertel befand sich im nordöstlichen Teil der Stadt. Dorthin begaben wir uns. Wir fuhren mit einem Taxi bis zur Maryland Avenue, stiegen in der Nähe des Kongreßgebäudes aus, bogen in eine Nebenstraße ein und glaubten, in einer anderen Welt zu sein. Hier gab es weder die schmucken weißen Einfamilienhäuser noch die gepflegten Rasenflächen; statt dessen Reihen vier- und fünfgeschossiger Mietskasernen mit durchgerostetem Geländer an den Vortreppen. An den Häuserfassaden befanden sich verbogene eiserne Feuerleitern, die der ganzen Straße ein noch häßlicheres und düsteres Aussehen verliehen. Die schmutzigen Fahrbahnen und Gehsteige wiesen Löcher über Löcher auf. Überall lagen Zeitungsfetzen, Lumpen, leere Konservendosen. Hier und da spielten inmitten dieses Mülls kraushaarige Kinder. Alles zeugte davon, daß die hiesigen Einwohner für die Stadtverwaltung Menschen zweiter Klasse waren.

Wir streiften lange durch dieses triste Viertel und stießen überall auf das gleiche Bild der Verwahrlosung, des Verfalls; es fehlten selbst die elementaren Voraussetzungen für ein men-[356:]schenwürdiges Leben. Weiße waren hier überhaupt nicht zu sehen; und auch sonst waren Passanten selten. Ab und zu fuhr ein Auto vorüber, eine Staubwolke aufwirbelnd; und dann war die Straße wieder wie ausgestorben. Schließlich bogen wir in eine Straße ein, die heller erleuchtet zu sein schien, und gingen auf in der Ferne flimmernde bunte Lichter zu. Es war wohl eine Art Zentrum dieses Bezirks: Läden und Verkaufsbuden, mehrere Kinos, ein Café. Am Eingang zu einem Restaurant hing ein Plakat, das zum Besuch einer Negerrevue einlud.

Als wir eintraten, waren bereits recht viele Besucher im Saal, doch einige Tischchen nahe der Bühne blieben frei. Der Empfangschef, ein hochgewachsener, eleganter Neger in cremefarbenem Smoking, bot uns ein Tischchen für zwei Personen unmittelbar an der Bühne an. Ich bemerkte, daß in der gleichen Reihe zwei andere Weiße saßen. Wie ich mich später überzeugte, waren für weiße Gäste besondere Tische reserviert. Die Band spielte abwechselnd flotte Dixielandmelodien und Spirituals, die religiösen Lieder der Neger. Wir bestellten Gin-Tonic und schauten uns um.

Es war eine recht bunte Gesellschaft beisammen: Menschen verschiedenen Alters, Gruppen von Männern, Pärchen, aber auch ganze Familien an großen Tischen. An der Kleidung war schwer zu erkennen, was das für Menschen waren. Alle in weißen Hemden, gut gebügelten Anzügen, die Frauen in Abendkleidern, mit Schmuck. Übrigens gab es gewiß vermögende Leute darunter. Zum Beispiel die Familie am ovalen Tisch: anscheinend ein Elternpaar mit der Tochter und dem Schwiegersohn, einem zappligen, hageren Jüngling. Der Papa, ein massiger Mann, strahlte Wohlhabenheit aus. Die Mutter und die Tochter waren mit Schmuck behangen.

Mir war schon damals aufgefallen, daß bei weitem nicht alle Schwarzen Arme und Pechvögel waren. Es gab unter ihnen auch recht reiche Menschen, die in Luxuswagen herumfuhren, auf großem Fuß lebten. Aber auch ihnen gelang es in der Regel nicht, dem Getto zu entinnen. Wohnungen in Häusern mit weißen Mietern wurden an Neger nicht vermietet, und ebenso wurde ihnen der Hauskauf oder der Hausbau in „wei-[357:]ßen“ Vierteln unter irgendeinem Vorwand untersagt. Ihre Hautfarbe machte sie, unabhängig von ihrem Kapital, zu Menschen zweiter Klasse. Es gibt freilich Ausnahmen, aber sie sind sehr selten ...

Der Saal füllte sich allmählich. Einige Tischchen wurden von Weißen besetzt. Zwei, drei Paare tanzten. Dann legte die Band eine Pause ein, doch nicht alle Musiker gingen. Der Pianist blieb, und während die anderen sich ausruhten, spielte er allerlei Melodien. So war es die ganze Zeit über: Während der Pausen blieb immer irgend jemand von der Band – der Akkordeonspieler, der Posaunist, der Saxophonist – und unterhielt mit gedämpftem Spiel das Publikum.

Doch nun war die Band wieder beisammen, Jazzmusik klang auf und ein Conférencier mit dem Mikrophon in der Hand sagte den Beginn der Revue an.

Das Programm war sehr abwechslungsreich: Ein Sänger mit vortrefflichem Bariton trug populäre – traurige und lustige – Lieder vor und sang als Zugabe einige Spirituals; Parterreakrobaten traten auf,

ein Zauberer zeigte sein Können. Doch besonders interessant war ein Tanzpaar. Es hatte kurz vor Programmschluß seinen Auftritt und wurde vom Publikum, dem es wohl bekannt war, mit stürmischem Applaus empfangen. Beide trugen nur knappe Lendenschurze. Der Tanz war lang und wurde wiederholt von lautem Applaus und schrillen Pfiffen begleitet, was bei den Amerikanern als Ausdruck höchster Begeisterung gilt. Dieses Paar bot ein ganzes Programm: Tanz und Pantomime, Genreszenen, Elemente der Arbeitsprozesse, Bilder der Jagd und rituelle Tänze Afrikas.

Was empfanden wohl diese Menschen beim Anblick der Tänzer? Vielleicht erstand vor ihrem geistigen Auge die Heimat ihrer Vorfahren? Oder vielleicht dachten sie an ihr heutiges Leben, ihre Freuden und Leiden, an die Träume und Hoffnungen ihres Volkes, dessen Angehörige in den USA noch immer als Stiefkinder gelten?

Ich blickte auf die Tänzer, beobachtete das Minenspiel der Zuschauer und dachte an dieses fähige, fleißige, sehr talentierte Volk und an sein schweres Los.

[358:]

Die Gründerländer

Am Nachmittag des 29. August fand die nächste Sitzung des Führungsausschusses statt. Sie wurde wie üblich von Stettinius eröffnet. Unter Bezug auf das vorangegangene Treffen, auf dem Gromyko den Vorschlag eingebracht hatte, die 16 Sowjetrepubliken als Gründerländer der internationalen Sicherheitsorganisation gelten zu lassen, fragte Stettinius, ob es nicht besser wäre, die Erwähnung dieses Problems überhaupt aus dem Protokoll zu streichen. Gromyko war dagegen und meinte, daß die Kopien der Protokolle ohnehin keine weite Verbreitung fänden.

„Als ich gestern diese Erklärung abgab“, sagte Gromyko, „wollte ich lediglich die beiden anderen Delegationen auf diese Frage aufmerksam machen. Aber ich bestehe nicht darauf, daß dieses Problem bei den Verhandlungen von Dumbarton Oaks weiter erörtert wird ...“

Doch damit war die Frage nicht erledigt. Die westlichen Politiker, die es zum Beispiel für natürlich hielten, daß die Länder des sogenannten British Commonwealth in der neuen internationalen Sicherheitsorganisation einzeln vertreten waren, gerieten plötzlich aus dem Häuschen, als die Rede auf die Teilnahme der Sowjetrepubliken an der Organisation kam.

Am 1. September schickte Roosevelt an Stalin eine Botschaft, in der es hieß:

„Der Hinweis Ihrer Delegation in Dumbarton Oaks, daß die Sowjetregierung den Wunsch äußern könnte, alle 16 Unionsrepubliken als selbständige Mitglieder in der neuen Internationalen Organisation in Erwägung zu ziehen, bereitet mir große Sorge. Obwohl Ihre Delegation betont hat, daß man diese Frage im gegenwärtigen Stadium der Verhandlungen nicht wieder aufgreifen würde, habe ich doch das Bedürfnis, Ihnen zu sagen, daß das ganze Projekt, jedenfalls soweit die Vereinigten Staaten davon berührt werden und zweifellos auch andere wichtige Länder, entschieden in Gefahr gebracht würde, falls diese Frage in irgendeinem Stadium vor der endgültigen Schaffung der Internationalen Organisation und der Aufnahme ihrer Arbeit aufgeworfen wird. Ich hoffe, daß Sie die [359:] Möglichkeit finden werden, mich in dieser Beziehung zu beruhigen.“

Die Vertagung dieser Frage würde spätere Diskussionen, wenn die Vereinigung erst einmal geschaffen ist, nicht unmöglich machen. Die Vereinigung besäße dann alle Vollmachten, Entscheidungen zu treffen.“

Stalin beantwortete diese Botschaft erst eine Woche später, am 7. September: „Ich messe der Erklärung der sowjetischen Delegierten zu dieser Frage außerordentlich große Bedeutung bei. Nach den bekannten Verfassungsänderungen in unserem Land zu Beginn dieses Jahres verfolgen die Regierungen der Unionsrepubliken sehr aufmerksam, wie sich die befreundeten Staaten gegenüber der in der Sowjetverfassung festgelegten Erweiterung ihrer Rechte auf dem Gebiet der internationalen Beziehungen verhalten. Es ist Ihnen natürlich bekannt, daß z. B. die Ukraine und Belorußland, die zur Sowjetunion gehören, der Bevölkerungszahl und ihrer politischen Bedeutung nach einige Staaten übertreffen, die nach unser aller Meinung zu den Initiatoren der Internationalen Organisation gezählt

werden müssen. Deshalb hoffe ich, noch eine Tatsache angeführt zu haben, um Ihnen die politische Bedeutung der von der sowjetischen Delegation in Dumbarton Oaks aufgeworfenen Frage zu erklären.“

Schließlich wurde auf der Konferenz in Dumbarton Oaks beschlossen, die Erörterung dieser Frage zurückzustellen. Aber sie tauchte auf der Konferenz der Regierungschefs der drei Mächte vom 4. bis 11. Februar 1945 in Jalta wieder auf. Dort wurde die Vereinbarung erzielt, daß Belorußland und die Ukraine als Gründerländer in die internationale Sicherheitsorganisation aufgenommen werden.

Am 10. Februar 1945 schrieb Präsident Roosevelt an J. W. Stalin: „Wir haben vereinbart, und ich werde diese Vereinbarung natürlich erfüllen, auf der bevorstehenden Konferenz der Vereinten Nationen die Zulassung der Ukrainischen und der Belorussischen Republik als Mitglieder der Versammlung der Weltorganisation zu unterstützen.“

Im Verlaufe der weiteren Erörterung der Frage der Mitgliedschaft in der Organisation bemerkte Gromyko, daß ihm [360:] die Formulierung „und die sich ihnen angeschlossen haben“ nicht ganz klar sei.

„Wie soll man das verstehen?“ fragte Gromyko. „Reicht doch allein die Tatsache, daß dieses oder jenes Land mit den ‚Achsenmächten‘ gebrochen hat, offensichtlich nicht aus, was, sagen wir, am Beispiel Argentiniens oder der Türkei ersichtlich ist. Man sollte daher diesbezüglich eine entsprechende Formulierung ausarbeiten und vereinbaren.“

Pasvolsky versprach, bis zur nächsten Sitzung eine Liste der Länder vorzulegen, die in letzter Zeit an den von den Vereinten Nationen organisierten Konferenzen teilgenommen hatten. Aus dieser Liste würde hervorgehen, daß es 35 Vereinte Nationen gebe und 9 Nationen, die sich ihnen angeschlossen hätten.

Dunn sagte, die amerikanische Regierung habe den Satz: „die Vereinten Nationen und die Nationen, die sich ihnen in der Kriegführung angeschlossen haben“, verwendet. Diese Formulierung schließe die Länder, die lediglich die Beziehungen abgebrochen hätten, nicht ein.

Nachdem in der Diskussion die unterschiedlichsten Meinungen zutage getreten waren, schlug Pasvolsky vor, sich vorläufig mit der vom Redaktionellen Unterausschuß vorgelegten Formulierung zu begnügen, später könnte sie noch erörtert werden. Dem stimmten alle zu, wobei Gromyko erneut unterstrich, daß der Sinn der Formulierung „angeschlossene Nationen“ in jedem Fall zu klären sei.

In der nächsten Sitzung des Führungsausschusses legte Pasvolsky die Liste der Länder vor, die an den Konferenzen in Hot Springs und Bretton Woods teilgenommen hatten. Er erläuterte: Wenn von den Vereinten Nationen und von den Nationen oder Behörden, die sich den Vereinten Nationen angeschlossen haben, die Rede sei, so seien im ersten Fall die Länder gemeint, die den „Achsenmächten“ den Krieg erklärt hätten, im zweiten Fall aber einmal Behörden wie zum Beispiel das Französische Komitee der Nationalen Befreiung und zum anderen Behörden anderer Länder, die aktive Hilfe bei der Kriegführung geleistet hätten, ohne den Krieg zu erklären. Alle waren sich darin einig, daß der Abbruch der [361:] Beziehungen zu den „Achsenmächten“ allein nicht bedeutete, daß ein Land nach diesem Schritt automatisch zu der Kategorie der Nationen gehörte, die „sich angeschlossen haben“.

Gromyko sagte: Nach seiner Auffassung müsse der Redaktionelle Unterausschuß die vorgelegte Liste als eine zusätzliche Information betrachten, und im gegebenen Verhandlungsstadium sollte kein Versuch unternommen werden, die endgültige Mitgliederliste der geplanten Organisation festzulegen. überhaupt sollte sich diese Beratung seiner Meinung nach nicht mit der Aufstellung einer endgültigen Liste befassen, sondern unbedingt eine allgemeine Formel ausarbeiten.

Letztendlich wurde ein allgemeiner Leitsatz über die Aufnahme von Staaten formuliert, die keine Gründermitglieder waren. Danach konnten die Vereinten Nationen und alle friedliebenden Staaten Mitglied der Organisation werden. Als Gründermitglieder wurden die Vereinten Nationen sowie die Nationen betrachtet, die sich ihnen angeschlossen hatten. Staaten, die keine Gründermitglieder waren,

konnten, sobald die Charta der Organisation bestätigt war, individuell und gemäß den Bestimmungen der Charta aufgenommen werden.

Gedanken eines britischen Professors

Der Vormittag des 30. August war frei. Ich war mit General Slawin etwa eine Stunde vor Beginn der Sitzung des Unterausschusses der Militärvertreter nach Dumbarton Oaks gekommen. Der Tag war schwül, und wir hatten beschlossen, zuvor im Schwimmbecken im Park zu baden. Als wir die von blühenden Oleanderbäumen gesäumte Allee entlanggingen, sahen wir am Wasser die britischen Delegierten Gladwyn Jebb und Professor Charles Webster. Wir zogen uns in einer Kabine rasch um und schlossen uns ihnen an.

Das Wasser roch etwas nach Chlor, erfrischte aber ungemein. Jebb verließ uns sehr bald, weil auf ihn, wie er sagte, die Arbeit warte. Charles Webster und ich schwammen nach Herzenslust und gingen dann in ein Gartenhäuschen, um uns auszuruhen. Bis zum Beginn der Sitzung blieb noch etwas Zeit. [362:] Wir nahmen uns eine Flasche Apfelsinensaft und setzten uns in Korbsessel. Professor Webster fiel das Firmenzeichen an meiner Badehose auf: ein Springer auf dem Sprungbrett.

„Wo haben Sie diese Hose gekauft?“ wollte er wissen. „Etwa in Deutschland?“

Ich bejahte und fügte erläuternd hinzu, daß ich vor dem Krieg an der sowjetischen Botschaft in Berlin tätig gewesen sei.

„Sehr interessant“, sagte der Professor gedehnt. „Ich bin vor dem Krieg wiederholt in Deutschland gewesen.“ Dann fragte er: „Wie ist denn so die Arbeit dort gewesen?“

Der Professor hörte sich meine Bemerkungen über die Spezifik der Situation im Nazi-„Reich“ an, schwieg eine Weile, trank einige Schlucke und sagte dann, als würde er laut denken:

„Ich studierte die Verhältnisse in Deutschland lange Jahre, hatte dort so manchen Freund, hielt die Deutschen stets für eine kulturell hochstehende Nation und konnte es dann einfach nicht begreifen, was eigentlich in sie gefahren war. Woher dieser Fanatismus, diese Grausamkeit, der Wahnglauben an diesen Abenteurer, den Führer? Wie ist es ihm bloß gelungen, den Deutschen derart barbarische Ideen in den Kopf zu pflanzen? ...“

Ich bemerkte, daß die Nazipropaganda die Deutschen seit vielen Jahren bearbeitet habe.

„Er muß doch in ihrem Innersten irgendeine Saite gefunden haben“, fuhr der britische Professor fort, „die er zum Klingen bringen konnte. Dabei dürfte die absurde Nietzschesche Idee von der Überlegenheit der deutschen Rasse und der Minderwertigkeit der anderen Völker ihre Rolle gespielt haben. Außerdem versprach er, daß die Deutschen in der Welt tausend Jahre herrschen würden. Hitlers Anfangserfolge haben vielen den Kopf verdreht, und viele haben allen Ernstes geglaubt, daß sie das auserwählte Volk seien. So etwas hat es in der Geschichte bereits gegeben, aber es schien, als könnte sich das in unserer Zeit nicht wiederholen. Bei dem Fortschritt der Wissenschaft und Technik, bei all den umfangreichen Kenntnissen, über welche die Menschen verfügen, ist das einfach barbarisch ...“

[363:] „Und dennoch ist es so“, bemerkte ich.

Der Professor antwortete nichts. Sein Blick war durch die dicken Brillengläser in die Ferne gerichtet. Dann sagte er:

„Wissen Sie, woran ich denke? Mir scheint, daß sich diese Situation dennoch wiederholen kann ...“

Ich blickte ihn fragend an.

„Sehen Sie, mein junger Freund“, fuhr der Professor fort, „mir gefallen, unter uns gesagt, einige Stimmungen und Tendenzen in diesem Lande nicht. Sie wissen vielleicht nicht, daß in den Vereinigten Staaten ein Nationalismus besonderer Prägung, der Nationalismus der sogenannten echten Amerikaner, die ihre Ahnentafel von den ersten Ansiedlern ableiten, sehr stark ist. Daraus entspringt sowohl der hier verbreitete Antisemitismus als auch die Verachtung der aus den slawischen Ländern stammenden Menschen, von der Einstellung zu den Negern ganz zu schweigen. Das alles ist der

Nährboden für die gleichen Ideen, wonach die eine Menschengruppe der anderen überlegen sei, wonach diejenigen, die nicht zur auserwählten Kaste gehören, minderwertig seien ...“

Mich fesselten die Gedankengänge des britischen Professors.

„Ja, ja“, fuhr er fort, „das alles ist interessant, aber auch gefährlich. Jetzt ist es möglicherweise unangebracht, davon zu sprechen. Da wir aber nun einmal auf dieses Thema gekommen sind, will ich noch etwas sagen. Sie sind doch über Alaska gekommen. Sie haben sicherlich gesehen, wie die dortigen Stützpunkte ausgebaut werden?“

„Ja, das habe ich bemerkt“, bestätigte ich und berichtete kurz über eigene Beobachtungen.

„Was meinen Sie wohl, wozu das alles geschieht?“ Professor Webster legte eine vielsagende Pause ein. „Etwa für den Krieg gegen Japan? Das bezweifle ich. Der Sieg im Pazifik ist eine entschiedene Sache, auch wenn er noch große Anstrengungen erfordern wird. In diesem Land bereitet nämlich so mancher Positionen für die Zukunft vor. Wir Engländer haben natürlich eigene Ambitionen, eigene Pläne. Auch Ihr Land hat seine Interessen. Versucht man aber, weiter vorausschauen, so kann man vermuten, daß gewisse Ansprüche der [364:] Vereinigten Staaten auf die Führung in der Welt zusammen mit den hier verbreiteten Überlegenheitsideen, von denen ich sprach, die Situation komplizieren und sowohl Ihnen als auch uns viele Ungelegenheiten bereiten werden ...“

Ich nickte. Der Professor setzte sich bequemer zurecht und musterte mich prüfend.

„Sie müssen wissen“, fuhr er fort, „daß ich meiner Weltanschauung nach eher zu den Pazifisten gehöre. Ich hasse Kriege und wünsche daher aufrichtig, daß es unseren Ländern gelingen möge, eine internationale Organisation zu schaffen, die den Frieden tatsächlich gewährleisten könnte. Mir scheint sogar, daß wir zu wenig Gefühl in die Sache hineinlegen, mit der wir uns hier befassen. Aber ich fürchte, ehrlich gesagt, sehr, daß sich unsere ganze Arbeit als vergeblich erweisen wird ...“

Webster trank den Rest aus seiner Flasche, schüttelte sein liches Haar und sagte:

„Da bin ich doch wohl ins Schwatzen geraten. Vergessen Sie das. Lassen Sie uns lieber noch einmal ins Wasser gehen ...“

Bald darauf begaben wir uns alle in den Sitzungssaal.

Die Diskussion geht weiter

Der Unterausschuß der Militärvertreter trat am 30. August um 14 Uhr zusammen.

Der Vorsitzführende, der amerikanische Admiral Wilson, unterbreitete den Entwurf eines Paragraphen, in dem es hieß, daß jeder Staat dem Rat auf dessen Weisung hin entsprechende Truppenkontingente zur Verfügung stellen müsse, wobei dieser Staat auch für die entsprechende Ausrüstung, Beförderung und den gebührenden Zustand der Truppen verantwortlich sei.

Der britische Vertreter stimmte dem Entwurf zu und bemerkte, hier dürfe es keinen Platz geben für irgendeine politische Prozedur, die sich zwischen das Verlangen des Rates und die Bereitstellung entsprechender Kräfte drängen könnte.

Sobolew fragte, ob die Amerikaner vor der Bereitstellung [365:] eines Teils der Landstreitkräfte für den Rat irgendeine Prozedur vorgesehen hätten? So etwas sei nicht vorgesehen, antwortete der amerikanische Vertreter, weil die Staaten der Bereitstellung von Truppen auf Verlangen des Rates im voraus zustimmen müßten. Freilich seien bestimmte Schritte notwendig, um die Streitkräfte in Bewegung zu setzen, aber es dürfe in keinem Land daraufhin politische Debatten darüber geben, ob dem Verlangen des Rates stattzugeben sei oder nicht.

Sobolew erkundigte sich, welche Meinung die Engländer dazu hätten. Der britische Vertreter stimmte den Überlegungen der Amerikaner zu.

Bedeute dies, wollte Admiral Rodionow wissen, daß die Amerikaner den sowjetischen Vorschlag für ein internationales Fliegerkorps verwürfen? Der amerikanische und der britische Vertreter erklärten,

daß der amerikanische Vorschlag ihres Erachtens den Zielen des sowjetischen Projekts entspreche, auch wenn er die Aufstellung besonderer internationaler Luftstreitkräfte oder eines ständigen internationalen Fliegerkorps nicht vorsehe.

Sobolew erklärte, er brauche Zeit, um die aufgeworfenen Fragen zu studieren und mit seiner Delegation zu beraten. Er bat ferner, den Sinn der Vorschläge zur Tätigkeit des Generalstabsausschusses zu präzisieren.

Der britische Vertreter erläuterte, daß Mitglieder des Ausschusses Vertreter der Generalstäbe entsprechender Länder sein sollten. Dabei sollten im Generalstabsausschuß zunächst nur die vier oder fünf Großmächte vertreten sein. Die anderen Länder würden durch den Ausschuß hinzugezogen, wenn Fragen erörtert würden, die ihre Interessen berührten. Im britischen Memorandum, so erinnerte General Macready, heiße es: „Da die vier Mächte für viele Jahre eine entscheidende Rolle bei der Gewährleistung des Weltfriedens spielen werden, müssen militärische Vertreter dieser Länder Mitglieder dieses Ausschusses sein.“ Doch wesentlich sei, fuhr der britische Delegierte fort, die Mitarbeit auch der anderen Länder zur Unterstützung der Streitkräfte, zur Bereitstellung von Stützpunkten, bei der Beförderung, der Versorgung und anderen Leistungen.

Daher sei das Recht dieser Länder vorzusehen, sich nach Maß-[366:]gabe ihrer Verpflichtungen zu äußern. Folglich müßten diese Staaten in irgendeiner Form an der Tätigkeit des Generalstabsausschusses teilnehmen.

Um diese Überlegungen entbrannte eine Diskussion, deren Ergebnis die folgende provisorische Vereinbarung war:

Ratsmitglieder sind nicht unbedingt Mitglieder des Generalstabsausschusses, doch Staaten mit ständigem Sitz im Rat werden immer Mitglieder dieses Ausschusses sein;

andere Staaten – ob Ratsmitglieder oder nicht – können durch den Generalstabsausschuß eingeladen werden, an der Erörterung von Fragen, die die Interessen dieser Staaten berühren, teilzunehmen;

Mitglieder der Organisation müssen das Recht haben, vom Rat zu Problemen, die diese Staaten unmittelbar berühren, gehört zu werden.

Der sowjetische Vertreter stellte fest, daß alle sich über das Hauptprinzip einig seien, und zwar: Dem Generalstabsausschuß müssen die vier oder fünf ständigen Ratsmitglieder angehören. Er sprach sich dafür aus, die Funktionen des Ausschusses sowie das Verfahren und die Ordnung für die Hinzuziehung anderer Staaten zu seiner Arbeit weiter zu erörtern.

In einer der nächsten Sitzungen des Unterausschusses der Militärvertreter sagte Gromyko, daß er den sowjetischen Vorschlag über die internationalen Luftstreitkräfte zurückziehe und zur Erörterung des britischen und amerikanischen Vorschlags bereit sei, der auch dem im Prinzip erzielten Übereinkommen zugrunde gelegt wurde.

Am Abend des 30. August fand eine Sitzung des Unterausschusses für Sicherheitsfragen statt.

Der den Vorsitz führende Stettinius informierte über die vom Führungsausschuß für die nächste Zeit vereinbarte Tagesordnung. Er verlas die Liste der Fragen, über die noch keine Einigkeit erzielt worden war:

1. Sollen die Korrekturen zum Grunddokument (zur Charta) für die Staaten, die sich angeschlossen haben, verbindlich sein?

2. Zwangsmaßnahmen gegen Staaten, die keine Mitglieder sind.

[367:] 3. Hat ein Staat, der kein Ratsmitglied ist, in Fragen, die seine Interessen berühren, das Stimmrecht oder lediglich das Recht, gehört zu werden?

4. Soll der Rat ständig tagen?

5. Die Rechte des Generaldirektors der Organisation, den Rat einzuberufen und die Aufmerksamkeit des Rates auf bedrohliche Situationen zu lenken.

6. Der Status des Sekretariats.

Gromyko erklärte, die sowjetische Delegation sei auf eine sofortige Erörterung der genannten Fragen nicht vorbereitet, da sie diese noch nicht studiert habe. Außerdem meine sie, daß solche Detailfragen bei den gegenwärtigen Verhandlungen nicht besprochen werden sollten.

„Aber wir sind bereit“, fuhr er fort, „den Standpunkt der britischen und der amerikanischen Gruppe anzuhören, sofern das nützlich sein könnte ...“

Stettinius bezeichnete es als wünschenswert, diese Fragen noch im Verlaufe der gegenwärtigen Verhandlungen zu erörtern, dann wäre das endgültige Dokument ausbalanciert und ein einheitliches Ganzes.

Der britische Delegierte stimmte dem zu und ergänzte, man müsse an die Möglichkeit von Abänderungsvorschlägen zur Charta denken. Diesbezüglich habe das Statut des Völkerbundes vorgesehen, daß die mit der Änderung nicht einverstanden Staaten aufhörten, Mitglied des Bundes zu sein. Das habe Unzufriedenheit hervorgerufen. Die Änderungen müßten mit Zweidrittelmehrheit der Mitglieder, einschließlich aller ständigen Ratsmitglieder, angenommen werden, wie das die amerikanische Delegation vorgeschlagen habe. Die Anträge auf Änderungen müßten leicht, mit einfacher Stimmenmehrheit, einzubringen sein, die Ratifizierung einer Änderung indessen sei kompliziert zu gestalten. Daher müsse auf Zweidrittelmehrheit, einschließlich der gleichlautenden Stimmen aller ständigen Ratsmitglieder, bestanden werden, weil diese Staaten in Fragen der Sicherheit eine besondere Verantwortung trügen.

Dann ergriff der amerikanische Delegierte Pasvolsky das Wort. Zur Gewährleistung des Friedens und der Sicherheit, so [368:] sagte er, sollte man den Staaten, die keine Mitglieder seien, bestimmte Verpflichtungen auferlegen, so zum Beispiel:

1. die Streitfälle nur mit friedlichen Mitteln zu regeln;
2. sich in den zwischenstaatlichen Beziehungen der Gewaltanwendung und -androhung zu enthalten;
3. jedem Staat, der sich den von der internationalen Organisation ergriffenen Vorbeugungs- oder Zwangsmaßnahmen widersetzt, die Hilfe zu versagen.

Das alles sei, meinte der britische Delegierte William Malkin, so aufzufassen, daß die Organisation nicht zulassen dürfe, daß irgendeine Handlung eines Nichtmitgliedstaates zum Friedensbruch führe.

Cadogan fragte, ob in diesem Falle Sanktionen gegen den betreffenden Nichtmitgliedstaat vorgesehen seien. Pasvolsky antwortete, Sanktionen müßten in diesem Falle gegen einen Nichtmitgliedstaat ebenso ergriffen werden wie gegen einen Mitgliedstaat. Der amerikanische Vertreter fügte hinzu, daß ein Staat, der kein Ratsmitglied sei, bei der Behandlung des mit ihm zusammenhängenden Falles kein Stimmrecht haben dürfe, wohl aber das Recht, vom Rat gehört zu werden. Nach einer Erörterung der Erfahrungen des Völkerbundes stimmten alle im Prinzip dem Vorschlag der Amerikaner zu.

Alsdann wurde besprochen, ob der Rat ständig tagen solle. Man vereinbarte, diese Frage dem Redaktionellen Unterausschuß zu übergeben.

Anschließend ging man an die Erörterung der Rechte des Generaldirektors. Cadogan schlug vor, den Generaldirektor mit dem Recht auszustatten, die Aufmerksamkeit des Rates auf eine gefährliche Situation zu lenken, falls dem Frieden eine Gefahr drohte, die weder vom Rat noch von den Mitgliedstaaten beachtet würde. Die amerikanische Gruppe stimmte diesem Vorschlag Cadogans zu. Gromyko sagte, er möchte diese Frage mit seiner Delegation beraten.

Der nächste Punkt betraf die Wahl des Generaldirektors, die Dauer seiner Amtszeit, seine Funktionen und seinen Mitarbeiterstab.

Pasvolsky sagte, gemäß dem ursprünglichen amerikanischen Vorschlag sollte der Generaldirektor von der Versammlung [369:] für die Dauer von fünf Jahren und mit dem Recht auf Wiederwahl gewählt werden. Jetzt sei die amerikanische Seite zu dem Schluß gekommen, daß es besser wäre, den

Kandidaten für das Amt des Generaldirektors von der Versammlung empfehlen zu lassen. Sobolew fragte nach dem Wahlmodus. Pasvolsky meinte, die Versammlung müßte für den zu empfehlenden Kandidaten stimmen und der Rat ihn bestätigen. Sobolew sagte, daß die sowjetischen Vorschläge die Aufstellung des Kandidaten durch den Rat und die Wahl durch die Versammlung vorsähen. Cadogan stimmte dem sowjetischen Vorschlag zu. Die Frage wurde dem Redaktionellen Unterausschuß übergeben.

Gromyko erklärte, der Redaktionelle Unterausschuß habe in einer Reihe von Punkten, einschließlich der Ziele, der Aufgaben und der Prinzipien der Organisation, eine provisorische Vereinbarung erzielt, jedoch seinen Bericht zurückzuhalten beschlossen, bis die Texte für die anderen erörterten Fragen fertig seien. Daher sollten in der nächsten Sitzung des Unterausschusses der Militärvertreter die entsprechenden Punkte besprochen werden. Insbesondere müsse der Rat das Recht auf Hilfe und Erleichterungen von seiten aller Mitgliedstaaten, einschließlich des Rechts auf Durchmarsch, auf Stützpunkte usw., erhalten. Zu erörtern sei ferner die Frage der Verantwortung des Rates im Zusammenhang mit den Bedingungen der Kapitulation Deutschlands und Japans. Schließlich sei es wichtig, das Verfahren der Feststellung einer Bedrohung des Friedens und des Friedensbruchs zu vereinbaren.

Die Erörterung dieser Fragen wurde in der Sitzung des Unterausschusses der Militärvertreter am 31. August fortgesetzt.

Der amerikanische Delegierte Hackworth äußerte die Meinung, daß jeder Mitgliedstaat oder der Generaldirektor die Aufmerksamkeit des Rates auf eine Bedrohung des Friedens lenken könne. Die Versammlung sei verpflichtet, diesen Hinweis dem Rat zuzuleiten. Der Rat wiederum könne die Hilfe der Versammlung in Anspruch nehmen, sei aber nicht verpflichtet, den Fall der Vollversammlung zu übergeben. Man setze voraus, daß der Rat sich bemühen werde, eine friedliche [370:] Regelung eines Streitfalles mit allen dafür geeigneten Mitteln zu erreichen.

Gromyko fragte, ob der Rat irgendwelche Kriterien zur Bestimmung einer Bedrohung des Friedens festlegen oder über das anzuwendende Verfahren von Fall zu Fall entscheiden werde. Hackworth antwortete, der Rat müsse das Recht haben, darüber, ob es eine Bedrohung gebe oder nicht, zu entscheiden, den Ernst der Situation zu bestimmen und Schritte, die er für notwendig erachte, zu ergreifen. Diese Interpretation wurde vom sowjetischen und vom britischen Delegierten gebilligt, wonach man beschloß, die Angelegenheit dem Redaktionellen Unterausschuß zuzuleiten, damit er den Text vorbereite und dem Führungsausschuß unterbreite.

Ferner wurde die Frage erörtert, ob dem Rat das entscheidende Recht zustehe, die erforderliche Hilfe, einschließlich der Durchmarschrechte, sowie die Stützpunkte jedes Mitglieds der Organisation in Anspruch zu nehmen. Admiral Wilson legte den amerikanischen Standpunkt dar: Es muß eine für alle Mitgliedstaaten geltende internationale Verpflichtung zur erforderlichen Hilfe und zu Erleichterungen geben, damit die Streitkräfte der Organisation unter Leitung des Rates im Zuge der Aktionen zur Aufrechterhaltung des Friedens und der Sicherheit eingesetzt werden können. Dem stimmten alle zu. Es wurde vereinbart, dieses allgemeine Übereinkommen durch Sonderabkommen zwischen dem Rat und den Mitgliedstaaten für den Fall von Zwangsmaßnahmen zu ergänzen. Die endgültige Formulierung dieses Punktes wurde dem Redaktionellen Unterausschuß überlassen.

Die Überlegungen der amerikanischen Gruppe zur Verantwortung des Rates für die Zwangsmaßnahmen gemäß den Bedingungen der Kapitulation Deutschlands und Japans legte der Delegierte Dunn dar. Alle stimmten zu, im Grunddokument das Recht des Rates vorzusehen, die Verantwortung für die Gewährleistung der Bedingungen des Friedens zu übernehmen, wenn und sobald die Siegermächte es für zweckmäßig erachteten, ihm diese Verantwortung zu übertragen. Vereinbart wurde ferner der Auftrag an den Redaktionellen Unterausschuß, einen Text auszuarbeiten und abzustimmen, der die [371:] Möglichkeit einer Mißdeutung in diesem wichtigen Punkt ausschloß.

In der Sitzung des Führungsausschusses, die am 31. August stattfand, schlug Pasvolsky vor, für den kommenden Freitag und Sonnabend keine Sitzungen einzuberufen, um dem Redaktionellen Unterausschuß die Ausarbeitung von Texten zu ermöglichen. Dem stimmten alle zu. Jebb schlug vor, in

der nächsten Sitzung des Ausschusses das Thema der regionalen Organisationen zu erörtern. Gegen diesen Vorschlag erhob sich kein Widerspruch. Dann ging der Ausschuß an die Prüfung des Entwurfs für den Abschnitt über die Versammlung.

Pasvolsky begann vorzulesen: „Die Versammlung tritt zu ordentlichen Jahrestagungen oder zu außerordentlichen Tagungen zusammen ...“

Dieser Absatz löste keine Einwände aus. Pasvolsky las weiter.

Gromyko fragte, weshalb aus dem Entwurf des Textes das Problem der Rechte der Versammlung hinsichtlich der Rüstungsfragen gestrichen worden sei – in dieser Angelegenheit sei doch noch kein endgültiges übereinkommen erzielt worden. Nicht entschieden sei ferner, ob die diesbezüglichen Rechte als „Regulierung der Rüstungen“, „Reduzierung der Rüstungen“ oder „Abrüstung“ formuliert werden sollten.

Nach kurzer Diskussion kam man überein, daß die britische und die sowjetische Gruppe die Vorbereitung entsprechender Texte übernehmen sollten, die auf der nächsten Sitzung des Ausschusses zu erörtern wären.

Pasvolsky meinte, bislang seien die Versuche, eine geeignete Definition der Bedrohung des Friedens und des Friedensbruchs auszuarbeiten, mißglückt; er schlug daher vor, sich vorläufig mit einer allgemeinen Formulierung zu begnügen. Dann wurde erneut die Frage erörtert, ob der Rat befugt sei, Durchmarschrechte, Stützpunkte und andere Erleichterungen zu fordern. Schließlich beschloß man, alle diese Fragen dem Unterausschuß der Militärvertreter zu übergeben.

Die Verhandlungsteilnehmer kehrten zum Thema der Verantwortung des Rates hinsichtlich der vorläufigen Bedingungen der Kapitulation Deutschlands und Japans zurück.

[372:] „Es sollte nach Ansicht der amerikanischen Gruppe vorgesehen werden“, sagte Pasvolsky, „daß der Rat die Verantwortung für die Aufstellung der Kapitulationsbedingungen trägt, sofern die die Kapitulation entgegennehmenden Länder einer solchen Übertragung der Verantwortung zustimmen.“

Im Zuge der weiteren Diskussion wurde vereinbart, die Entscheidung über diese Frage vom Termin der Schaffung der internationalen Sicherheitsorganisation abhängig zu machen.

Sobolew bat, die Formulierung betreffs der „Regulierung der Streitkräfte der ‚Achsenmächte‘“ zu präzisieren. Er erinnerte daran, daß nach einer zuvor erzielten Vereinbarung die Streitkräfte der „Achsenmächte“ unverzüglich aufzulösen seien. Folglich werde es diese Streitkräfte überhaupt nicht geben, folglich auch nichts zu regulieren sein. Alle stimmten der Ansicht zu, daß der Text des amerikanischen Entwurfs dementsprechend abgeändert werden müsse. Man kam überein, daß die Verantwortung dem Rat erst übertragen werden könne, wenn das System der Zwangsmaßnahmen der Organisation gegenüber den „Achsenmächten“ funktioniere.

Die neunte Sitzung des Führungsausschusses fand am Sonntag, dem 3. September, um 11 Uhr statt. Bei der Eröffnung der Sitzung sagte Stettinius, es sei beschlossen worden, am Sonntag zu arbeiten, um die Prüfung bereits vorbereiteter Formulierungen nicht hinauszuschieben. Gromyko schlug vor, als erstes die Rolle des Rates, insbesondere seine Zusammensetzung, zu erörtern. Die Ausschußmitglieder äußerten hierzu ihre Meinungen und schlugen kleine redaktionelle Änderungen vor.

Stettinius erinnerte daran, daß die amerikanische Delegation schon früher die Möglichkeit der Schaffung eines sechsten ständigen Ratssitzes für Brasilien erwähnt habe.

„Es dürfte den anderen Delegationen bekannt sein“, fuhr er fort, „welche Bedeutung Brasiliens Haltung für die Vereinigten Staaten hat. Dennoch verzichtet die Regierung der Vereinigten Staaten auf ihren Vorschlag hinsichtlich eines sechsten Platzes für Brasilien, weil der britische und der sowjetische Vertreter dagegen waren. Ich hoffe, daß dieser schnelle und freiwillige Verzicht der amerikanischen Gruppe in einer [373:] Frage, die für sie von großer Bedeutung ist, ein Präzedenzfall sein wird bei der Erörterung jener Punkte, über die noch kein übereinkommen erzielt worden ist.“

Stettinius fügte hinzu, man sollte vielleicht in das Grunddokument die These von der im weiteren möglichen Vergrößerung der Zahl der ständigen Ratsmitglieder aufnehmen. Cadogan und Gromyko reagierten darauf ablehnend.

Alsdann wurden die Hauptfunktionen und Befugnisse des Rates erörtert. Cadogan bemerkte, die Hauptfunktion müsse die Aufrechterhaltung des Weltfriedens und der internationalen Sicherheit sein.

Bei der Erörterung der Formulierung bezüglich der „Feststellung der Bedrohung des Friedens oder von Angriffshandlungen und damit im Zusammenhang stehenden Handlungen“ wurde erklärt, daß es wichtig sei, den Gefühlen souveräner Staaten Rechnung zu tragen, wenn es um deren Unterordnung unter die Beschlüsse des Rates gehe. Schließlich wurde die folgende Formulierung angenommen: „Alle Mitglieder der Organisation sollten sich verpflichten, die Beschlüsse des Rates anzunehmen und sie in Einklang mit den Bestimmungen der Satzung auszuführen.“

Bei der Erörterung der Frage der friedlichen Beilegung von Streitfällen verwies Gromyko darauf, daß Wendungen wie „die Situation verfolgen“ und „untersuchen“ nicht deutlich genug seien, und schlug vor, diesen Passus exakter zu formulieren. Später wurde dieser Artikel dem Redaktionellen Unterausschuß übergeben.

In der nächsten Sitzung des Führungsausschusses am 4. September wurde die Prüfung der Entwürfe einzelner Artikel, die sich auf die Verpflichtung der Mitgliedsländer zur Erfüllung der Ratsbeschlüsse bezogen, fortgesetzt. Unter anderem besprach man folgende Fragen:

friedliche Beilegung von Streitfällen;

Internationaler Gerichtshof;

Maßnahmen zur Aufrechterhaltung des Friedens;

Feststellung der Bedrohung des Friedens oder von Angriffshandlungen und damit im Zusammenhang stehenden Handlungen.

[374:] Bei der Erörterung der Frage des „wirtschaftlichen Drucks“ sagte Gromyko: Zeige irgendein Land aggressive Absichten, die den Abbruch der ökonomischen Beziehungen erforderlich machten, so sollten in diesem Fall auch extremere Maßnahmen vorgesehen werden. Pasvolsky meinte, derartige Maßnahmen entsprächen der These, daß der Rat jegliche Maßnahmen, einschließlich der extremsten, ergreifen könne. Beschlossen wurde, diese Frage zur weiteren Erörterung dem Redaktionellen Unterausschuß zu übergeben.

Stettinius warf die Frage auf, wie die Arbeit weiterzuführen sei. Könne man damit rechnen, daß bei den zurückgestellten Punkten in den nächsten Tagen eine Übereinkunft zustande komme?

Gromyko sagte, er habe dem, was er bereits gesagt habe, gegenwärtig nichts hinzuzufügen, sei aber bereit, die zurückgestellten Punkte durchzusehen, obgleich er keine neuen Vorschläge habe. Gromyko wollte seinerseits wissen, wann die amerikanische Gruppe neue Vorschläge für die zurückgestellten Punkte haben werde. Sie seien bereits fertig, antwortete Stettinius, und er würde diese Punkte gern erörtern, um den endgültigen Text auszuarbeiten. Cadogan sagte, er könne nur einige Vorschläge machen, möchte aber alle Fragen auf einmal und nicht abschnittsweise erörtern. Er hätte lieber die Weisungen seiner Regierung zu den übrigen Punkten abgewartet, fügte er hinzu.

Auf die Aktionen zur Aufrechterhaltung des Friedens eingehend, bemerkte Gromyko, es sollte für die Großmächte die Möglichkeit vorgesehen werden, in einzelnen Fällen Maßnahmen unter Einsatz nur der eigenen Kräfte zu ergreifen. Daher schlage er vor, in die Charta eine entsprechende Bestimmung aufzunehmen. Er äußerte die Ansicht, daß diese Bestimmung, ohne die Rechte der kleinen Länder auch nur im geringsten zu schmälern, den Großmächten beträchtliche Vorteile bringen würde. Dabei dürfe der Beschluß über den Einsatz der Kräfte irgendeiner Macht nur vom Rat gefaßt werden. Alle stimmten dem zu, und es wurde beschlossen, den Redaktionellen Unterausschuß mit der Ausarbeitung eines entsprechenden Textes zu beauftragen.

[375:] Dann wurde die Frage der Regulierung der Rüstungen und der Streitkräfte erörtert. Es müsse entschieden werden, bemerkte Sobolew, welches Organ der allgemeinen Sicherheitsorganisation sich

konkret mit der Regulierung der Rüstungen zu befassen habe: der Rat allein oder der Rat und die Versammlung.

Cadogan meinte, daß sich dazu endgültig die Konferenz der Gründer der neuen Organisation äußern sollte. Pasvolsky war ebenfalls der Ansicht, daß diese Frage nicht unbedingt sofort entschieden werden müßte.

„Nach Ansicht der amerikanischen Gruppe“, fügte er hinzu, „ist eine zu starke Reduzierung der Rüstungen, erst recht eine einseitige, unerwünscht. Daher neigt die amerikanische Seite zu der Auffassung, daß für die Streitkräfte Höchst- und Mindestgrenzen festgelegt werden sollten.“

Cadogan unterstützte Pasvolsky und fügte hinzu, diese Frage müßte mit der der Truppenkontingente, die jeder Staat bereitzustellen habe, verbunden werden.

Sobolew fragte, ob beabsichtigt sei, nach einem übereinkommen im Rat eine allgemeine Konvention über die Regulierung der Rüstungen zu schließen. Pasvolsky antwortete bejahend. Man sollte der Versammlung, so fügte er hinzu, keine ausschließlichen Funktionen hinsichtlich der Regulierung der Rüstungen und der Streitkräfte einräumen, besonders was die Inspizierung oder die Entscheidungen betreffe, die sich aus der Entwicklung auf dem Gebiet der Rüstungen ergäben. Man müsse sofort sagen: Das alles gehöre zu den Prärogativen des Rates.

Gromyko schlug vor, daß die Versammlung nur die allgemeinen Prinzipien der Regulierung der Rüstungen und der Streitkräfte beraten und an den Rat Empfehlungen: richten solle. Pasvolsky war damit einverstanden, und Dunn fügte hinzu, die Versammlung könnte auch die Termine der Konferenzen zur Regulierung der Rüstungen erörtern.

Gromyko meinte, daß die Erörterung all dessen in der Versammlung für den Rat nützlich wäre. Dem stimmten alle zu, wobei beschlossen wurde, daß die Versammlung sich auch mit dem Thema des Waffenhandels befassen sollte.

Angriff auf das Prinzip der Einstimmigkeit

Die Vereinten Nationen

Am gleichen Tag fand nachmittags die vierte Sitzung des Unterausschusses für Sicherheitsfragen statt. Den Vorsitz führte Stettinius. Er erklärte, daß die begriffsbildende Unterkommission ihren Bericht vorbereitet habe. Henry Fletcher erhielt das Wort und unterbreitete den Vorschlag, die Organisation Vereinte Nationen zu nennen. Diese Bezeichnung würde, nach Ansicht der amerikanischen Delegation, die im Krieg hergestellte Einheit symbolisieren, die es auch im Frieden aufrechtzuerhalten gelte.

Danach sprach Bowman, der sich auf den Artikel 5 der Moskauer Deklaration berief, in dem ebenfalls die Vereinten Nationen erwähnt wurden. Die Vereinten Nationen hätten 'durch ihre militärischen Erfolge und den gemeinsamen Kampf gegen die „Achsenmächte“ in der Welt bereits Popularität erworben, sagte er, und ihr Ansehen, ihre Ziele seien für die neue Organisation lebensnotwendig. General Embick unterstrich seinerseits, der Terminus „Vereinte Nationen“ habe die stärkste militärische Nuanze.

Gromyko bemerkte, diese Bezeichnung sei ein neuer Vorschlag, da sie weder im englischen noch im amerikanischen Memorandum erwähnt werde. Jebb machte auf jenen Passus im britischen Memorandum aufmerksam, wo es hieß, daß der Terminus „Vereinte Nationen“ heute breite Anwendung finde, und fügte hinzu, es gebe daher wohl keinen triftigen Grund, ihn durch irgendeinen anderen Terminus zu ersetzen.

Der sowjetische Delegierte versprach, diesen Vorschlag zu prüfen.

Dann wurde über die Bezeichnung des Grunddokuments beraten. Cadogan erklärte, er kenne zwar nicht die endgültige Entscheidung seiner Regierung, sehe aber keine Einwände gegen den Terminus „Charta“ voraus. Gromyko meinte, es könnte Schwierigkeiten mit der Übersetzung ins Russische geben. Er fragte, ob es im Englischen einen wesentlichen Unterschied zwischen den Begriffen „charter“ und „statute“ gebe? Fletcher erläuterte, daß der Begriff „charter“ etwas umfassender sei.

In der anschließenden Diskussion sprachen Bowman und Malkin. Der letztere sagte, „Statut“ (statute) sei der bestgeeignete Terminus für den Internationalen Gerichtshof, und es könnte Verwirrung geben, wenn dieser Terminus auch zur Bezeichnung des Grunddokuments Anwendung fände. Sobolew bemerkte, in der Sowjetunion sei der Begriff „Charta“ in der Zusammensetzung Atlantik-Charta bekannt. Besser wäre es daher, für das Grunddokument der Sicherheitsorganisation das englische Äquivalent für den russischen Terminus „Statut“ anzunehmen. Der britische und der amerikanische Vertreter beharrten weiterhin auf dem Terminus „Charta“ (charter). Gromyko sagte, daß die sowjetische Delegation diese Frage prüfen werde.

Danach erörterte man die Bezeichnung der Hauptorgane der künftigen internationalen Organisation. Vorgeschlagen wurden die Termini „Vollversammlung“ und „Sicherheitsrat“. Werde die Organisation Vereinte Nationen heißen, bemerkte Gromyko, so könnte man das Wort „Sicherheit“ für die Bezeichnung eines ihrer Hauptorgane, und zwar des Rates, verwenden. Werde jedoch das Wort „Sicherheit“ zum Bestandteil der Organisationsbezeichnung, so hätte es keinen Sinn, dieses Wort zu wiederholen und den Terminus „Sicherheitsrat“ anzunehmen. Gromyko behielt sich die Meinung der sowjetischen Delegation zu diesem Punkt vor. Die britische und die amerikanische Delegation stimmten den Bezeichnungen „Vollversammlung“ und „Sicherheitsrat“ zu.

Zum Thema der leitenden Posten des Rates und der Versammlung übergehend, einigten sich die Ausschußmitglieder auf den Terminus „Vorsitzender“.

Als der Ausschuß die Bezeichnung des militärischen Organs des Rates zu erörtern begann und der Terminus „Generalstabsausschuß“ vorgeschlagen wurde, äußerte Gromyko einige [378:] Bedenken, weil die Funktionen dieses Ausschusses im gegebenen Entwicklungsstadium der Organisation noch

nicht präzisiert waren. Nach einem Meinungsaustausch kamen die Seiten überein, die Entscheidung zurückzustellen.

Alle stimmten dem Terminus „Internationaler Gerichtshof“ zu. Man kam ferner überein, daß der leitende Posten im Sekretariat die Bezeichnung „Generalsekretär“ erhielt.

Als in der nächsten Sitzung die Bezeichnung der künftigen Sicherheitsorganisation erneut zur Sprache kam, sagte Gromyko, daß der Terminus „Vereinte Nationen“, wie schon früher von ihm bemerkt, einen bestimmten historischen Sinn habe, der – wenn er als Bezeichnung für die neue Organisation genommen werde – eine gewisse Verwirrung stiften könne. Historisch sei dieser Terminus anwendbar auf die Nationen, die im zweiten Weltkrieg zusammengearbeitet hätten. Doch nun werde vorgeschlagen, diesen Namen der gesamten Organisation zu geben, die nach dem gegenwärtigen Krieg wirken werde. Gromyko schlug die Bezeichnung „Internationale Sicherheitsorganisation“ vor. Der amerikanische Delegierte brachte dagegen vor, die künftige Organisation werde sich nicht nur mit der Sicherheit, sondern mit einem breiteren Problemkreis befassen. Nun meinte der sowjetische Delegierte, die Organisation könnte Weltunion heißen. Cadogan gefiel das Wort „Union“, doch der amerikanische Vertreter äußerte Zweifel: Diese Bezeichnung erinnere an eine Art Föderation, die übernationalen Status habe oder Anspruch darauf erhebe. Die amerikanische Delegation schlug erneut vor, die Organisation Vereinte Nationen zu nennen. Für diese Bezeichnung, betonte Stettinius, trete besonders energisch Präsident Roosevelt ein, der darin eine gewisse Kontinuität, eine Verbindung zwischen den gemeinsamen Anstrengungen der Mächte im gegenwärtigen Krieg und ihrer Zusammenarbeit in der Nachkriegswelt erblicke. Nach einiger Diskussion wurde die Bezeichnung „Vereinte Nationen“ angenommen.

Schließlich einigte man sich auch über den Terminus „Charta“ als Bezeichnung für das Hauptdokument der Organisation.

[379:]

Diskussion über den Begriff „Aggression“

Der Führungsausschuß trat am 7. September um 10 Uhr wieder zusammen.

Stettinius beantragte, den ganzen Entwurf des Dokuments erneut durchzugehen, um festzustellen, was vereinbart sei und was nicht. Es wurde der Wortlaut von Punkt I verlesen, in dem das Wort „Aggression“ vorkam. Cadogan erhob gegen diesen Terminus Einspruch, weil dessen Verwendung Schwierigkeiten bereiten könnte. Jebb unterstützte sogleich seinen Chef und erklärte, „Aggression“ sei ein tendenziöser Ausdruck. Der amerikanische Delegierte Dunn äußerte ebenfalls die Ansicht, daß die Verwendung des Wortes „Aggression“ nichts als Unannehmlichkeiten bereiten werde.

Gromyko wandte ein, das sei ein Standpunkt, dem er keineswegs zustimmen könne. Darauf erklärte Cadogan, es sei häufig vorgekommen, daß zwei Länder in Kriegszustand gerieten und es habe sich unmöglich feststellen lassen, welches von ihnen der Aggressor gewesen sei. Daher, so schlußfolgerte der britische Delegierte, sei der Begriff „Aggression“ lediglich dazu angetan, das Ziel, das erreicht werden solle, zu gefährden.

Eine Funktion der Organisation werde gerade darin bestehen, in jeder konkreten Situation zu bestimmen, welches Land der Aggressor sei, sagte Gromyko.

„Das ist die heilige Pflicht der künftigen internationalen Sicherheitsorganisation. Sprechen wir das nicht unumwunden aus, so erleichtern wir lediglich einem potentiellen Aggressor sein finsteres Werk ...“

Nun verbreitete sich Cadogan darüber, daß es nicht darauf ankomme, die Aggression zu definieren, wichtig sei vielmehr, daß die Organisation reale Möglichkeiten besitze, einem Konflikt ein Ende zu setzen. Die Organisation dürfe nicht Zeit verlieren mit langwierigen Debatten darüber, welches Land der Aggressor sei. Dunn bemerkte, daß die Worte „Maßnahmen zur Unterdrückung von Angriffshandlungen“ im Englischen überhaupt befremdend klingen. Er sagte ferner, daß der Begriff „Aggression“ in Genf im Völkerbund jahre-[380:]lang zur Debatte gestanden habe, ohne daß eine Übereinkunft erzielt worden sei.

Der sowjetische Delegierte stimmte dieser Argumentation nicht zu. Gerade die Tatsache, sagte er, daß es keine präzise Definition der „Aggression“ gegeben habe, habe effektive Maßnahmen gegen die Friedensstörer behindert. Daß es dem Völkerbund nicht gelungen sei, über diesen Terminus zu einer Übereinkunft zu gelangen, bestätige nur, daß gewisse Kreise eine exakte Definition des Begriffs „Aggression“ nicht zulassen wollten. Das geschah ganz bewußt. Die westlichen Politiker, die den faschistischen Machthabern Vorschub leisteten, waren der Ansicht, daß das Fehlen einer internationalen Vereinbarung es einem potentiellen Aggressor erleichtern würde, nicht nur Überfälle zu verüben, sondern auch straflos auszugehen.

„Der Krieg, den wir jetzt führen“, sagte Gromyko, „ist ein übelzeugender Beweis dafür, wozu es führt, wenn dem Aggressor Vorschub geleistet wird. Deshalb müssen wir den Terminus ‚Aggression‘ definieren ...“

In dieser Etappe wurde beschlossen, den Antrag Gromykos in Betracht zu ziehen. Man beauftragte den Redaktionellen Unterausschuß, den Entwurf eines entsprechenden Textes vorzubereiten.

Als später die Frage der „Friedensbrüche“ und der „Angriffshandlungen“ erörtert wurde, sagte Pasvolsky, daß ihm der Ausdruck „Angriffshandlungen“ mißfalle, da der Begriff „Friedensbruch“ den Begriff „Angriffshandlungen“ einschließe. Der sowjetische Delegierte mußte wiederum darauf bestehen, daß in dem Dokument die Angriffshandlungen erwähnt blieben. Es wurde beschlossen, auf diese Frage später noch zurückzukommen.

Dann beantragte der sowjetische Vertreter festzulegen, daß faschistische Staaten oder Staaten von faschistischem Typ der Organisation nicht angehören können. Cadogan erhob gegen die Worte „von faschistischem Typ“ Einspruch und sagte, es werde nicht immer klar sein, was der Terminus „Staaten von faschistischem Typ“ eigentlich bedeute.

„Wie ist es hinsichtlich Portugals?“ warf Jebb ein.

[381:] Cadogan führte des weiteren aus, das Wort „faschistisch“ könne mit der Zeit eine Sinnverschiebung erfahren.

„In dem Dokument, das wir schaffen“, sagte er, „ist die Erwähnung dieses Terminus fragwürdig ...“

Dazu meinte Gromyko, daß der Begriff von Gut und Böse unveränderlich sei.

Stettinius erklärte, man müsse überlegen, wie das Wort „faschistisch“ aufgefaßt werde.

„Russisch ist das klar“, sagte Sobolew.

„Das ist in allen Sprachen klar“, unterstützte ihn Gromyko.

„Aber die einfachen Amerikaner begreifen nicht den Sinn politischer Systeme – bis auf das eigene, das amerikanische Regierungssystem“, entgegnete Stettinius.

„Wird der Rat zu bestimmen haben, welcher Staat von faschistischem Typ ist und welcher es nicht ist?“ fragte Pasvolsky.

„Sicherlich!“ antwortete Gromyko.

„Ist Japan ein faschistischer Staat?“ wollte Cadogan wissen.

„Man wird diesen Antrag wohl eingehend prüfen müssen“, griff Stettinius ein.

„Behalten wir diesen Punkt bei“, sagte Pasvolsky, „so wird es heißen, alle ursprünglichen Mitglieder der Organisation hätten ein Gesundheitsattest erhalten ...“

Die sowjetischen Vertreter blieben fest, und das Thema kam erneut zur Sprache, als in einer der nächsten Sitzungen die Frage angeschnitten wurde, ob sich die Organisation in die inneren Angelegenheiten der Mitgliedstaaten einmischen solle, wenn die Lage in diesen Staaten den Weltfrieden gefährde.

Gromyko beantragte vorzusehen, daß Länder, die das Prinzip der Ungleichheit der Nationen verkündet hätten, zur Organisation nicht zugelassen würden. Pasvolsky erklärte sich damit nicht einverstanden und meinte, dieser Punkt sei unnötig, da an sich ja von Anfang an festgelegt sei, daß die Mitgliedstaaten

der Organisation den in der Charta dargelegten Prinzipien zu entsprechen, das heißt die Menschenrechte und die Grundfreiheiten zu respektieren hätten. Cadogan schlug vor, dieses Problem der Gründungskonferenz der internationalen Sicherheitsorganisation zu unterbreiten.

[382:] Gromyko warf wieder die Frage der Staaten von faschistischem Typ und ihrer Nichtzulassung zur Organisation auf.

Cadogan bemerkte, daß die Annahme der Formel von den Menschenrechten und den Grundfreiheiten an sich schon die Verurteilung des Faschismus und aller faschistischen Staaten bedeute. Gromyko fragte, wie man bestimmen könne, ob ein Staat die Grundrechte und -freiheiten respektiere. Sobolew ging auf diese Frage näher ein und erkundigte sich, was für ein Mechanismus die Respektierung der Grundrechte und -freiheiten gewährleisten würde. Pasvolsky äußerte die Ansicht, es ließe sich mit Leichtigkeit eine Kommission für Menschenrechte gründen, wenn das für nötig befunden werden sollte.

Damit war die Diskussion über Staaten von faschistischem Typ beendet. Die Definition des Begriffs „Aggression“ und die Erwähnung von Angriffshandlungen in der Charta jedoch wurde in späteren Sitzungen weiter erörtert.

Der amerikanische und der britische Delegierte versuchten immer wieder, einer Definition des Begriffs „Aggression“ auszuweichen. Der britische Delegierte behauptete, es sei bislang noch nie gelungen, diesen Begriff zu definieren, und jeder Versuch, das in der Charta zu tun, würde lediglich die Rechte des Sicherheitsrates schmälern. Die Delegierten der USA meinten, der Begriff „Aggression“ sei bereits in den Vorschlägen eingeschlossen, in denen auf Aggressionsvorbereitungen sowie auf Bedrohung des Friedens und auf Friedensbruch hingewiesen werde, daher müsse man, wenn überhaupt, vor allem den Begriff „Bedrohung“ definieren.

Kurzum, sowohl die Briten als auch die Amerikaner waren offensichtlich bestrebt, die Frage zu verwirren.

Die sowjetische Delegation drängte darauf, Methoden der Verhütung und Unterdrückung einer Aggression auszuarbeiten.

Schließlich blieb die Frage einer Definition des Begriffs „Aggression“ offen, im Dokument wurde jedoch der Hinweis auf Angriffshandlungen beibehalten. Man beschloß ferner, eine ausführliche Liste der Maßnahmen aufzustellen, die der Sicherheitsrat zur Unterbindung von Friedensbrüchen ergreifen sollte. Der Rat wurde ermächtigt, die an einem Streitfall Beteiligten aufzufordern, ihre Differenzen auf friedlichem Wege beizulegen, und danach andere Schritte zu unternehmen, einschließlich wirtschaftlichen Drucks, Abbruchs der diplomatischen Beziehungen, Unterbrechung der Wirtschaftsverbindungen, See- und Festlandsblockade usw. bis zu militärischen Operationen der Mitgliedstaaten gegen den Aggressor.

Das war ein großer Erfolg des sowjetischen Standpunkts bei den Gesprächen in Dumbarton Oaks.

Über die Straßen Virginias

Für den nächsten Sonntag luden uns die Amerikaner zu einer Fahrt in den Bundesstaat Virginia ein, der an den Distrikt Columbia, in dem Washington gelegen ist, grenzt. Wir brachen am Morgen in zwei Wagen auf. Es herrschte herrliches Wetter. Wir waren sieben Mann; Amtsgeschäfte erlaubten es Gromyko nicht, sich aus der Botschaft zu entfernen, General Slawin und Admiral Rodionow waren schon am Tag zuvor mit ihren amerikanischen Kollegen zur Besichtigung militärischer Einrichtungen gefahren. Wir wurden von James Dunn und Charles Bohlen begleitet.

Als wir aus der Stadt heraus waren, jagten die Wagen die Autobahn entlang und bogen dann in eine Landstraße ein, die sich zwischen grünen Hügeln und Waldstreifen dahinschlängelte. Anfangs huschten zu beiden Seiten der Chaussee die weißen Typenhäuschen vorüber, wie man sie in allen amerikanischen Städten sieht. Doch bald glaubten wir, in eine andere Welt geraten zu sein. Immer häufiger sahen wir Blockhäuser, schiefe Lattenzäune. Davor standen verbeulte, verrostete Autos. In den Siedlungen saßen alte Männer am Rande der staubigen Straße und boten den Vorüberfahrenden Obst in Körben, Gemüse und Eier an. Wir hielten und kauften Birnen.

Nach etwa zwei Stunden Fahrt erreichten wir die Luray-Tropfsteinhöhlen, eine Sehenswürdigkeit dieses Landstrichs. Die Tropfsteine, die von der Höhlendecke herabwuchsen, wur-[384:]den angestrahlt und schillerten in allen Farben des Regenbogens. An einigen Stellen waren Stufen in die Felsen geschlagen, überall hatte man Pfade angelegt, die tief in das Labyrinth hineinführten. Ich war zum erstenmal in einer Tropfsteinhöhle, und dieser märchenhafte Anblick beeindruckte mich stark.

Als wir schließlich wieder draußen waren, blendete uns die grelle Sonne. Von der Terrasse über dem Eingang der Höhle hatte man einen herrlichen Ausblick auf die weiten goldenen Felder, auf die grünen Hügel Virginias. Wir setzten uns auf der Terrasse in ein Café und tranken mit Genuß den kühlen Saft, der kurz zuvor aus großen aromatischen Apfelsinen gepreßt worden war. Bohlen erzählte von der Geschichte dieser Region, von den Schlachten, die hier während des Kampfes um die Unabhängigkeit und im Krieg zwischen den Süd- und den Nordstaaten geschlagen worden waren. Hier, wie überall in den Vereinigten Staaten, stehen in jedem Städtchen Denkmäler für die Helden jener Zeiten.

Bald brachen wir wieder auf. Wir sollten noch am gleichen Tag Mount Vernon, den Landsitz ,des ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten, George Washington, besuchen. Der Landsitz lag in einer malerischen Gegend, am Ufer des wasserreichen Potomac. Das mit weißer Ölfarbe gestrichene zweistöckige Haus unter einem roten Dach, das ein sechseckiges Türmchen von der Art eines Dorfglockenturms krönte, stand auf einem hohen grünen Hügel. Die Fassade zierten acht quadratische Säulen. Zu beiden Seiten – lange Galerien, die das Hauptgebäude mit den Wirtschaftsbauten verbanden. Von einer Galerie aus führte eine Allee in eine Bodensenke, zum Grab George Washingtons.

Der Landsitz ist heute eine Gedenkstätte. Der Besucherstrom reißt nicht ab. Als wir ankamen, stand am Eingang zur Gedenkstätte eine lange Menschenglange. Als offizielle Delegation wurden wir durch eine Seitentür hineingeführt. Innen war alles so erhalten geblieben wie zu Washingtons Lebzeiten. Dann stiegen wir zu der Gruft hinab, in der dieser große Sohn Amerikas beigesetzt worden war. Neben der Gruft be-[385:]fand sich eine Tafel mit dem Wortlaut der „Abschiedsbotschaft“ Washingtons.

George Washington wurde zweimal zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt, dann verzichtete er auf eine erneute Kandidatur. In der „Abschiedsbotschaft“ setzte er sich für eine gleichberechtigte Zusammenarbeit zwischen den Staaten ein, verurteilte scharf die Politik der Herrschaft der einen Länder über die anderen. Er empfahl „harmonische, vorurteilsfreie Beziehungen zwischen allen Nationen“.

Wenn man diese Botschaft las, mochte man glauben, daß die Vereinigten Staaten nach dem grausamen Weltgemetzel den ihnen von ihrem ersten Präsidenten gewiesenen Weg gehen würden. Zusammenarbeit zwischen den Völkern – um ebendieser Idee willen waren doch unsere Delegationen in Dumbarton Oaks zusammengekommen! Aber die Entwicklung nach dem Krieg sollte zeigen, daß in Washington das politische Vermächtnis des Mannes, dessen Namen die Hauptstadt der Vereinigten Staaten von Amerika trägt, vergessen worden war ...

Wir kehrten am späten Abend nach Washington zurück. Charles Bohlen, der in unserem Wagen mitfuhr, ließ sich vor seinem Haus absetzen. Bei der Verabschiedung dankten wir für den angenehmen verbrachten Tag. Als wir auf der Fahrt zum Hotel durch die 16. Straße kamen, sah ich im Arbeitszimmer des Botschafters noch Licht brennen. Gromyko hatte es nicht leicht. Auf ihm lastete die gewaltige Verantwortung für den gesamten Komplex der sowjetisch-amerikanischen Beziehungen jener Zeit. Und außerdem leitete er die sowjetische Delegation auf der Konferenz.

Die Abstimmung im Rat

Die nach erstem Meinungsaustausch zurückgestellte Frage des Abstimmungsverfahrens im Sicherheitsrat löste im weiteren eine sehr heftige Diskussion aus. Dieses Problem war das auf der Konferenz wohl am meisten umstrittene.

In der nächsten Sitzung des Führungsausschusses sagte Gro-[386:]myko, daß die Position der sowjetischen Delegation hinsichtlich der Abstimmung im Rat unverändert bleibe.

„Wir sind der Ansicht“, sagte der sowjetische Vertreter, „daß die britischen und amerikanischen Vorschläge für das Abstimmungsverfahren im Rat einen Verstoß gegen das Prinzip der Einstimmigkeit der Großmächte bedeuten. Indessen hat die Sowjetregierung diesem Prinzip schon immer erstrangige Bedeutung beigemessen.“

Stettinius bestand auf seinem Vorschlag. Er könne es sich, versicherte er, einfach nicht vorstellen, daß der USA-Senat einen Vorschlag annehmen würde, wonach in der künftigen Organisation ein in einen Streitfall verwickeltes Land Stimmrecht hätte; die sowjetische Haltung könne durchaus dazu führen, daß wegen der schroffen Ablehnung seitens der kleinen Länder die Gründungskonferenz der Organisation überhaupt nicht zustande komme.

Auch die Briten suchten die sowjetische Delegation unter Druck zu setzen. Cadogan sagte, seiner Meinung nach werde sich kein einziges britisches Dominion der Organisation der Vereinten Nationen anschließen, falls das von der sowjetischen Seite vertretene Prinzip angenommen werden sollte. Der britische Delegierte fügte hinzu, angesichts der sowjetischen Haltung müsse man generell überlegen, an welches Verfahren man sich fortan halten sollte. Er wisse einfach nicht, was man in der gegebenen Situation unternehmen könne.

Stettinius äußerte weitere Bedenken. Sollte die Meinungsverschiedenheit in dieser Frage weithin bekannt werden, so hätte das unerwünschte Folgen. Würde aber die Konferenz keine Schlußerklärung abgeben, so könnte das als ihr Scheitern aufgefaßt werden.

Offensichtlich um die Situation zu dramatisieren, versicherten die Amerikaner und die Briten, daß die entstandene Lage den ganzen Sachverhalt verändere und daß die weiteren Aussichten der Verhandlungen zu überdenken seien. Cadogan erklärte, sich mit Anthony Eden beraten zu müssen, und meinte, die ganze Frage sei auf höherer Ebene zu entscheiden.

Gromyko bekräftigte noch einmal den Standpunkt der Sowjetregierung und betonte, daß am Prinzip der Einstimmig-[387:]keit der Großmächte keine Veränderungen zulässig seien. Das Einstimmigkeitsprinzip sei jene vereinbarte Grundlage, von der alle ausgingen. Es sei offensichtlich, daß den Großmächten in der Organisation eine Sonderstellung zukomme, einfach deswegen, weil sie die Hauptverantwortung für die Aufrechterhaltung des Friedens trügen. Gromyko brachte die Überzeugung zum Ausdruck, daß die kleinen Länder dieses Prinzip akzeptieren würden, da schon immer ein solches Herangehen vorgesehen gewesen sei.

„Man darf nicht von vornherein annehmen“, sagte Gromyko, „daß die Großmächte, die die Hauptverantwortung für die Sicherheit der Völker tragen, sogleich in Streitfälle verwickelt werden. Im Gegenteil, man muß damit rechnen, daß ihre erfolgreiche Zusammenarbeit im Krieg, ihr jetziger Kampf um die Sicherheit der Menschheit auch fortan für die Erhaltung des Friedens größte Bedeutung haben werden.“

„Die Konferenz hat also einen Wendepunkt erreicht“, stellte Stettinius vielsagend fest. „Ich muß konstatieren, daß sich keine Schwierigkeiten für eine Übereinkunft in den übrigen Punkten ergeben, falls es uns gelingt, in dieser Hauptfrage eine für alle akzeptable Lösung zu finden.“

Gromyko erinnerte daran, daß die sowjetische Seite im Verlaufe der Verhandlungen bereits viele Zugeständnisse gemacht habe, sofern „Zugeständnisse“ überhaupt das passende Wort sei für Verhandlungen, bei denen alle Partner ein gemeinsames Ziel, das allgemeine Einvernehmen, anstrebten. Jetzt erwarte die sowjetische Delegation ein Gleiches von ihren Partnern.

„Wie sollen wir weiter verfahren?“ fragte Stettinius.

„Rasches Handeln tut not“, sagte Cadogan, „da unsere Differenzen zweifellos publik werden. Die Frage ist nun, wie man all das der Presse darbieten soll. Man könnte sagen, in Dumbarton Oaks sei eine Übereinkunft gar nicht beabsichtigt gewesen, aber die Differenzen würden schließlich dennoch ruckbar werden. Man könnte den Vereinten Nationen ein Dokument in zwei Varianten vorlegen, aber auch das würde einen schlechten Eindruck machen ...“

Gromyko bemerkte, er könne es sich nicht vorstellen, daß [388:] sich eine Konferenz der Vereinten Nationen überhaupt einberufen lasse, falls die vier Mächte nicht zu einem übereinkommen gelangten. Er nehme an, daß Alternativvarianten oder Hinweise auf Uneinigkeit Verwirrung auslösen könnten. Der amerikanische und der britische Delegierte sollten diese ganze Frage erneut sorgfältig prüfen.

An dieser Stelle sei bemerkt, daß die amerikanische und die britische Delegation mit ihrem Vorschlag, daß die an einem Streitfall unmittelbar beteiligte Seite im Sicherheitsrat nicht über diesen Fall abstimmen dürfe, keineswegs so uneigennützig waren, wie sie es zu sein vorgaben. Da die Sowjetunion zu jener Zeit die einzige sozialistische Macht darstellte, war man in Washington wie in London fest davon überzeugt, daß die USA und Großbritannien im Falle ernsthafter Meinungsverschiedenheiten sowohl im Sicherheitsrat als auch in der Vollversammlung über die absolute Stimmenmehrheit verfügen würden. Ebendeshalb machte es ihnen nicht das geringste aus, sich als „superkonsequente“ Mächte aufzuspielen, die bereit waren, sich vorbehaltlos dem von ihnen selbst vorgeschlagenen Verfahren unterzuordnen. Sie dachten damals nicht einmal daran, daß irgendein Ratsmitglied (außer der Sowjetunion), mit den Vereinigten Staaten und Großbritannien durch eine Vielfalt ökonomischer, ideologischer und politischer Bande verknüpft, es jemals wagen würde, gegen sie zu stimmen. Die Sowjetunion aber wollten sie weitgehend ausschalten, indem sie den sozialistischen Staat in den Streitfällen, die seine Interessen berührten, des Stimmrechts beraubten.

Aber nicht nur das. Hier wurde tatsächlich das Grundprinzip der Nachkriegsregelung verletzt, die auf der Einmütigkeit der Großmächte beruhte, welche die Hauptverantwortung für die Aufrechterhaltung des Friedens trugen. Hätten doch ganz offensichtlich im Falle eines Friedensbruchs gerade diese Mächte die Hauptlast der Gewährleistung der Sicherheit der Völker übernehmen müssen. Im Grunde konnte jeder Streitfall, geschweige denn ein Konflikt, in den eine Großmacht verwickelt wurde, in einen folgenschweren Zusammenstoß umschlagen. Wie konnte man da einer interessierten Großmacht das Recht auf Teilnahme an der Abstimmung darüber ent-[389:]ziehen? Eine solche Prozedur wäre gleichbedeutend gewesen mit dem Versuch, den Einfluß dieses Staates auf die Entscheidungen der Organisation auszuschalten.

Die Auseinandersetzung dauerte zwei Tage, wobei die Positionen der beiden Seiten unverändert blieben.

Da die Sache nicht vom Fleck kam, entschloß sich Washington, erneut Druck auszuüben. Bei einer Zusammenkunft mit Gromyko sprach Cordell Hull von der großen Bedeutung, die die USA dem Abstimmungsverfahren im Sicherheitsrat beimessen würden, und ersuchte ihn, den amerikanischen Standpunkt nach Moskau weiterzuleiten. Am 8. September wurde der sowjetische Botschafter von Präsident Roosevelt empfangen. Dieser sagte, jeder Vorschlag für ein „absolutes Veto“ würde ernste Schwierigkeiten sowohl im USA-Kongreß als auch in den Beziehungen zu anderen Vereinten Nationen schaffen. Am nächsten Tag sandte Roosevelt an Stalin eine persönliche und geheime Botschaft, in der es hieß:

„Ich hatte eine interessante und angenehme Unterredung mit Ihrem Botschafter über die Fortschritte der Verhandlungen in Dumbarton Oaks. Es bleibt offensichtlich nur noch eine wichtige Frage offen, über die wir noch keine Einigung erzielt haben. Das ist die Frage des Abstimmungsmodus im Rat. Wir und die Briten sind der festen Meinung, daß bei den Entscheidungen des Rates die am Konflikt beteiligten Parteien kein Stimmrecht haben sollten, selbst wenn eine dieser Parteien ständiges Mitglied des Rates ist. Wie ich Ihren Botschafter verstanden habe, vertritt Ihre Regierung in dieser Frage eine gegenteilige Auffassung.“

Unter Hinweis auf die Traditionen der Vereinigten Staaten erklärte Roosevelt, das von den Amerikanern vorgeschlagene Prinzip nicht aufgeben zu können, um so mehr, als die kleinen Nationen, wie er meinte, ansonsten darin einen Versuch der Großmächte sehen würden, sich über das Gesetz hinwegzusetzen.

„Aus diesen Gründen hoffe ich“, schrieb Roosevelt abschließend, „daß Sie es für möglich halten, Ihre Delegation anzuweisen, unserem Vorschlag über den Abstimmungsmodus zuzustimmen. Wenn das

geschieht, können die Verhandlungen [390:] in Dumbarton Oaks mit vollem und hervorragendem Erfolg rasch zum Abschluß gebracht werden.“

Stalins Antwortschreiben ist vom 14. September datiert. „Ich muß sagen“, schrieb er, „daß für die erfolgreiche Tätigkeit der Internationalen Sicherheitsorganisation der Abstimmungsmodus im Rat von großer Bedeutung sein wird, denn es kommt darauf an, daß die Arbeit des Rates auf dem Prinzip der Übereinstimmung und der Einstimmigkeit der vier Großmächte beruht, und zwar in allen Fragen einschließlich derjenigen, die unmittelbar eines dieser Länder angehen. Der ursprüngliche amerikanische Vorschlag, einen besonderen Abstimmungsmodus für Streitfälle festzulegen, in die ein oder mehrere Ratsmitglieder mit dem Status eines ständigen Mitglieds verwickelt sind, scheint mir richtig zu sein. Andernfalls wird der zwischen uns auf der Teheraner Konferenz erzielten Vereinbarung, die von dem Prinzip ausgeht, in erster Linie die für den Kampf gegen künftige Aggressionen unerläßliche Aktionseinheit der vier Großmächte zu sichern, jede Bedeutung genommen.

Eine solche Einheit setzt selbstverständlich voraus, daß es unter diesen Mächten keine gegenseitigen Verdächtigungen geben kann. Was die Sowjetunion betrifft, so kann sie nicht gut darüber hinweggehen, daß es gewisse unsinnige Vorurteile gibt, die häufig eine wirklich objektive Haltung gegenüber der UdSSR verhindern. Auch die anderen Staaten müssen die Folgen abwägen, die entstehen können, wenn unter den führenden Mächten keine Einigkeit besteht.

Ich hoffe, daß Sie den Ernst der hier geäußerten Erwägungen verstehen und wir auch in dieser Frage eine einmütige Lösung finden werden.“

Der Brief Admiral Leahys

Die Folgen der Uneinigkeit der führenden Mächte, von denen in der Botschaft des Oberhauptes der Sowjetregierung die Rede war, konnten sehr schwerwiegend sein. Das begriffen schon damals viele Politiker der westlichen Welt. Meinungsverschiedenheiten kamen auch innerhalb der amerikanischen Gruppe [391:] in Dumbarton Oaks selbst auf. Heute ist bekannt: Einige Mitglieder der USA-Delegation befürchteten unverzügliche militärische Folgen, falls keine Übereinkunft zustande käme; diese würden nicht nur die Entwicklung der Operationen in Europa beeinflussen, sondern auch die Perspektive des Eintritts der Sowjetunion in den Krieg gegen Japan. Außerdem waren sie der Ansicht, daß es im weiteren noch schwieriger werden würde, zu einem übereinkommen zu gelangen, und das hätte das Ende der Versuche zur Gründung einer internationalen Sicherheitsorganisation bedeuten können. Schließlich hegten sie auch ernste Zweifel, daß der Senat seine Einwilligung zur Einschränkung des Stimmrechts der Vereinigten Staaten in jedem Streit, an dem sie direkt beteiligt waren, geben würde. In Anbetracht all dessen schlugen sie vor, dem sowjetischen Standpunkt zuzustimmen, den sie für vernünftig hielten und der im Grunde anfangs auch der amerikanische gewesen war.

In der Folgezeit setzte sich innerhalb der amerikanischen Delegation immer mehr die Ansicht durch, daß es für die Vereinigten Staaten selbst unvorteilhaft und unzweckmäßig wäre, einem Verfahren zuzustimmen, das ihnen das Stimmrecht in einem Streitfall entzöge, an dem sie unmittelbar beteiligt waren. In einem Memorandum, das die Verfechter dieses Standpunkts Präsident Roosevelt übermittelten, hieß es: „Die an den Verhandlungen in Dumbarton Oaks teilnehmenden amerikanischen Militärvertreter heben besonders hervor, daß die durch einen beliebigen Mitgliedstaat der Organisation zur Verfügung gestellten Kontingente in keinem Fall so stark und leistungsfähig sein dürfen, um als wirksame Kraft gegen eine der Großmächte gerichtet zu werden. Aus diesem Grunde wäre es unrealistisch, eine theoretische Möglichkeit zur Durchführung gewaltsamer Aktionen gegenüber den Vereinigten Staaten, Großbritannien oder Sowjetrußland in Betracht zu ziehen ...“

Nicht weniger aufschlußreich ist auch ein Brief, den Admiral Leahy, der lange Zeit enger Berater des Präsidenten war, in jenen Tagen an Roosevelt richtete. Dieser Brief zeigt, wie sich einige Kreise der Vereinigten Staaten die Nachkriegs-[392:]welt und den Charakter der Beziehungen zwischen den Großmächten vorstellten.

„Ganz offensichtlich kann man sich für die Zukunft unmöglich einen Weltkrieg oder überhaupt einen größeren Krieg vorstellen“, so hieß es in diesem Brief, „an dem nicht eine oder mehrere der Groß-

mächte auf dieser oder jener Seite beteiligt sein würden. Nach Beendigung des gegenwärtigen Krieges bleiben für den übersehbaren Zeitraum nur drei solche Mächte übrig: die Vereinigten Staaten, Großbritannien und Rußland. Jeder Weltkonflikt wird unter Bedingungen ablaufen, da sich Großbritannien und Rußland in einander feindlichen Lagern befinden werden. Rußland hat seine gewaltigen militärischen und ökonomischen Ressourcen vor aller Welt demonstriert. Was England betrifft, so dürfte es aus diesem Krieg bedeutend geschwächt hervorgehen. Folglich werden im Falle eines Konflikts zwischen diesen zwei Mächten in Anbetracht der ungleichen Kräfte und militärischen Möglichkeiten nicht einmal wir etwas tun können, wenn wir uns an die Seite Großbritanniens stellen. In Anbetracht aller militärischen Faktoren, insbesondere der Ressourcen an Menschen und Material, der geographischen Faktoren und insbesondere unserer Möglichkeiten, Truppen über den Ozean zu bringen, werden wir natürlich mit ziemlichem Erfolg England verteidigen können, aber wir werden unter den gegenwärtigen Bedingungen nicht imstande sein, Rußland zu besiegen. Mit anderen Worten, wir werden in einen Krieg hineingezogen, den wir nicht gewinnen können.“

Dem Problem des Abstimmungsverfahrens im Sicherheitsrat wurden noch einige weitere Sitzungen des Führungsausschusses gewidmet. Da man zu keinem Einvernehmen gelangte, äußerte Stettinius die Ansicht, daß es unter den gegebenen Umständen drei Varianten der gemeinsamen Schlußerklärung geben könnte.

Die erste Variante: Die Verhandlungen abschließen mit der Mitteilung, die drei Gruppen wären nicht zu einem Übereinkommen gelangt. Das sei nach Ansicht der amerikanischen Delegation undenkbar, hänge doch die gesamte Zukunft der Welt von der Fähigkeit der drei Mächte ab, sowohl im Krieg [393:] als auch im Frieden Schulter an Schulter zusammenzustehen. Man müsse folglich einen Weg zur Annäherung der Positionen finden, um die internationale Konferenz zur Gründung der Organisation einberufen zu können.

Die zweite Variante: Einen vereinbarten Text veröffentlichen und der Konferenz der Vereinten Nationen vorlegen, wobei die Frage der Abstimmung im Rat offenbliebe.

Die dritte Variante: Nach Abschluß der Verhandlungen in Dumbarton Oaks lege jede Gruppe ihrer Regierung einen Bericht vor. Die entsprechenden Regierungen studierten die Ergebnisse der Arbeit, und danach werde die nächste Beratung von der Art der Konferenz in Dumbarton Oaks einberufen.

„Was sagen dazu meine Kollegen?“ fragte Stettinius.

Cadogan meinte, seine Regierung würde wohl kaum die erste Variante akzeptieren, die das Eingeständnis des Scheiterns der Beratung bedeute. Sei doch in vielen Fragen eine Übereinkunft erzielt worden. Von der zweiten Variante glaubte Cadogan, daß sie ebensowenig taue, weil es unvernünftig wäre, eine große Konferenz ohne vorheriges Einvernehmen der drei Großmächte einzuberufen. Die dritte Variante dürfte die beste sein. Dabei könnte man sagen, daß die Konferenz zu Übereinkommen gelangt sei, jedoch nicht in allen Fragen, und daß die Divergenzen den entsprechenden Regierungen zur Prüfung zugeleitet worden seien.

„Aber es ist auch noch eine andere Variante möglich“, bemerkte Cadogan abschließend, „nämlich die Konferenz abschließen, ohne irgendeine Erklärung abzugeben ...“

Pasvolsky sagte, diese Variante würde der Öffentlichkeit keine richtige Vorstellung von der Arbeit der gegenwärtigen Konferenz vermitteln, da ja in Dumbarton Oaks faktisch nicht wenig geleistet worden sei.

„Angesichts der Bedeutung, die die Völker einer Fortsetzung der Zusammenarbeit der freien Mächte beimessen“, erklärte Stettinius, „sagt mir mein Innerstes, daß man irgendeinen Ausweg finden und zu einem Übereinkommen gelangen muß ...“

Auch Gromyko stellte fest, daß von einer Uneinigkeit der Delegationen nicht die Rede sein könne. Man müsse sagen, [394:] daß sich die Verhandlungspartner über einen großen Kreis von Fragen geeinigt hätten, daß aber die Prüfung einiger Probleme noch nicht abgeschlossen sei. Man könnte ferner sagen, daß die Regierungen die Erörterung dieser Fragen fortsetzen würden.

Stettinius unterstützte diesen Gedanken und schlug vor, im Abschnitt über die Abstimmung im Sicherheitsrat zu vermerken, daß die Prüfung des Abstimmungsverfahrens noch andauere.

Letztendlich fand ebendieser Vorschlag seine Widerspiegelung in dem Dokument, das nach der Konferenz in Dumbarton Oaks veröffentlicht wurde.

Die Formel von Liwadija

Die endgültige Einigung über das Abstimmungsverfahren im Sicherheitsrat wurde auf der Konferenz der Regierungschefs der drei Mächte, die im Februar 1945 auf der Krim stattfand, erzielt.

Als die Frage der Abstimmung im Rat während einer Sitzung im Palais Liwadija angeschnitten wurde, schlug Präsident Roosevelt vor, daß Stettinius, der der Krimkonferenz schon in seiner Eigenschaft als Außenminister der USA beiwohnte, den neuen amerikanischen Vorschlag darlege. In diesem Vorschlag wurden die Streitfälle nach ihrem Charakter und der Methode ihrer Beilegung – zwangsweise oder auf friedlichem Wege – unterschieden.

Stettinius zählte zunächst die Fälle auf, die nach dem vorgeschlagenen Modus eine Stimmenmehrheit der Sicherheitsratsmitglieder. erforderten.

Dann führte der Außenminister die – auf friedlichem Wege beizulegenden – Fälle an, die eine Mehrheit von sieben Stimmen der Sicherheitsratsmitglieder einschließlich der gleichlautenden Stimmen aller ständigen Mitglieder erforderten. Dabei sollte sich jedoch ein an einem Streit beteiligtes Mitglied des Sicherheitsrates bei Beschlußfassungen der Stimme enthalten.

Nachdem Stettinius die neuen amerikanischen Vorschläge verlesen hatte, sagte Roosevelt, daß sich auf dieser Basis seines [395:] Erachtens eine Einigung erzielen ließe. Die großen wie die kleinen Nationen hätten ja das gleiche Ziel, die Erhaltung des Friedens, und Verfahrensfragen sollten bei seiner Erreichung kein Hindernis sein.

Im Verlaufe des weiteren Meinungs austausches erklärte Churchill, daß die Frage, ob der Frieden eine feste Grundlage haben würde, von der Freundschaft und Zusammenarbeit der drei Großmächte abhängen.

„Wir würden uns aber in eine falsche Position begeben und unseren Absichten nicht gerecht werden können, wenn wir eine freie Äußerung der Ansprüche der kleinen Staaten nicht vorsehen würden“, fügte der britische Premierminister hinzu. Und er fuhr fort:

„Selbstverständlich denke ich vor allem daran, wie sich die neue Lage auf die Zukunft des Britischen Commonwealth auswirken wird. Ich will ein konkretes Beispiel anführen, ein für England schwieriges Beispiel. Ich meine Hongkong. Sollte Präsident Roosevelts Antrag angenommen werden und China Hongkong zurückverlangen, dann hätte Großbritannien das Recht, seinen Standpunkt zu äußern und ihn zu verteidigen, dürfte aber nicht an der Abstimmung zu den fünf Punkten teilnehmen, die am Ende des amerikanischen Dokuments angeführt sind. China hätte seinerseits das Recht, seine Ansicht über Hongkong voll und ganz darzulegen, und der Sicherheitsrat müßte die Frage entscheiden, ohne daß die britische Regierung an der Abstimmung teilnehmen würde.“

Stalin sagte, er möchte ein anderes Beispiel nehmen, das des Suezkanals, der sich auf ägyptischem Territorium befinde.

„Könnte man nicht zunächst die Erörterung meines Beispiels abschließen?“ entgegnete Churchill und fuhr fort: „Nehmen wir an, die britische Regierung könnte sich mit der Erörterung einer der im Artikel 3 berührten Fragen nicht einverstanden erklären, da sie der Ansicht wäre, daß diese die Souveränität des Britischen Empire antaste. In diesem Falle wäre der britischen Regierung der Sieg sicher, denn jedes ständige Mitglied hätte gemäß Artikel 3 das Recht, gegen die Maßnahmen des Sicherheitsrates das Veto einzulegen. Zum [396:] anderen wäre es ungerecht, wenn China nicht die Möglichkeit hätte, seine Meinung zum Streitfall zu äußern.“

Das gleiche gilt auch für Ägypten“, entwickelte Churchill seinen Gedanken weiter. „Sollte Ägypten die Frage der Rückgabe des Suezkanals stellen, so könnte die britische Regierung die Erörterung

dieser Frage bedenkenlos zulassen, da die Interessen Englands durch den Artikel 3, in dem das Veto-recht vorgesehen ist, gewährleistet wären. Würde Argentinien den USA gegenüber Ansprüche erheben, so hätten die USA nach diesem Verfahren das Recht, gegen die ihnen nicht genehme Entscheidung des Sicherheitsrates das Veto einzulegen.“

Stalin hörte sich diese Erwägungen an und bat, der sowjetischen Delegation das von Stettinius verlesene Dokument zu übergeben, um die dort enthaltenen Vorschläge eingehend prüfen zu können.

„Es scheint mir“, fuhr Stalin fort, „daß dieses Dokument einen Kommentar zu den Vorschlägen des Präsidenten darstellt. Meines Erachtens besteht aber das Ziel der in Dumbarton Oaks gefaßten Beschlüsse darin, den verschiedenen Ländern nicht nur das Recht der Meinungsäußerung zu garantieren. Dieses Recht ist billig, und niemand bestreitet es. Der Sachverhalt ist viel ernster. Wirft eine Nation eine Frage auf, die für sie von größter Wichtigkeit ist, so tut sie das nicht, um ihre Meinung darlegen zu können, sondern um eine Entscheidung herbeizuführen. Keiner der Anwesenden würde das Recht der Nationen anfechten, sich in der Versammlung zu äußern. Doch nicht darum geht es. Churchill ist offenbar der Meinung, daß China, falls es die Hongkong-Frage aufwerfen sollte, sich hierzu nur äußern möchte. Das stimmt nicht. China würde eine Entscheidung fordern. Genauso würde sich Ägypten, wenn es die Frage der Rückgabe des Suezkanals anschnitte, nicht mit der Äußerung seiner diesbezüglichen Meinung begnügen. Ägypten würde die Entscheidung der Frage fordern. Deshalb geht es jetzt nicht einfach darum, die Möglichkeit der Meinungsäußerung zu sichern, sondern um weitaus wichtigere Dinge ...“

Dieser Meinungs-austausch und das anschließende sorgfältige Studium der amerikanischen Vorschläge führten schließlich-[397:]lich zu dem Abstimmungsverfahren im Sicherheitsrat, das in der UNO-Charta niedergelegt ist. Schon während der Krimkonferenz gab die Sowjetregierung dazu eine entsprechende Erklärung ab. Sie äußerte die Meinung, daß die Eintracht der drei Mächte bei der Gewährleistung der Sicherheit nach dem Kriege durchaus zu erzielen sei. Die in Dumbarton Oaks ausgearbeiteten Vorschläge, so hieß es ferner in der Erklärung, sowie die zusätzlichen Vorschläge Roosevelts könnten als Grundlage für die künftige Zusammenarbeit der großen und kleinen Staaten in Fragen der internationalen Sicherheit dienen.

In der UNO-Charta, die am 26. Juni 1945 in San Francisco angenommen wurde, ist dieser Passus wie folgt formuliert:

„Artikel 27 ...

3. Beschlüsse des Sicherheitsrates über alle anderen Fragen bedürfen der Zustimmung von sieben Mitgliedern, inbegriffen die Zustimmung aller ständigen Mitglieder; dabei ist vorausgesetzt, daß bei Beschlüssen gemäß Kapitel VI und gemäß Artikel 52 Absatz 3 eine an einem Streit beteiligte Partei sich der Stimme enthalten soll.“

In diesem Abschnitt der Charta ist das Verfahren vorgesehen, das auf der Grundlage der in Liwadija erzielten Vereinbarung ausgearbeitet wurde.

In den nachfolgenden Jahren erhob man in der UNO gegen die Sowjetunion viele Anschuldigungen wegen des sogenannten Vetorechts. Die Sache wurde so hingestellt, als sei die Einstimmigkeitsregel im Sicherheitsrat eine ausgeklügelte sowjetische Erfindung, die Moskau den Westmächten aufgezwungen habe. Die historischen Tatsachen besagen aber etwas anderes: Die westlichen Politiker haben letztlich die Bedeutung des Prinzips der Einstimmigkeit der Großmächte erkannt und auf dieser Basis eine entsprechende Formel vorgeschlagen. Das im Sicherheitsrat geltende Abstimmungsverfahren wurde von Washington ausgearbeitet, von London unterstützt, und keine geringeren als Roosevelt und Churchill kamen mit der Sowjetregierung überein, dieses Verfahren anzunehmen. Das ist der wahre Sachverhalt.

[398:]

Eine Wahlrede Roosevelts

Als ich am Samstag, dem 23. September, abends aus Dumbarton Oaks ins Hotel zurückkehrte, fiel mir in der Halle ein ungewöhnlich reger Betrieb auf. Menschen kamen gruppenweise oder einzeln

durch die Drehtür des Hotels und stiegen zum zweiten Stock hinauf, wo sich die Bankettsäle befanden. In der Halle flanierten junge Männer mit sich wölbenden Jacken – unverkennbar Detektive, die ihre Pistolen unter der Achsel zu tragen pflegten. Ich trat an den Portier heran und fragte, was denn eigentlich los sei. Der Portier übergab mir meinen Schlüssel und antwortete leise:

„Der Präsident hält heute hier seine erste Wahlrede ...“

Ich ging zum Lift, der von einem netten schlanken Negermädchen bedient wurde.

„Aufwärts“, sagte es mechanisch und blickte mit seinen großen Augen über mich hinweg.

„Zum fünften“, sagte ich.

Beim Hochfahren überlegte ich, wie ich in diese Versammlung gelangen könnte. Warum sollte ich es nicht versuchen? Der Lift hielt im fünften Stock, aber ich stieg nicht aus, sondern bat das Liftmädchen, mich zum zweiten Stock zu fahren. Das Mädchen zog die Augenbrauen erstaunt in die Höhe, sagte aber nichts und drückte auf den Knopf.

Als ich aus dem Lift trat, sah ich mich einem hochgewachsenen jungen Mann gegenüber, der sich liebenswürdig, aber hartnäckig dafür interessierte, mit wem er es zu tun hatte. Ich wies mich als Teilnehmer der Konferenz in Dumbarton Oaks aus.

„Haben Sie sich auch nicht geirrt? Wollen Sie wirklich hierher?“

fragte der junge Mann.

„Ich möchte die Rede des Präsidenten hören, wenn das möglich ist.“

„Warten Sie bitte einen Moment ...“

Der junge Mann verschwand, ich aber trat zur Seite. An mir gingen immer neue Gäste vorbei. Jeder hatte am Revers seines Anzugs eine Karte mit irgendeiner Aufschrift befestigt, die diente als Passierschein.

[399:] „Bitte sehr“, sagte der plötzlich wieder auftauchende junge Mann. „Sie können hinein ...“

Ich betrat hinter einer Gruppe von Amerikanern den langen Saal und setzte mich in die letzte Reihe. Am anderen Ende stand auf einem Podium ein polierter Tisch mit mehreren Mikrofonen. Der Saal war zu einem beträchtlichen Teil gefüllt, doch es kamen immer noch Menschen und suchten sich lärmend Platz. Ein kräftig gebauter Mann erschien auf dem Podium und drückte auf eine Klingel. Es wurde still. Der Vorhang hinter dem Podium teilte sich, und Roosevelt wurde sichtbar. Sofort brandete Beifall auf. Roosevelt saß im Rollstuhl, die rechte Hand zum Gruß erhoben, und lächelte. Der Stuhl wurde an den Tisch geschoben, die Bremse angezogen. Drei weitere, Männer stiegen auf das Podium und nahmen zu beiden Seiten des Präsidenten Platz. Einer von ihnen erklärte die Versammlung der Kraftfahrergewerkschaft für eröffnet und erteilte Roosevelt das Wort.

Der Präsident packte die Armlehnen, beugte sich zu den Mikrofonen vor und begann seine Rede:

„Nun sind wir hier wieder beisammen. Ich bin um vier Jahre älter geworden, was einige Menschen zu reizen scheint ...“

Mit diesen Worten spielte Roosevelt darauf an, daß er bereits zum vierten Male für das höchste Amt im Staate kandidierte. Viel war seit dem Tag, da er zum erstenmal ins Weiße Haus einzog, geschehen. Was waren das für Jahre gewesen!

Die erste Präsidentschaftsperiode Roosevelts begann vor nahezu zwölf Jahren, als die Vereinigten Staaten noch von schwerster Wirtschaftskrise geschüttelt wurden und Hitler in Deutschland kurz vor seinem Machtantritt stand. Seitdem hatte sich die Lage in der Welt von Grund auf verändert. Jetzt führte Roosevelt ein Land, das an der Antihitlerkoalition teilnahm, zum Sieg. Und nun bewarb er sich, ein schwerkranker Mann, erneut um das Amt des Präsidenten, um nach dem Sieg über den gemeinsamen Feind an der Schaffung der Grundlagen der Nachkriegswelt mitzuwirken.

Er wußte es – der Sieg war nahe. Aber gerade das bevorstehende Kriegsende brachte komplizierte innen- und außen-[400:]politische Probleme hervor. Die Kräfte, die sich verborgen gehalten hatten, als der Ausgang des titanischen Ringens noch nicht klar war, erhoben jetzt wieder das Haupt. Sie hatten ihre eigenen Vorstellungen von der Nachkriegswelt, und sie schlossen sich zusammen, um Roosevelt eine Niederlage beizubringen, obgleich er damals gewaltige Popularität im Lande genoß.

Ihre Attacken waren vor allem darauf gerichtet, Roosevelt zu diskreditieren. Dazu war ihnen jedes Mittel recht – kleiner Klatsch ebenso wie große Provokationen. So wurde beispielsweise das Gerücht in Umlauf gesetzt, Roosevelt habe auf den Aläuten sein Lieblingshündchen Falo vergessen und dann einen Zerstörer hinbeordert, um es zu holen, was die Steuerzahler zwei Millionen, wenn nicht gar zwanzig Millionen Dollar gekostet habe. Andere Beschuldigungen waren ernsterer Natur. So erklärte ein republikanisches Kongreßmitglied, die australische Regierung habe Washington im Dezember 1941, 72 Stunden vor dem Überfall auf die amerikanischen Kriegsschiffe, gewarnt, daß sich die japanische Flotte Pearl Harbor nähere, doch die Administration Roosevelts habe diese Warnung in den Wind geschlagen. Roosevelt widerlegte diese Hirngespinnste auf einer Pressekonferenz am 22. September und fügte ironisch hinzu, bis zum Wahltag am 7. November könnten noch viele derartige Attacken geritten werden.

Roosevelt setzte den Kampf fort. Neben der gewaltigen Last, die die Leitung der Operationen an den weit verstreuten Fronten des zweiten Weltkrieges mit sich brachte, neben den Sorgen um die Organisation der Rüstungsproduktion innerhalb des Landes, neben der starken Beachtung, die er den Plänen der Nachkriegsordnung entgegenbrachte, nahm Roosevelt auch noch die Bürde eines erbittert geführten Wahlkampfes auf sich. Er hielt Reden, parierte scharf und bissig die Angriffe seiner Gegner, zog Tatsachen aus der Geschichte heran. Gerade während unseres Aufenthalts in Washington erschien in den Kinos der Vereinigten Staaten ein Monumentalfilm in Farbe: „Woodrow Wilson“. Wie es hieß, hatte Roosevelt selbst die Autoren dieses Films beraten, weil er den Streifen zu einer wirksamen Waffe im Wahlkampf zu machen gedachte.

[401:] Roosevelt wohnte der Premiere bei, die mit beispiellosem Aufwand arrangiert wurde. Anwesend waren das gesamte Diplomatische Korps, alle Kongreßmitglieder, die Generalität, die höchsten Regierungsbeamten, die Bosse der Demokratischen Partei. Eine Einladung erhielten auch die Teilnehmer der Konferenz von Dumbarton Oaks. Der Film war kitschig, rührselig, vermittelte ein überaus idyllisches Bild von der Regierungszeit Wilsons. Aber das war möglicherweise gerade das, was die Strategen der Demokratischen Partei damals brauchten. Von der Leinwand aus wurde auf die Zuschauer gleichsam eingeredet: Stimmt für die Demokratische Partei, laßt euren im Kampf bewährten und gestählten, durch Erfahrung weise gewordenen Präsidenten für eine weitere Amtsperiode in das Weiße Haus einziehen, und ihr erfüllt das Vermächtnis eines anderen großen Präsidenten, des Demokraten Woodrow Wilson. Der Film wurde in ganz Amerika gespielt und hat seine Wirkung gewiß nicht verfehlt.

Um sich der Unterstützung des vor allem in den Südstaaten starken konservativen Flügels der Demokratischen Partei zu versichern, stellte Roosevelt den Senator Harry Truman, dessen Ansichten mit den Bestrebungen des Präsidenten nichts gemein hatten, als Vizepräsidentenskandidaten auf. Zweifellos ging Roosevelt hierbei einen Kompromiß mit seinem Gewissen ein, doch hätte er das nicht getan, dann wäre sicherlich der Republikaner Thomas Dewey – der Platzhalter der reaktionärsten Kreise der USA – aus den Wahlen als Sieger hervorgegangen.

Im November 1944 errang Roosevelt den Sieg. Doch konnte er sich seiner nicht lange erfreuen: Am 12. April 1945 hörte das Herz dieses hervorragenden Amerikaners auf zu schlagen ...

In seiner Rede im Hotel „Statler“ kritisierte Roosevelt scharf seine Gegner, die Republikaner, sprach zuversichtlich vom baldigen Sieg über die Feinde der Menschheit, vermittelte ein plastisches Bild von der Nachkriegswelt, in der unser Planet dank des einheitlichen Handelns der Siegermächte von Not, Furcht, Krankheit und Krieg befreit sein werde.

„Uns stehen Aufgaben, bevor“, sagte Roosevelt, „die wir [402:] mit der gleichen Willensstärke, Kunst, Vernunft und Treue erfüllen müssen, die uns bislang auf dem Weg zum Sieg vorangeholfen haben. Das ist die Aufgabe, den schrecklichsten aller Kriege möglichst schnell und mit geringsten Menschenverlusten siegreich abzuschließen. Das ist die Aufgabe, eine internationale Organisation zu schaffen, die gewährleisten soll, daß der hergestellte Frieden nicht wieder verletzt werden kann. Und schließlich die uns hier, in der Heimat, bevorstehende Aufgabe, unsere Wirtschaft von den Gleisen des Krieges auf die Gleise des Friedens zu führen. Diese Aufgaben des friedlichen Aufbaus haben schon einmal, vor fast einer Generation, vor uns gestanden. Die republikanische Regierung ist mit diesen Aufgaben nicht fertig geworden. Das darf uns diesmal nicht passieren. Wir werden nicht zulassen, daß sich so etwas wiederholt ... Ich weiß, daß das amerikanische Volk – die Geschäftsleute, die Arbeiter und die Werktätigen der Landwirtschaft – auch für den Frieden das tun will, was es für den Krieg getan hat ...

Der Sieg des amerikanischen Volkes und seiner Verbündeten in diesem Krieg“, sagte Roosevelt abschließend, „wird etwas unvergleichlich Größeres sein als der Sieg über den Faschismus, über die Reaktion. Der Sieg des amerikanischen Volkes und seiner Verbündeten in diesem Krieg wird der Sieg der Demokratie sein. Er wird eine solche Bestätigung der Stärke, Macht und Lebenskraft der Regierung für das Volk sein, wie sie die Geschichte noch nie gekannt hat. Mit diesem Bewußtsein der eigenen Kraft und Macht schreiten wir der größten Epoche freier Errungenschaften freier Menschen entgegen, die die Welt jemals gekannt, von der sie jemals geträumt hat ...“

Diese mit herzlichem Beifall aufgenommene Rede war ein weiteres Zeugnis für den weiten Horizont und die Redekunst Roosevelts.

[403:]

Eine Bilanz wird gezogen

Vorbereitung des Schlußdokuments

In den folgenden Sitzungen des Führungsausschusses wurde der Wortlaut des Schlußdokuments präzisiert. Erörtert wurde ferner der Entwurf einer gemeinsamen Erklärung, die nach Beendigung der „sowjetischen Phase“ der Konferenz veröffentlicht werden sollte. Da sich die Sowjetunion damals nicht im Kriegszustand mit Japan befand, war beschlossen worden, die Konferenz von Dumbarton Oaks zu teilen. Zuerst berieten die UdSSR, die USA und Großbritannien. Nach Beendigung der „sowjetischen Phase“ sollte die „chinesische Phase“ stattfinden – Verhandlungen zwischen den USA, Großbritannien und China.

In einer Sitzung erklärte Stettinius, nach Meinung der amerikanischen Regierung sei es praktisch unmöglich, daß die Ergebnisse der Konferenz von Dumbarton Oaks vor der Presse geheim blieben. Daher halte es Außenminister Hull für wünschenswert, nach Abschluß der Beratungen eine gemeinsame Erklärung sowie den Wortlaut der Empfehlungen für die anderen Vereinten Nationen zu veröffentlichen, und zwar in den vier Hauptstädten Washington, Moskau, London und Tschungking gleichzeitig.

Ihm erscheine es wichtig, sagte Stettinius, daß der Öffentlichkeit die positive Seite der Arbeit in Dumbarton Oaks veranschaulicht werde. Daher sollte man Informationen nur über das veröffentlichen, worüber eine Übereinkunft erzielt worden sei. Der endgültige Text könnte entsprechend gekürzt werden.

Gromyko versprach, vor seiner Regierung die Frage der Form der beabsichtigten Erklärung über den Abschluß der Verhandlungen, der nachfolgenden Konsultationen sowie der Vorschläge hinsichtlich der „chinesischen Phase“ der Verhandlungen aufzuwerfen.

[404:] Stettinius bestätigte, daß der Presse nach Abschluß der Verhandlungen nur darüber eine Information gegeben werden sollte, daß die „sowjetische Phase“ beendet sei und die „chinesische Phase“ beginne. Alle waren sich darin einig, daß diese Erklärung kurz sein müsse.

In der Sitzung des Führungsausschusses am 27. September teilte Stettinius mit, daß ein Schlußkommuniqué abgestimmt worden sei. Er verlas den Text, der in der Presse, wie vereinbart, am 29. September erscheinen sollte.

Gromyko setzte die Sitzungsteilnehmer davon in Kenntnis, daß er von seiner Regierung eine Antwort hinsichtlich des Textes des Schlußdokuments erhalten habe. Insgesamt sei der Text für die sowjetische Seite annehmbar. Dann machte er einige Bemerkungen zu den Stellen, über die keine Einigung erzielt worden war, und teilte mit, daß die Sowjetregierung sowohl mit einem Hinweis auf die Menschenrechte und Grundfreiheiten in der Charta als auch mit den Vorbehalten hinsichtlich der inneren Rechtsprechung einverstanden sei.

Nach Präzisierung einiger Formulierungen war das Schlußdokument im Prinzip vereinbart. Auf Vorschlag von Stettinius wurde beschlossen, die weitere Arbeit dem Redaktionellen Unterausschuß zu überlassen, damit, er den endgültigen Text zur nächsten Sitzung vorbereite.

„Jetzt dürfen wir annehmen“, sagte Stettinius, „daß sich unsere Arbeit dem Ende nähert. Wir haben den Text der gemeinsamen Erklärung, die nach Abschluß der ‚sowjetischen Phase‘ der Konferenz veröffentlicht werden wird, vereinbart, haben uns über alle Formulierungen des Schlußdokuments geeinigt. Wir haben nur noch zu vereinbaren, wie wir die Konferenz abschließen. Ich denke, daß wir morgen, am 28. September, in einer Vollsitzung das Dokument und das gemeinsame Kommuniqué endgültig bestätigen und damit die Konferenz schließen werden ...“

Die Sitzungsteilnehmer stimmten diesem Vorschlag zu und vereinbarten, nach der Vollsitzung zur letzten Sitzung des Führungsausschusses zusammenzutreten, um eine Bilanz der geleisteten Arbeit zu ziehen.

Das Ende der Konferenz

Die Schlußsitzung der Konferenz in Dumbarton Oaks fand· eher in einer sachlichen als in einer feierlichen Atmosphäre statt. Sie wurde am 28. September, 15 Uhr 30, eröffnet und dauerte ganze zwanzig Minuten. Den Vorsitz führte Stettinius. Anwesend waren alle Mitglieder der sowjetischen, der britischen und der amerikanischen Delegation.

Stettinius erklärte die Sitzung für eröffnet und sagte:

„Der Hammer, mit dessen Schlag ich die Sitzungen eröffne und schließe, ist aus einem Bruchstück des sehr guten und schnellen amerikanischen Schiffes namens ‚Constitution‘ gedrechselt. Das hat, wie mir scheint, dazu beigetragen, daß die Arbeit der Konferenz schnell und erfolgreich war ...“

Der amerikanische Chefdelegierte griff nach dem polierten Holzhammer und hielt ihn zur allgemeinen Betrachtung hoch. Dann sagte er lächelnd:

„Ich hoffe, daß wir, wenn diese Konferenz mit einem Schlag dieses Hammers geschlossen wird, allen Grund haben, der neuen internationalen Organisation, die wir hier vom Stapel lassen, gute Fahrt zu wünschen ...“

Dann wurde das Schlußdokument ohne besondere Diskussion bestätigt.

Stettinius erklärte, daß jeder Beratungsteilnehmer eine Kopie der vorbereiteten Vorschläge habe, die nun den entsprechenden Regierungen empfohlen würden.

„Offenbar erübrigt es sich“, sagte Stettinius, „das Memorandum in dieser Sitzung ausführlich zu behandeln. Damit jede Regierung ein Original besitzt, sind drei Originale zur Bestätigung durch die entsprechenden Regierungen ausgefertigt worden.“

Stettinius richtete an Gromyko und Cadogan die Frage, ob sie bereit seien, mit ihm, Stettinius, zusammen dieses Memorandum zu billigen, da es ja vom Führungsausschuß eingegangen sei.

Cadogan machte lediglich auf einen Schreibfehler aufmerksam und sagte, daß er im übrigen keine Einwände habe. Gromyko äußerte ebenfalls seine Zustimmung zum vorgelegten [406:] Text. Danach wurde jedem der drei Chefdelegierten ein Original des Dokuments übergeben.

Zur Frage der Veröffentlichung des Kommuniqués übergehend, teilte Stettinius mit, daß der Führungsausschuß die Frage einer gemeinsamen Erklärung für die Presse sorgfältig geprüft habe. Nach einem Meinungsaustausch wurde vereinbart, das gemeinsame Kommuniqué der Presse am Freitag, dem 29. September, um 10 Uhr zur Veröffentlichung zu übergeben. Stettinius verlas den Text des Kommuniqués. Gromyko erklärte, daß der Text für ihn annehmbar sei. Im gleichen Sinne äußerte sich Cadogan; danach wurde beschlossen, die Erklärung gleichzeitig in Washington, London und Moskau zu veröffentlichen.

Bevor Stettinius die Sitzung schloß, wandte er sich an die Versammelten mit folgender abschließender Erklärung:

„Herr Gromyko, Sir Alexander Cadogan, meine Herren! Es ist nun fast sechs Wochen her, daß wir diese wichtigen Verhandlungen aufgenommen haben. In diesem kurzen Zeitabschnitt erreichten wir weitaus mehr, als wir für möglich gehalten haben. Möglich wurden unsere Erfolge dank der ernsten Mitarbeit meiner Kollegen und Mitvorsitzenden – des Botschafters Andrej Gromyko und Sir Alexander Cadogans – sowie aller, die mit ihnen gearbeitet haben. Ich möchte ihnen meine persönliche Anerkennung und meinen Dank aussprechen für diese Mitarbeit, die zu dem großartigen Geist der Harmonie und des guten Willens geführt hat, wie er während dieser ganzen Konferenz herrschte. Wir haben allen Grund, unsere Befriedigung mit dem Geleisteten zu bekunden.“

Abschließend bedankte sich Stettinius persönlich für die ihm von allen Delegationsmitgliedern erwiesene Hilfe und schloß mit einem Hammerschlag die Sitzung.

Gleich darauf trat der Führungsausschuß zusammen. Stettinius machte darauf aufmerksam, wie wichtig es sei, von den entsprechenden Regierungen möglichst schnell die endgültige Bestätigung des Schlußdokuments zu erhalten, damit sich die Veröffentlichung der ausgearbeiteten Vorschläge nicht über die erste Oktoberdekade hinaus verschiebe. Alle waren sich über eine baldige Veröffentlichung einig.

[407:] Dann fragte Stettinius, ob der sowjetische Delegierte einige Worte zu der in Dumbarton Oaks geleisteten Arbeit sagen möchte. Er werde gern eine Erklärung im Namen der sowjetischen Delegation abgeben, antwortete Gromyko.

„Man kann heute erklären“, führte er aus, „daß über einen weiten Fragenkomplex eine Übereinkunft erzielt worden ist. Insofern sind diese Verhandlungen zweifellos von Nutzen gewesen. Eine Übereinkunft wurde in vielen Fragen erzielt, darunter auch in solchen, die zu den allgemeinen Prinzipien der Organisation, zu den Rechten und Befugnissen ihrer Organe, zur Ergreifung von Zwangsmaßnahmen gehören, mit denen der Friede gewährleistet werden kann. Im Namen der sowjetischen Delegation möchte ich für die freundschaftliche Atmosphäre danken, in der diese Arbeit geleistet wurde. Im eigenen Namen möchte ich Dank sagen für die freundschaftliche Atmosphäre, in der die Begegnungen der Chefdelegierten verliefen. Ich glaube die Meinung aller hier Anwesenden zum Ausdruck zu bringen, wenn ich Herrn Stettinius für seine hochqualifizierte Arbeit als Vorsitzender danke. Ich möchte auch der Regierung der Vereinigten Staaten für die Gastfreundschaft danken.“

Dann ergriff Cadogan das Wort.

„Ich bin ebenfalls der Ansicht“, begann er, „daß hier viel nützliche Arbeit geleistet worden ist, die einem späteren Stadium der Verhandlungen zum endgültigen Erfolg verhelfen wird. Ich möchte einige Worte zu dem Stil sagen, in dem Herr Stettinius unsere Verhandlungen geleitet hat. Er verstand es, Energie mit Liebenswürdigkeit und Geduld zu paaren, und trug auf diese Weise als Vorsitzender dazu bei, unser Vorankommen an glatten Wegabschnitten zu beschleunigen und unebene Abschnitte zu ebnen. Wir verdanken ihm zu einem beträchtlichen Teil den Erfolg der Konferenz. Ich verwende nicht das Wort ‚Schwierigkeiten‘ mit seinem schärferen Sinn. So etwas hat es bei uns nie gegeben. Manchmal gingen wir, eine freundschaftliche und vernünftige Position wahrend, in unseren Ansichten auseinander. Das waren für jeden von uns die Momente, da der eine sich in Opposition zu zwei anderen Chefdelegierten befand, aber selbst, wenn uns die Ansicht der beiden anderen befremdeten, erkannten wir an, daß sie aufrichtig und daher zu respektieren waren. Ich sehe darin ein gutes Zeichen für die Zukunft ...“

Zum Schluß sprach Stettinius, der kurz die bereits in der Vollsitzung geäußerten Gedanken wiederholte. Er wünschte den Verhandlungsteilnehmern Erfolge in ihrer weiteren Tätigkeit und schloß die Sitzung. Damit war die Konferenz in Dumbarton Oaks beendet.

Am nächsten Tag, dem 29. September, wurde die gemeinsame Erklärung veröffentlicht. Sie lautete:

„Die Verhandlungen, die in Washington zwischen den Delegationen der Sowjetunion, der Vereinigten Staaten und des Vereinigten Königreichs in der Frage der Internationalen Sicherheitsorganisation geführt wurden, sind beendet.

Die Verhandlungen waren nützlich und führten weitgehend zu einem Übereinkommen über die Empfehlungen in der Frage des allgemeinen Plans der Organisation und insbesondere hinsichtlich des Mechanismus, der zur Aufrechterhaltung des Friedens und der Sicherheit notwendig ist.

Die drei Delegationen legen Berichte ihren entsprechenden Regierungen vor, die diese Berichte prüfen und zu gegebener Zeit gleichzeitige Erklärungen zu dieser Frage abgeben werden.“

Der Abflug unserer Gruppe aus Washington sollte am Sonnabend, dem 30. September, 10 Uhr erfolgen.

Die Verabschiedung war viel bescheidener als der Empfang, vielleicht weil der sowjetische Chefdelegierte in Washington blieb, um weiterhin seinen Pflichten als Botschafter nachzukommen. Als wir eintrafen, war er bereits auf dem Flughafen und unterhielt sich mit Stettinius. Etwas später kamen

Cadogan und Jebb; die britische Delegation blieb in Washington zur „chinesischen Phase“ der Konferenz, die nur einige Tage dauerte.

Wir wurden aufgerufen, und alle gingen auf das Flugfeld, wo eine mit Tarnfarbe gestrichene zweimotorige Douglas-Maschine mit sowjetischen Kennzeichen stand. Wir verabschiedeten uns. Man drückte uns die Hände, wünschte uns einen guten Flug. Wir stiegen die Gangway hinauf, die Tür des Fluggastraums schloß sich ...

[409:]

Eine Bilanz

Die in Dumbarton Oaks ausgearbeiteten Vorschläge fanden in der ganzen Welt vielfältigen Widerhall. Nach der Veröffentlichung der vereinbarten Vorschläge in den Vereinigten Staaten, in Großbritannien und in der Sowjetunion wurde eine Bilanz der in Dumbarton Oaks geleisteten Arbeit gezogen.

Eine spezielle Erklärung zur Konferenz in Dumbarton Oaks gab Präsident Roosevelt ab. Er äußerte sich befriedigt darüber, daß in einer so schwierigen Frage und in einer so kurzen Zeit so vieles erreicht werden konnte.

„Die geplante internationale Organisation hat in erster Linie den Zweck“, sagte Roosevelt, „den internationalen Frieden und die internationale Sicherheit aufrechtzuerhalten und die Bedingungen zu schaffen, die den Frieden garantieren. Wir wissen heute, wie notwendig eine solche Organisation der friedliebenden Völker ist, und wir wissen, wie groß die Einigkeit unter sämtlichen Partnern sein muß, wenn eine solche Organisation bestehen soll. Angriffslüsterne Eroberer wie Hitler und die japanischen Kriegsherren treffen Jahre hindurch ihre organisatorischen Vorbereitungen für den Tag, da sie ihre Kräfte des Bösen gegen schwächere Völker, die sich ihren friedlichen Bestrebungen widmen, loslassen können.

Diesmal sind wir entschlossen“, fuhr der Präsident fort, „erst einmal den Feind zu besiegen, dafür zu sorgen, daß er nie wieder in die Lage kommen wird, die Welt in einen Krieg zu verwickeln, und dann die friedliebenden Völker so zu organisieren, daß sie, einig in ihrem Streben, einig in ihrem Willen und einig in ihrer Stärke, dafür sorgen können, daß auch kein anderer präsumptiver [vermutlicher] Aggressor oder Eroberer Gelegenheit findet, mit seinen Versuchen auch nur zu beginnen ... Die Aufgabe, den gewaltigen Plan künftiger Sicherheit und künftigen Friedens zu entwerfen, ist mit gutem Ergebnis in Angriff genommen worden. Nun liegt es an den Völkern, im Geiste aufbauwilligen Strebens und wechselseitigen Vertrauens das Gebäude zu vollenden.“

Am gleichen Tag nahm auch Außenminister Cordell Hull zum Abschluß der Konferenz Stellung. Er brachte seine Befriedigung über die im Verlauf der Verhandlungen erzielten Ergebnisse zum Ausdruck.

„Wir müssen ständig den Preis vor Augen haben, den wir alle zahlen würden, wenn wir es nicht verständen, mit der auf uns lastenden Verantwortung fertig zu werden“, sagte Hull. „Wenn viele Regierungen und Völker sich über einen einheitlichen Plan zu verständigen versuchen, läßt es sich allerdings nicht vermeiden, daß das Ergebnis eine Art gemeinsamer Nenner ist und nicht der Plan irgendeines Landes. Die zu schaffende Organisation muß eine Widerspiegelung der Gedanken und Hoffnungen aller friedliebenden Nationen sein, die an ihrer Schaffung teilnehmen. Der Geist der Zusammenarbeit muß seinen Ausdruck im gemeinsamen Streben nach Erreichung des höchsten Zieles – des allgemeinen Einvernehmens – finden. Der Weg zur Herstellung des Weltfriedens und der internationalen Sicherheit wird lang, er wird bis, weilen schwer sein. Aber man kann nicht hoffen, ein so großes Ziel zu erreichen, wenn man sich nicht ständig darum bemüht, wenn man nicht die unbeugsame Entschlossenheit aufbringt, so zu handeln, daß die Opfer dieses Krieges nicht vergeblich waren ...“

Die amerikanische Presse kommentierte breit die Beschlüsse der Konferenz von Dumbarton Oaks. Die übergroße Mehrheit der Zeitungen begrüßte die Vorschläge zur Schaffung einer internationalen Sicherheitsorganisation als wesentlichen Schritt vorwärts zur Aufrechterhaltung des Friedens und der Sicherheit nach dem Kriege. Die „New York Times“ erklärte in einem Leitartikel, daß „die erzielten

übereinkommen von sehr realen Erfolgen zeugen. Das berechtigt zur durchaus begründeten Hoffnung, daß ein neuer Bund entsteht, der Frieden und Ordnung in einer Welt, die einen furchtbaren Preis für ihre Unfähigkeit zur Organisation des Friedens gezahlt hat, zu sichern vermag.“

Auch in Großbritannien fanden die ausgearbeiteten Vorschläge breite Unterstützung. Die „News Chronicle“, die diese Vorschläge begrüßte, schrieb in einem redaktionellen Artikel:

„Die freien Nationen fordern Sicherheit. Sie wissen, daß sie diese erhalten, wenn sich England, Amerika und Rußland in [411:] einem dauerhaften Bund vereinen. Welche Schwierigkeiten uns auch bevorstehen mögen – unsere Nachfahren werden in diesen drei Großmächten fürwahr die Hauptschöpfer des neuen Plans sehen.“

Die „Daily Mail“ unterstrich die außerordentliche Bedeutung der Lösung der Frage des Abstimmungsverfahrens im Sicherheitsrat und wies darauf hin, daß der Sicherheitsrat das Herzstück der Weltorganisation der Vereinten Nationen sein werde. „Gerade er“, schrieb die Zeitung, „wird im Besitz der Macht sein, die denen übergeben werden soll, denen sie gebührt, das heißt den Nationen, die die größten Ressourcen, die größte Bevölkerung haben und die größte Verantwortung tragen.“

Von sowjetischer Seite gab es ebenfalls eine umfassende Einschätzung der in Dumbarton Oaks ausgearbeiteten Vorschläge. Die „Prawda“ veröffentlichte am 11. Oktober 1944 einen redaktionellen Artikel, in dem die Schaffung einer internationalen Sicherheitsorganisation ausführlich analysiert wurde. Die „Prawda“ unterstrich, daß den Verhandlungen in Washington der Beschluß der Moskauer Konferenz von 1943 als Grundlage gedient habe. Als die Delegationen der drei Mächte in Washington ihre Arbeit aufgenommen hätten, seien sie sich zweifellos der Notwendigkeit bewußt gewesen, eine Wiederholung der ausgesprochen negativen Erfahrungen aus der Zeit des Völkerbundes zu vermeiden.

„Doch aus der traurigen Erfahrung des Völkerbundes“, schrieb die Zeitung, „ist gewiß nicht der Schluß zu ziehen, daß man darauf verzichten sollte, eine Organisation für die kollektive Teilnahme aller friedliebenden Staaten an der Gewährleistung der internationalen Sicherheit zu schaffen. Nein, daraus folgt lediglich, daß man bei der Verwirklichung dieser Aufgabe die negativen Erfahrungen der Geschichte des Völkerbundes ernsthaft berücksichtigen und dessen Mängel vermeiden muß. Die Ergebnisse der Verhandlungen in Washington zeugen davon, daß die Delegierten der drei Mächte in dieser Hinsicht den richtigen Weg gefunden haben.“

Ferner wurde in dem Artikel unterstrichen, wie wichtig es sei, in der Charta der internationalen Sicherheitsorganisation [412:] als Prinzip zu verankern, daß die Annahme eines beliebigen Beschlusses im Sicherheitsrat die Zustimmung aller seiner ständigen Mitglieder voraussetze. „Bei den Washingtoner Verhandlungen über das Abstimmungsverfahren im Sicherheitsrat“, stellte die „Prawda“ fest, „fand dieses wichtige Prinzip als allgemeine Regel einmütige Zustimmung. Doch wurde dieses Problem noch nicht endgültig entschieden, da es unterschiedliche Meinungen darüber gab, ob dieses Prinzip bei der Entscheidung aller Fragen im Sicherheitsrat konsequent angewandt werden soll.“

Die „Prawda“ brachte die Hoffnung zum Ausdruck, daß die weitere Erörterung der Charta der künftigen internationalen Sicherheitsorganisation zur konsequenten Anwendung des Prinzips des Einvernehmens und der Harmonie zwischen den ständigen Mitgliedern des Sicherheitsrates und damit zur erfolgreichen Verwirklichung des Plans führen werde, eine wirklich effektive Organisation zur Aufrechterhaltung des Friedens und der Sicherheit zu schaffen.

„Die Sowjetunion, die stets ein sicheres Bollwerk des Weltfriedens war und sein wird, ist auch künftighin bereit, mit all ihren Kräften zum Erfolg dieser Sache beizutragen“, schrieb die „Prawda“ abschließend.

Das Problem der Einstimmigkeit der Großmächte wurde, wie bereits gesagt, durch eine Vereinbarung zwischen den drei Mächten gelöst, und so konnte die Charta der Vereinten Nationen bereits im Jahre 1945 unterzeichnet werden.

Die UNO in Aktion

Im Herbst 1971 war ich wieder in New York und besuchte – wie gewöhnlich – den Sitz der Organisation der Vereinten Nationen zwischen der 42. und der 48. Straße am Ufer des East River. Jedesmal, wenn ich die imposanten Gebäude der UNO – den Kuppelbau mit dem Sitzungssaal für die Tagungen der Vollversammlung und den hohen Wolkenkratzer, in dem die Einrichtungen des Sekretariats der UNO untergebracht sind – betrachte, erinnere ich mich an die ersten Schritte [413:] zur Schaffung dieser Organisation, die in einer alten Villa, in Dumbarton Oaks, getan wurden. Damals hatten wir noch keine Vorstellungen, wie die Nachkriegsorganisation zur Aufrechterhaltung des Friedens und der Sicherheit aussehen, wo sie untergebracht sein und in welchem Land sie ihren Sitz haben wird. Hingegen gab es in jenen Jahren viele Hoffnungen, daß es gelingen würde, ein zuverlässiges und wirksames Instrument zum Schutz des Weltfriedens zu schaffen. Inwieweit haben sich diese Hoffnungen erfüllt? Diese Frage stellt man sich unwillkürlich jedesmal, wenn man das Gelände des UNO-Sitzes betritt, wenn man die feierlich wehenden Flaggen der ihr angehörenden Nationen betrachtet. Seit 1971 sieht man darunter auch die Flagge der Volksrepublik China und seit 1973 die Flaggen der beiden deutschen Staaten: Die UNO ist noch universaler geworden.

Wie sieht nun die Bilanz der Tätigkeit der UNO in den zurückliegenden Jahren aus?

Die Sowjetunion ist stets der Ansicht gewesen, daß die Organisation der Vereinten Nationen jene wichtige Rolle spielen muß, die ihr bei ihrer Schaffung zugedacht wurde. Die sowjetische Seite tritt konsequent dafür ein, daß die UNO als ein nützliches Instrument der internationalen Zusammenarbeit voll wirksam wird. Doch dem entspricht nicht immer die Praxis ihrer Arbeit.

Die letzten Jahrzehnte waren angefüllt mit bedeutsamen Ereignissen. Das Kräfteverhältnis in der Welt hat sich verändert. Die sozialistische Staatengemeinschaft bildete sich heraus. Kolonialreiche stürzten zusammen. In der Weltarena erschienen Dutzende asiatischer und afrikanischer Länder, die die Ketten der kolonialen Versklavung gesprengt hatten. Die Zahl der UNO-Mitglieder hat sich fast verdreifacht. Die UNO kann auf manche Aktion, die zur Verwirklichung der Ziele der Charta unternommen wurde, zurückblicken. In der UNO wurden der Vertrag über das Verbot der Kernwaffenversuche in drei Medien, der Weltraumvertrag, der Kernwaffensperrvertrag und der Meeresbodenvertrag vorbereitet.

Doch wird die Tätigkeit der UNO nicht nur durch positive Beschlüsse gekennzeichnet. Man muß feststellen, daß diese [414:] Organisation bei weitem nicht immer den in sie gesetzten Hoffnungen gerecht geworden ist. In diesem Zusammenhang erheben einige Leute bei der Analyse der Tätigkeit der UNO die Forderung nach einer Revision ihrer Charta, der darin enthaltenen Grundsätze. Doch die Hauptursache für bestimmte Mißerfolge der UNO liegt keineswegs in der Unvollkommenheit der Charta. Schlimm ist, daß die Charta selbst verletzt wird, daß die in ihr enthaltenen Möglichkeiten nicht immer und nicht voll genutzt und realisiert werden. Die Welt war wiederholt Zeuge, wie die Prinzipien der Charta von imperialistischen Mächten mit Füßen getreten wurden und wie verbrecherische Kolonialisten mit der blauen Flagge der UNO Aktionen aggressiver Kräfte und Abenteurer getarnt haben. So war es in Korea, so war es im Kongo. Indessen verpflichtet die Charta alle Mitglieder der Organisation, sich der Gewaltandrohung oder Gewaltanwendung, die gegen die territoriale Unverletzlichkeit oder politische Unabhängigkeit irgendeines Staates gerichtet ist, zu enthalten.

Zweifellos gibt es in der UNO genügend gesunde Kräfte, um die Weltorganisation zu einem wirklich effektiven Instrument des Friedens und der internationalen Zusammenarbeit zu machen. Um das zu erreichen, muß die strikte Einhaltung ihrer Charta durchgesetzt und müssen entsprechende Maßnahmen gegen diejenigen, die sie verletzen, ergriffen werden. Die Charta birgt gewaltige Möglichkeiten, um die Tätigkeit der Organisation zu aktivieren. Gerade auf dem Wege der Erschließung und Nutzung dieser Möglichkeiten, nicht aber auf dem der Umgehung oder der Revision der Charta ist die Effektivität der UNO zu erhöhen.

In den Jahren ihres Bestehens hat die UNO eine große und schwierige Wegstrecke zurückgelegt. Auch wenn man sich über die Schwächen, Mängel und Fehler voll im klaren ist, darf man dennoch

nicht übersehen, daß die UNO zu einem wichtigen Bestandteil im Gesamtsystem der internationalen Beziehungen nach dem zweiten Weltkrieg geworden ist. Ohne dieses Forum, wo sich Vertreter von Staaten unterschiedlicher sozialer Systeme und von verschiedenen politischen Gruppierungen nicht nur ständig begegnen, sondern auch miteinander disku- [415:]tieren und zusammenarbeiten, kann man sich unsere Welt von heute kaum noch vorstellen. Und man darf auch die große Zukunft nicht vergessen, die sich der UNO in dem Maße erschließt, wie die entscheidende Rolle innerhalb der Organisation an die Staaten mit friedliebender, antiimperialistischer Politik übergeht.

In der am 24. Oktober 1970 auf der Jubiläumstagung der Vollversammlung angenommenen „Deklaration anlässlich des 25. Jahrestages der Vereinten Nationen“ heißt es:

„Die Menschheit steht heute vor einer kritischen und dringenden Entscheidung: entweder erhöhte friedliche Zusammenarbeit und Fortschritt oder Uneinigkeit und Konflikt oder sogar Vernichtung.

Wir, die Vertreter der Mitgliedstaaten der Vereinten Nationen, die den 25. Jahrestag der Vereinten Nationen feierlich begehen, bekräftigen erneut unsere Entschlossenheit, unser Möglichstes zu tun, um einen dauerhaften Frieden in der Welt zu sichern und die in der Charta verankerten Ziele und Prinzipien zu befolgen, und bringen unser volles Vertrauen zum Ausdruck, daß die Aktionen der Vereinten Nationen dem Fortschritt der Menschheit auf dem Wege zum Frieden, zur Gerechtigkeit und zum Fortschritt förderlich sein werden.“

In der Erfüllung dieser feierlichen Verpflichtung liegt das Unterpfand .der künftigen Erfolge der Organisation der Vereinten Nationen. Die Freunde der UNO stellen mit Befriedigung fest, daß die Autorität dieser Organisation wächst. Die Sowjetunion mißt ihr große Bedeutung bei, sieht sie doch in der UNO ein nützliches Instrument der internationalen Zusammenarbeit im Kampf für Frieden und allgemeine Sicherheit.